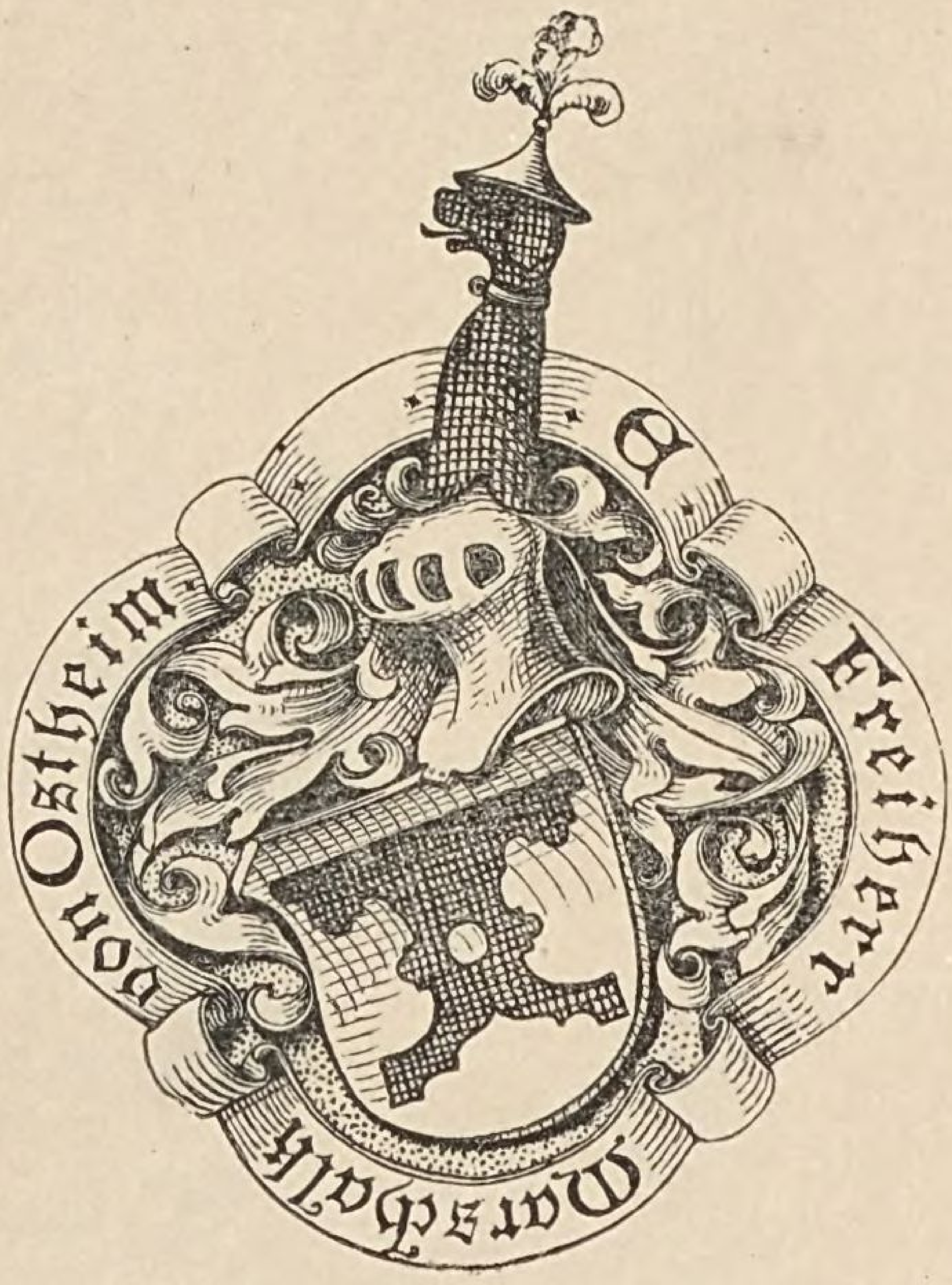
24.



Bibliothek
ausländischer Klassiker.

Die Charaktere

oder

Die Sitten im Zeitalter Ludwigs XIV.

von

La Bruyère.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Karl Eitner.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1870.

La Bruyère's Leben und Schriften.

Jean de La Bruyère, einer der berühmtesten Moralisten und Schriftsteller Frankreichs, dessen Werke zwar wenig umfangreich, da sie zwei Bände nicht übersteigen, doch von solcher Bedeutung sind, daß sie seit fast zwei Jahrhunderten zahllose Ausgaben und Auflagen erlebten*), — ist in Betreff seiner Lebensumstände fast unbekannt geblieben; ja man hat erst neuerdings sein wahres Geburtsjahr, wie seinen wirklichen Geburtsort ausfindig gemacht, über welche somit fast zwei Jahrhunderte hindurch falsche Daten von einer Ausgabe zur andern sich forterbten.

Der letzte Verfasser eines ausführlichen „Schlüssels" zu La Bruyère's „Charakteren", unter dem Titel „La comédie de La Bruyère par Edouard Fournier" (Paris 1866 in 2 Bdn. kl. 8.), sagt hierüber: „Das Buch La Bruyère's war bis zur Verwunderung von Anfang bis ans Ende durchforscht worden; man hatte es, so zu sagen, bis auf den innersten Herzpunkt zerlegt und ausgeklaubt; man hatte so viel darin herum geblickt, daß man bisweilen sogar mehr darin gesehen hatte, als darin zu ersehen ist: aber der Autor, dessen Geist diese Blätter belebte, der „Mensch selbst", wie Buffon sagt, der Mann, von dessen Leben dies Buch vielleicht ein Spiegel ist, was weiß man von ihm? Recht betrachtet: fast nichts; und der beste Beweis dafür ist, daß man sogar nicht mit Bestimmtheit anzugeben wußte, wann und wo er geboren war.

„Die gangbarste Meinung, welche von Buch zu Buch überging, war bisher, daß Jean de La Bruyère um 1639 bis 1646 in einem Dorfe in der Nähe der Stadt Dourdan geboren worden sei. Nirgends fand sich jedoch eine Anzeige, daß er aus dieser Landschaft herstamme, nirgends eine Spur von ihm daselbst; kein Eigenthum, das dort im Besitz seiner Familie hätte gewesen sein können.

*) In dem laufenden Jahrzehnt sind allein wieder drei neue Ausgaben und zwei ausführliche Schlüssel (d. h. Erläuterungen der in dem Werke wirklich enthaltenen oder vermutheten historischen Anspielungen) erschienen.

Kurz, es schien eher Alles geeignet, glauben zu lassen, daß er in Paris oder dessen Umgegend geboren wäre und von Kindheit an in der großen Stadt gelebt hätte. Nichtsdestoweniger hielt man an dem Dorfe bei Dourdan fest. Der Abbé d'Olivet und der Pater Niceron hatten es, nach einer Bemerkung des M. Clément in dem Kataloge der Bibliothek des Königs, behauptet; und man glaubte es ihnen aufs Wort, ohne weiter darüber zu forschen.

„Heute endlich sind wir im Besitz des Zeugnisses, das all jene irrigen Angaben niederschlägt, nämlich des Taufzeugnisses, nach welchem er „am Montage, den 17. August 1645 in der kleinen Kirche Saint-Christophe der Stadt Paris getauft, also wahrscheinlich den Tag vorher geboren worden ist. Dies stimmt also ziemlich mit dem Todeszeugniß, das, da er den 10. Mai 1696 zu Versailles starb, aus Mangel an genauerer Kunde sein Alter auf „ungefähr 50 Jahre" angab; genauer bestimmt, war er fünfzig Jahre neun Monate und sechs Tage alt geworden."

Die kleine Kirche Saint-Christophe, worin er getauft wurde, lag in der Cité, nur zwei Schritt und sogar im Schatten der Thürme von Notre-Dame. Man konnte also, der Geburt nach, sagt Fournier, mehr Pariser füglich nicht sein. Ebenso wenig kann man vollkommnerer Pariser der Familie nach sein. Denn die La Bruyère's gehört zu jenem alten kräftigen Schlage und reinen Pariser Blut, in welchem der alte Sauerteig der Empörung wiedererwacht war und fortgohr. La Bruyère stammte von einem berühmten Liguisten ab, der zu der Zeit der Barrikaden in Paris den Dienst eines Lieutenants einer Partei bekleidete. Sein Vater Mathieu, welcher Apotheker war und sich ebenso sehr in die liguistische Partei eingelassen hatte, theilte sein Loos bei der Rückkunft des Königs. Vater und Sohn befanden sich unter Denen, welche „zufolge des königlichen Willens" die Stadt verlassen mußten. Sie begaben sich ins Ausland, jedoch in katholisches. Ihr erster Zufluchtsort war Antwerpen, denn es war ja spanisch, also ihrer Gesinnung befreundet. Bei dem Gerücht von den neuen Unternehmungen Heinrichs IV. gegen Spanien hielten es die La Bruyères für sicherer, sich noch weiter zu entfernen. Und so finden wir sie später in Neapel, wo sie noch fortwährend mit den Agenten Philipps II. und „den verzweifeltsten Liguisten" konspirirten. Unter der Regentschaft der Maria von Medicis konnten sie wieder nach Frankreich kommen, und es geschieht ihrer fernerhin keine Erwähnung mehr.

Der Sohn jenes Lieutenants und Vater des Autors der „Cha-

raktere" war, laut jenes Taufzeugnisses, Controleur der Einnahmen von der Stadt Paris, vielleicht königlicher Rath. Diese Titel gewährten keine Reichthümer; zum Ersatz dafür wurden ihm vier Kinder, drei Knaben (von denen man nur weiß, daß Jean und Louis die beiden ältesten waren, nicht aber, welcher der ältere) und ein Mädchen. Von La Bruyère's Familie wissen wir wenig; nur daß sein Bruder Louis erster Huissier des Parlaments, und der jüngste, Robert Pierre, beim Tode Jeans Geistlicher in der Diöcese von Paris war. Was nun aber unsern Autor selbst anbetrifft, so kennt man auch wenig mehr von seinen Lebensumständen, und das Wenige muß man meist aus seinem Buche herauslesen, wo man nicht Mühe hat, nach seinem Ruhm und seinem Geist zu forschen, wohl aber, wenn man von seinem Leben etwas daraus erfahren will.

La Bruyère, der Vater, that seinen Sohn in das Oratoire von Paris, wo, wie im Port-Royal, auch Griechisch gelehrt wurde, während Corneille als Zögling der Jesuiten es kaum gelernt hatte, und Bossuet erst, nachdem er aus ihrem Bereiche war. Die Kenntniß des Griechischen wurde damals fast verspottet; aber La Bruyère, sich dabei in guter Gesellschaft, d. h. mit Bossuet, Boileau, Racine, seinem Freunde Dacier und vielen Andern wissend, ertrug diesen Spott sehr heiter und spottete der Spötter. Er wandte sich besonders dem Studium der Geschichte zu und las den Thucydides, Strabo und Polybius in ihrer Sprache. Ebenso verstand er das Italienische. Außerdem hat er sich wahrscheinlich des Rechtsstudiums beflissen.

Er hatte sich soeben eine Stelle als Schatzmeister von Frankreich zu Caen gekauft, als ihn Bossuet nach Paris berief, um M. le Duc, dem Sohne des Prinzen von Condé, Heinrich Julius, und Enkel des großen Condé, Geschichte zu lehren. Er blieb, in der Eigenschaft eines Gelehrten und mit einer Pension von tausend Thalern, bis an sein Lebensende diesem Prinzen ergeben. Sein Tod fand unerwartet schnell statt. „Vier Tage vorher", sagt d'Olivet, „war er in Paris in einer Gesellschaft, als er plötzlich wahrnahm, daß er taub, vollkommen taub wurde. Sonst empfand er nicht die geringsten Schmerzen. Er kehrte nach Versailles zurück, wo er im Hôtel Condé seine Wohnung hatte, und wo ein Schlaganfall in einer Viertelstunde seinem Leben ein Ende machte." — Dies geschah den 10. Mai 1696. — Der so jähe Tod erschien wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel, so daß man ihn für nicht natürlich hielt, und es verbreitete

sich daher das Gerücht, daß La Bruyère vergiftet worden sei. Man schrieb es sich, man druckte es. Ja, zwei Monate später konnte selbst der Abbé Fleury, in der Rede, worin er ihm das Eloge hielt, sich nicht entbrechen, dem Zweifel Raum zu gestatten, indem er von diesem „so schleunigen und überraschenden" Tode sprach. —

Was La Bruyère's persönlichen Charakter anbetrifft, so theilt obengenannter d'Olivet Folgendes davon mit: „Man hat ihn mir als Philosophen geschildert, dem einzig daran lag, mit seinen Freunden und unter seinen Büchern ruhig zu leben, indem er eine gute Wahl unter beiden traf. Vergnügen suchte er weder, noch floh er es, stets aufgelegt zu einer anständigen Erheiterung und erfinderisch, sie zu fördern. Fein in seinen Manieren und klug in der Unterhaltung, scheute er jede Art von Ehrgeiz, selbst die, Geist zu zeigen." (Histoire de l'Académie française.)

Obgleich La Bruyère unter den Großen an Stellung oder Geist lebte, neigte er sich doch mit seinem Sinn, seiner Einfachheit dem Volke zu. Er gehörte dem Volke an und rühmt sich dessen, indem er sagt: „Das Volk hat wenig Geist, und den Großen fehlt die Seele; jenes hat eine gute innere Grundlage, aber keine gefällige Außenseite; diese haben nur ein glattes Aeußere und eine geschliffene Oberfläche. Bedarf es da noch einer Wahl? Ich bin entschieden: ich will dem Volke angehören." Und dies stimmt mit den Traditionen seiner Familie überein. Er war strenger Katholik, so daß selbst der heftigste seiner Kritiker ihm in diesem Punkte Ehre erweisen muß, indem er sagt: „M. de La Bruyère hatte, wie man versichern kann, viel Religion und eine große Ehrerbietung vor allen Büchern der Frömmigkeit." Doch war er dabei nicht unbedingter Sklave autorisirter Ansicht, und wich darin von seinen Vorfahren ab. Denn wenn sein Großvater mit Philipp II. gemeinsame Sache gemacht und gegen Heinrich IV. conspirirt hatte: so schrieb er dagegen an G. Leti, der eine Geschichte Philipps II. vorbereitete, indem er ihm Glück zu dem Vorhaben wünschte, da es Niemand besser als er auszuführen vermöchte: „Jener war ein wirklich großer Politiker, wenn es, um einen solchen vorzustellen, genügt, daß man ein Schurke sei, ohne Glauben, ohne Menschlichkeit, ohne Familiensinn, ohne Mitleid und ohne Religion."

Zu Anfang des Jahres 1688 erschien die erste Ausgabe der „Charaktere des Theophrast, übersetzt aus dem Griechischen, oder die Sitten dieses Jahrhunderts". Der Verfasser stellte seine eigenen Beobachtungen über die moderne Gesellschaft

unter den Schutz eines Schriftstellers des Alterthums. Der Erfolg des Buchs war ein über alle Maßen glücklicher. Drei Ausgaben erschienen im Laufe des ersten Jahres, und bis zum Tode La Bruyère's (1696) folgten noch sechs andere. Voltaire erzählt in seinem „Siècle de Louis XIV", daß der Autor, ehe er sein Werk habe erscheinen lassen, es dem M. de Malezieux, Lehrer des jungen Herzogs von Maine, vorgelesen und dieser zu ihm gesagt habe: „Mein Freund, da ist Stoff darin enthalten, der Ihnen viele Leser und viele Feinde verschaffen wird." — Aber wenn auch in der That der böswillige Sinn der Zeitgenossen dadurch, daß er den satirischen Zügen des Werks seinen Beifall zollte, zu dessen Rufe hat beitragen können, so hat ihm doch erst das Urtheil der spätern Zeit die Weihe als eines der vorzüglichsten Werke der französischen Literatur verliehen.

Wenn La Bruyère noch jetzt als der größte Darsteller der Sitten, der jemals in französischer Sprache geschrieben hat, gilt, so hat er zunächst dies so seltene Talent der Beobachtung zu verdanken; dann aber auch der Bühne, auf welche er gestellt, und endlich der Zeitepoche, welche er darzustellen berufen war. Indem er in dem Palais des M. le Duc lebte, wo er sein Buch schrieb, konnte er, wenn er auch nicht zum Hofe gehörte, doch diesen sehr nahe betrachten, Zeuge aller Bewegungen der Hofleute, unbetheiligter Zuschauer aller Intriguen derselben sein. So spiegelt er die hervorstechendsten Züge ihres Handelns und die originellsten Physiognomien mit bewundernswürdiger Treue wieder; sein durchdringender Blick ertappt sie auf all ihren Schleichwegen und entschleiert sie mit der Ruhe eines unbestechlichen Richters. Bussy-Rabutin (Graf von Bussy, ein Memoirenschreiber, geboren 1618, gestorben 1693) schreibt an den Grafen von Fermes, der ihm das Werk zugeschickt hatte: „La Bruyère ist tiefer als Theophrast eingedrungen, ja er hat es sogar in zarterer Weise gethan und feineren Ausdruck dafür gefunden. Das sind keine Phantasie-Portraits, die er uns gegeben hat; er hat sie nach der Natur entworfen, und er giebt keinen Charakter, bei dem er nicht irgend eine Person im Auge gehabt hätte. Was mich anbelangt, der ich doch leider eine lange Erfahrung der Welt besitze: so habe ich bei allen Portraits, die er mir vorgeführt hat, vielleicht ebenso treffende Eindrücke empfunden, als stünde ich vor den Originalen selbst." — Es ist also nicht zum Erstaunen, wenn ihn Saint-Simon einen durch seinen Geist, seinen Styl und die Kenntniß der Menschen ausgezeichneten Schriftsteller nennt und ihm darüber Lob ertheilt,

daß er den Theophrast übertroffen und die Menschen seiner Zeit in unnachahmlicher Weise geschildert habe.

In dem prachtvollen Schloß von Chantilly (einem zehn Stunden von Paris gelegenen Flecken, dem Hauptsitz der Familie Condé) und im Hôtel Condé mochten sich die Geister und die Unterhaltung freier bewegen als zu Versailles. La Bruyère konnte von da aus den Hof Ludwigs XIV. mit minder geblendetem Auge betrachten. Zu der Zeit, als er zu schreiben begann, entdeckte seine zum Ernst gestimmte Seele unter jener glänzenden Oberfläche, die bereits so vieles Elend, so große Verderbtheit und Zweifelsucht verhüllte, die geheimen Ursachen der unruhigen Bewegung, welche schon die Geister aufregte und sich im achtzehnten Jahrhundert freie Bahn brechen sollte. Grade während der acht Jahre seines literarischen Erfolges, von 1688—1696, gaben sich die ersten Symptome des Sinkens und des Verfalls jenes Glanzes kund. Ludwig XIV. hatte in dem Kriege mit Holland, der so ruhmreich durch den Frieden von Nimwegen beschlossen wurde, alle Mächte Europa's gegen sich aufgebracht; ihr Mißtrauen brütete heimlich über Plänen. Sie kamen mit einander überein, das Joch abzuschütteln, das sie bedrohte, und die Ligue von Augsburg kam zu Stande. Ungeachtet aller von der französischen Diplomatie entwickelten Geschicklichkeit, sie zu trennen, fand doch diese Ligue ein Haupt, das fähig war sie zu leiten, in Wilhelm, Statthalter von Holland, welcher bald nach der Vertreibung Jakobs II. als Wilhelm III. König von Großbritannien wurde und dem Kriege gegen Frankreich den leidenschaftlichen Nachdruck eines Nationalkrieges gab. Ludwig XIV. hielt tapfer diesen Kampf eines Einzigen gegen Alle aufrecht; aber trotz seiner Siege wurde er doch gezwungen, Frieden zu machen und all seine Eroberungen in dem letzten Kriege wieder herauszugeben.

In diesen Unglückszeiten, als Adel und Gewerbfleiß in Verfall gerathen und alle Quellen des öffentlichen Reichthums versiegt waren, tauchte die Landplage der Finanzpächter und ihre Aergerniß verursachenden Vermögenszustände auf. Angesichts dieses allgemeinen Nothstandes konnte sich der Monarch doch nicht entschließen, weder seinen Pomp und seinen persönlichen Aufwand, noch selbst seine Verschwendungen an die Hofschranzen zu vermindern. Seit dem Jahre 1685 hatte, unter dem Einfluß der Jesuiten, die Widerrufung des Edicts von Nantes stattgefunden, eine für die Wohlfahrt der Nation ebenso mißliche als in den Augen des Sinnes für Toleranz ungerechte Maßregel. Ganz Frankreich wurde durch die religiösen Streitig-

keiten des Jansenismus, deren gewaltsame Lösung schließlich die Vernichtung des Port-Royal (der obenerwähnten höheren Unterrichtsanstalt) war, in Aufregung versetzt. Als die Andächtelei über Ludwig XIV. eine größere Herrschaft gewonnen hatte, verabschiedete er die schöne und stolze Montespan, um die Wittwe Scarrons, des komischen Dichters und Romanschriftstellers, zu heirathen. Diese Herabsetzung der königlichen Würde bewirkte, daß er der öffentlichen Meinung verfiel; nicht weniger trotzte er dieser durch das Aergerniß, welches er gab, indem er seine unechten Kinder legitimirte und die Mitglieder seiner Familie zwang, mit ihnen entehrende Ehen einzugehen. Seiner beiden geschicktesten Minister, Colbert und Louvois, beraubt, wollte er Alles allein ausrichten, und seine blinde Eigenliebe überredete ihn, daß er es vermöge, mittelmäßigen Menschen, die er in seinem Rath anstellte, die Fähigkeiten dazu zu verleihen. Unter der Herrschaft der frömmelnden Maintenon ändert sich die Physiognomie des Hofes vollständig. Sie nimmt die Maske der Scheinheiligkeit an, und es beginnt damals, durch eine unvermeidliche Gegenwirkung, sich jener Geist der Irreligion und Sittenlosigkeit zu zeigen, der sich bald genug in den Saturnalien der Regentschaft entfesseln sollte.

Das war der Anblick, den die Gesellschaft zu dieser Zeit gewährte, und deren verschiedene Gestalten sich in dem Buche La Bruyère's wiederspiegeln sollten. Der Plan seines Werks ist auf den ersten Blick so wenig klar, daß man anfänglich versucht ist, zu glauben, es habe eigentlich gar keinen, es sei aufs Gerathewohl hingeschrieben, und der Verfasser habe seine Gedanken nur so hingestreut, wie sie ihm in den Sinn gekommen seien. Schenkt man ihnen aber mehr Aufmerksamkeit, so erkennt man einen klug entworfenen Plan und entdeckt die Einheit, welche in diesen, aus losen und dem Anschein nach unzusammenhängenden Artikeln gebildeten Kapiteln verborgen liegt.

Hören wir jedoch über diesen Punkt zunächst La Bruyère selbst, der den ihnen im Allgemeinen zu Grunde liegenden Gedanken in seiner Rede bei der Aufnahme in die französische Akademie kund gethan hat: „Haben nicht die Ersteren (die Religiosen) den Plan in der Oekonomie des Buchs der Charaktere erkannt? Haben sie nicht bemerkt, daß von sechszehn Kapiteln, woraus das Ganze besteht, fünfzehn sich angelegentlich damit beschäftigen, das Falsche und Lächerliche, das sich in den Gegenständen der menschlichen Leidenschaften und Neigungen findet, nachzuweisen, daß sie nur darauf

abzielen, alle Hindernisse wegzuräumen, welche die Erkenntniß Gottes in den Menschen anfangs nur schwächen, endlich aber ganz auslöschen; daß dieselben mithin Vorbereitungen sind auf das sechszehnte und letzte Kapitel, worin der Atheismus bekämpft und vielleicht zum Verstummen gebracht wird, worin die Beweise von Gottes Vorhandensein (wenigstens mehrere von denjenigen, welche der schwächere Theil der Menschen in seinem Geiste zu fassen fähig ist,) beigebracht, und worin die Vorsehung Gottes gegen den Angriff und die Anklagen der Freigeister vertheidigt wird?"

Es ist also ein geheimes Band vorhanden, welches alle Kapitel verbindet, und jedes derselben behandelt einen genau bestimmten Gegenstand, dessen Gesammtes stets in einen Abschluß zusammengefaßt ist. Manches Kapitel steht im Zusammenhang mit dem, welches folgt, bald durch eine natürliche Verwandtschaft, wie die Kapitel 3 und 4: „Von den Frauen" und „Vom Herzen"; bald durch eine Art von Entgegenstellung, wie 7 und 8: „Von Paris" und „Vom Hofe"; 9 und 10: „Von den Großen" und „Vom Oberherrn oder dem Staate"; 15 und 16: „Von der Kanzel" und „Von den Starkgeistern". In mehreren Artikeln, die sich folgen, herrscht oft Ein Gedanke, jedoch so, daß der Autor von verschiedenen Punkten ausgeht. Er definirt z. B. die Beredsamkeit erst an und für sich selbst; dann durch das Werkzeug der Sprache; dann in den Gegenständen, welche sie behandelt, und endlich durch die Leidenschaften. Im ersten Kapitel, „Vom Geiste", geht der Autor alle Hilfsmittel durch, welche der Mensch erfunden hat, um sich Ansehn, Ehre, Macht zu verschaffen, und ebenso das, was er wiederum Eigenthümliches hat, um edel und großmüthig zu sein. Das zweite Kapitel, „Vom persönlichen Verdienste", entwirft die verschiedenen Arten des wahren Verdienstes; und ebenso die verschiedenen Arten des falschen, die nichts Anderes sind als Scheinverdienste. Es gehört Kühnheit des Geistes dazu, dies Kapitel abzuhandeln, wenn man es damit beginnt: „Bei sehr vielen Leuten ist es nur der Name, der etwas gilt." Mit welcher tiefen Kunst ist dieses Stück durchgeführt! Nachdem er das wahre persönliche Verdienst in einigen großen Persönlichkeiten, wie Richelieu, Condé, Bossuet, charakterisirt hat, stellt er diesen edlen Portraits das Scheinverdienst entgegen, den Professions-Gelehrten dem wahrhaft gelehrten Manne, und ebenso die wahre Größe der falschen, einen Turenne einem Villeroi, dem Wichtigthuenden, dem Höfling, der seinen erkünstelten Werth von seiner Geburt und dem vertrauten Umgange mit

den Großen der Erde herleitet; und La Bruyère beschließt das Gemälde mit dem Ideal der menschlichen Tugend.

Die Rolle, welche die Frauen in der gesammten französischen Geschichte und vorzüglich im siebzehnten Jahrhundert gespielt haben, sicherte ihnen einen ansehnlichen Platz in dem Werke La Bruyère's. Nachdem er in einer Gallerie so wechselnder und lebendiger Portraits, die er vor unserem Blick vorübergehen ließ, alle Schattirungen der Koketterie und Galanterie durchlaufen hat, ohne die Frauen zu vergessen, die sich selbst an Komödianten verloren, führt er uns die Andächtlerinnen vor. Er enthüllt alles, was sich von Intriguen unter diesem Schleier der Frömmigkeit verbirgt; er zeigt alles das in seiner Blöße, was Gefährliches sowohl für die Familie, als für die ganze Societät in der Geißel der Beichtväter (directeur) lag, die so geschickt darin waren, sich zu Verwahrern der Familiengeheimnisse, so gewandt, sich unentbehrlich zu machen und inneren Zwist zu unterhalten, um bei Wiederaussöhnungen den Schiedsrichter abzugeben. Dieses ganze Gemälde ist die schönste Rechtfertigung Molière's, den La Bruyère übrigens wenig gerecht kritisirt hat. Hierauf geht er zu den übertrieben sittsamen und gelehrten Frauen über und schließt mit dem Bilde der Ehemänner, die ihr Schicksal verdienen. Wenn man von den Frauen spricht, so gilt es nur einen Schritt, um von jenen auf das Herz zu kommen: der Uebergang ist sehr natürlich. In dem vierten Kapitel, das davon handelt, nimmt die Liebe den ersten und größten Platz ein; auf sie folgt die Freundschaft, die unser Moralist weit über die Liebe setzt, weil die Zeit, die Vernunft und die Welterfahrung die eine rechtfertigen und die andere verwischen; und er weist nach, wie die edelsten Tugenden jenem unerschöpflichen Grunde entspringen. Da sind wir mit einem Mal auf einem unmerklichen Abhange zu den gesellschaftlichen Beziehungen gelangt (Kap. 5: Von der Gesellschaft und der Unterhaltung). La Bruyère war besonders glücklich, die Gebrechen der Gesellschaft darzustellen, und wenn man ihn liest, so scheint es, daß er von ihr zu leiden gehabt hat. An der Art, wie er das Lächerliche der unerträglichen Schwätzer darstellt, erkennt man, daß er gar manchmal von ihrem Kauderwelsch gequält worden sein mag. Die gangbare Münze der Lügen und der Unsinn, denen er auf jedem Schritte begegnet, führen ihn auf eine Theorie der Höflichkeit, von der er folgende vortreffliche Definition giebt: „Der Geist der Höflichkeit besteht in einer gewissen Aufmerksamkeit, mit der man darauf hinwirkt, daß durch unsere Worte sowohl als durch unsere

Manieren Andre ebenso mit uns wie mit sich selbst zufrieden sind." — Bei Gelegenheit des Mißtrauens und der Eifersüchteleien, welche so oft das Innere der Familien trüben, läßt er jenes Wort von erschreckender Wahrheit fallen: „Es giebt nur Weniges, welches gewinnt, wenn man ihm auf den Grund sieht." — Innerhalb jener häuslichen Bande sieht man die schlimme Handlungsweise der Stiefmütter, die Familienprocesse, die Streitigkeiten mit den Nachbarn entstehn; und von da aus begreift man seinen Schluß: „Der Kluge vermeidet bisweilen die Welt, aus Furcht, gelangweilt zu werden."

Das sechste Kapitel, „Von den Glücksgütern", ist sicherlich eins der reichsten und fruchtbarsten. Während der Gegenstand dem philosophischen Betrachter über die Ungleichheiten des unter den Menschen entstandenen Reichthums, über die Gegensätze des albernen Emporkömmlings und des Mannes von Geist, oder des zu mühseliger Armuth verdammten und bisweilen der Lebensnoth anheimgegebenen Gelehrten reichen Stoff darbietet: verschafft er dem Verfasser zugleich eine Menge schätzbarer Wahrnehmungen für die Geschichte der Sitten. Diese plötzlichen Verwandlungen, welche im Umsehen aus den tiefern Schichten der Gesellschaft Menschen auftauchen lassen, deren Mangel an Erziehung und niedrige Gewohnheiten gewaltig abstechen gegen den Prachtaufwand, der sie umgiebt, gewähren Stoff zu unzähligen abwechselnden Gemälden, die durch ihre Gegeneinanderstellung und durch die überraschendsten Vergleichungen anziehend werden. Gleichzeitig aber läßt eine aufmerksame Beobachtung unter dieser so seltsamen Verwandlung aus Lakaien in große Herren die ersten Anzeichen einer umfassenden und tiefgehenden Umgestaltung nicht verkennen, die sich vielleicht erst in einem Jahrhundert vollziehen wird, aber nichtsdestoweniger von jetzt an beginnt. Diese reichgewordenen Handlungsdiener, diese emporgekommenen Bedienten heirathen jedoch Töchter angesehener Häuser, die in Verfall gerathen sind, und sie sind bestimmt, wie der Diener von Turcaret es aussprach, die Wurzelstöcke anständiger Familien zu sein. Ohne daß man Willens sei, das Lächerliche, was sich an diese meistens grotesken Gegensätze knüpft, zu verringern, braucht man doch nicht zu glauben, daß alle diese Emporkömmlinge gleicher Weise aus den untersten Schichten der Bevölkerung hervorgegangen wären, und daß sich nicht einige minder niedrige Elemente darunter gemischt hätten. Neben diesen Aergerniß gebenden Reichthümern, welche oft die Frucht des Raubes und der Erpressungen waren, gab es auch andere, auf bessere Art erlangte. Aus dieser von La Bruyère gelieferten

Gallerie skizzirter Portraits von Plebejern, Leuten niedern Standes, die sich in Geschäften, vorzugsweise in den Finanzen, bereichert hatten, kann man die vier Brüder Le Camus anführen. Der eine war Civillieutenant, der zweite erster Präsident des Hilfsgerichtshofes, der dritte Cardinal, der letzte Zahlmeister, alle vier Enkelsöhne von Nicolas le Camus, Kaufmann in der Straße Saint-Denis, mit dem Pelikan auf dem Schilde, den sie zu ihrem Wappen nahmen. Nachdem dieser Nicolas Ladendiener gewesen war, hatte er die Wittwe seines Patrons geheirathet; dann eine Colbert von Troyes, Großtante Colberts, des General-Controleurs. Er hatte Glück bei der Unternehmung der Place Royale und wurde Secretair des Königs, der ihm eine Lilie in seinem Wappen zu tragen bewilligte. Folglich war nicht Alles verächtlich in diesen reich gewordenen Familien aus dem Bürgerstande, wie die durch ihr Streben ehrenhaft zu Reichthum gelangten Brüder Le Cabus beweisen. (Man sehe unter den Briefen der Madame von Sévigné den vom 28. Juli 1687.)

Dieselbe Madame de Sévigné (siehe den Brief vom 20. Febr. 1687), als sie vom Marschall de Lorges spricht, welchem sie das Gouvernement von Lorraine wünscht, das durch den Tod des Marschalls von Créquy erledigt worden war, fügt hinzu: „Doch schließlich ist er ein armer Teufel von hoher Herkunft, dem der König zwar Ehrenstellen verliehen hat, der aber nichts Erkleckliches besitzt, als das Vermögen, welches ihm die Tochter des Lakaien, die er geheirathet hat, zubringen wird.“ Nun hatte aber der Herzog von Lorges im Jahre 1676 eine Tochter des Nicolas Frémont, Aufsehers des königlichen Schatzes, geheirathet; sie war also die Tochter eines Bürgerlichen, nicht eines Lakaien.

Da thaten sich also schon die Anzeichen der großen Veränderung kund, welche sich in den gesellschaftlichen Verhältnissen zu vollziehen begann. Man begreift es, wenn man so viele ruinirte adelige Familien sieht, die oft nur von der Freigebigkeit des Königs lebten, daß die durch das Finanzwesen entstandenen großen Besitzthümer dazu dienen mußten, den Verfall dieser alten Häuser durch Heirathen wieder auszubessern.

Aus alle dem Vorhergehenden erhellt, daß die Sitten der Regentschaft schon lange vor dem Tode Ludwigs XIV. begonnen hatten. — Unser Schriftsteller entwirft nun, nachdem er das Gemälde der wie im Fluge mit zügelloser Begierde zusammengerafften und ebenso schnell durch Verschwendung und sinnlosen Gebrauch vergeudeten Glücksgüter nach allen Seiten hin vorgeführt hat, in

einigen starken Zügen die Leiden der des Wohlbefindens, ja bisweilen des Nothwendigen beraubten Klassen. Dann kommt er auf das traurige Vorrecht des Geldes, Allem überlegen zu sein, an der Stelle der Tugend wie des Verdienstes zu gelten und alles Uebrige in Schatten zu stellen. Das Schloß Saint-Maur und le Raincy (die unter den beiden Artikeln gegen Ende des Kapitels verstanden sind, welche beginnen: „Weder die Unruhen, die deine Herrschaft erschüttern, Zenobie ꝛc." und: „Diese Paläste, diese Zimmergeräthe, diese Gärten ꝛc.") zeigen uns, wie in zwei Gegenstücken, den anmaßenden Prunk Gourville's und das Unglück Bordiers. Endlich giebt er noch am Schlusse des Kapitels als Moral zwei durch ihre Wahrheit ergreifende Portraits: Giton und Phédon, der Reiche und der Arme.

In dem siebenten Kapitel, „Paris", spöttelt er über die Lächerlichkeiten der Bourgeoisie, wenn sie aus ihrer Sphäre heraustreten will, und über den verkehrten Sinn, Versailles nachahmen zu wollen. „Paris ist gewöhnlich der Affe des Hofes, versteht es aber nicht immer, ihm gut nachzuäffen. Die Frauen des Hofes schätzen einen Menschen nach seinem Verdienst, die von Paris nur nach der Equipage." Die geschlossenen Gesellschaften sind mit ihrer hochmüthigen Miene und ihren Ansprüchen auf exclusives Wesen nach dem Leben gemalt. In der Magistratur, einer Zwischenklasse, unterschied man die große und die kleine Robe (das Gewand des Rechtsgelehrten), und die erstere rächte sich an der andern wegen der erfahrnen Geringschätzung des Hofs und der kleinen Demüthigungen, die sie dort zu erdulden hatte. Eine gewisse Anzahl von jungen Magistratspersonen ahmte hauptsächlich gern das nach, was man damals „petits maîtres" nannte. „Sie nehmen vom Hofe", sagt La Bruyère, „grade all sein Schlimmstes an; sie machen sich seine Eitelkeit, sein kleinliches Leben, seine Unenthaltsamkeit, seine Ausschweifungen zu eigen, und werden zuletzt treue Copien der sehr häßlichen Originale." Diesen stellt er nun das Gemälde des einfachen, freien und edlen Lebens der Menschen des sechszehnten Jahrhunderts gegenüber und schließt es folgendermaßen: „Was bei den Großen Glanz, Prachtaufwand und Prachtliebe ist, ist bei dem Privatmann Verschwendung, Thorheit und albernes Wesen."

Das Gemälde des Hofes (Kap. 7), dem von Paris entgegengestellt, beginnt mit den Worten: „Der ehrenvollste Vorwurf, den man nach meinem Verstande einem Menschen machen kann, ist der, wenn man ihm sagt, daß er den Hof nicht kenne; denn mit diesem

Worte legt man ihm alle Arten von Tugenden bei." Das Kapitel schließt mit folgendem Ausspruch: „Paris widert die Provinz an, den Hof Paris und genest dadurch vom Hofe. Ein gesunder Sinn gewinnt am Hofe den Geschmack für die Einsamkeit und Zurückgezogenheit." — Diese beiden Aussprüche fassen alle übrigen Paragraphen in sich, welche den letzten als ein nothwendiges Endergebniß herbeiführen und nur Beweise des ersten Satzes sind. Er beschreibt die Gebräuche und Sitten eines Landes, wo die Menschen in der Kirche zwischen ihren Gott und ihren König gestellt sind, und Gott den Rücken zukehren und den Fürsten anbeten; und damit man ja nicht in Zweifel sei, wo dies Land liege, fügt er hinzu: „Es befindet sich ungefähr 48 Grad vom Pole und mehr als 1100 Lieues vom Huronsee und den Irokesen." Und obgleich er den Namen desselben nur durch ein Sternchen andeutet, so erräth doch jeder, daß es Versailles ist.

In dem nächsten Kapitel, welches gleichsam die Ergänzung des vorigen ist, vergleicht er die beiden Enden der socialen Leiter: die Großen und das Volk, und entwirft davon folgendes erschreckende Bild: „Das Volk scheint mit dem Nothwendigen zufrieden; die Großen leben in Unruhe und armselig bei allem Ueberfluß. Ein Mensch des Volks kann kein Unrecht thun; ein Großer will nichts Gutes thun und ist der größten Uebelthaten fähig; der eine bildet und übt sich nur in nützlichen Dingen; der andere fügt die verderblichen hinzu. Dort giebt sich die Ungezwungenheit, die Plumpheit und die Gradheit kund; hier verbirgt sich der schädliche, verdorbene Saft unter der Rinde der Abgeschliffenheit. Das Volk hat wenig Geist, und die Großen haben gar keine Seele. Kann da die Wahl schwer halten? Ich schwanke nicht; ich will zum Volke gehören."

Die Jetztzeit scheint nicht mehr sehr verwundert zu sein über die Kühnheit der Portraits, welche La Bruyère von dem Hofe Ludwigs XIV. entworfen hat. Sie beweisen aber wenigstens, daß Seelen von edler Gesinnung nicht erst auf das achtzehnte Jahrhundert gewartet haben, um Unwillen über die Laster und die Elendigkeit eines solchen gesellschaftlichen Zustandes zu empfinden und das Hofschranzenthum zu verwünschen.

Das zehnte Kapitel, „Vom Oberherrn oder dem Staate", beginnt mit einem Artikel vom politischen Glaubensbekenntniß, welches auf die gesetzliche Geltendmachung des Thatsächlichen hinauskommt. „Wenn man ohne das Vorurtheil seines Landes alle Formen der Herrschaft durchgeht, so weiß man nicht, an welche man

sich halten soll: in allen giebt es, hier ein Gutes weniger, dort ein Schlimmes weniger. Das Vernünftigste und Sicherste ist also, diejenige, worin man geboren ist, für die beste zu halten und sich ihr zu unterwerfen.“

Neben diesem praktischen Optimismus finden wir jedoch folgende großherzige Frage aufgeworfen: „Ist die Heerde für den Hirten da, oder der Hirt für die Heerde?“ — Ein langer Schlußartikel enthält eine Art von Apotheose Ludwigs XIV. Aber es ist wohl zu beachten, daß dieses geschmeichelte Portrait bewirkte, daß man dem Autor sehr viele Kühnheiten durchgehen ließ, die er sich gegen den Hof, gegen die Hofleute und gegen den König selbst erlaubt hatte.

Nachdem er bisher den Menschen und die Bande, die ihn an die Gesellschaft knüpfen, und die Gesellschaft in den verschiedenen Stellungen, die sie den Menschen bereitet, durchgenommen hat, geht La Bruyère dazu über, den Menschen an und für sich zu betrachten, seine natürlichen Neigungen und seine Leidenschaften; dann die Gesellschaft in ihren Kundgebungen, durch welche sie sich in gewisser Weise personificirt, nämlich in ihren Urtheilen, in der Mode, in den Gebräuchen (Kap. 11—14). Er nennt die Mode einen Tyrannen, dessen Einfluß sich auf alles erstreckt, was den Geschmack, die Lebensweise, die Gesundheit und selbst das Gewissen anbetrifft. In der Zeit der Regierung Ludwigs XIV. war die Andachtsübung in der That eine Mode geworden, welche den Hof umgestaltete und die Heuchelei an die Stelle flatterhafter Liebschaften setzte, worin sie zu andern Zeiten den Monarchen geschmeichelt hatte. Ebenso greift er die ungerechte Herrschaft der Societät über unsern freien Willen an, die Vorurtheile, die sie uns aufbürdet, die Gewohnheit, unter deren Joch sie uns zwingt, und nimmt für den Menschen die Unabhängigkeit, welche die Würde seines Wesens ausmacht, in Anspruch.

In den letzten beiden Kapiteln, „Von der Kanzel“ und „Von den Starkgeistern“, erörtert er die religiöse Frage, unsere Pflichten gegen Gott und das höhere Leben der Seele, welches das Leben der Sinne beherrschen soll. Die fünfzehn ersten Kapitel sind also, wie wir es schon im Anfang mit seinen eigenen Worten gesagt haben, die „Vorbereitung“ auf das letzte, worin er den Atheismus widerlegt und Beweise für das Dasein Gottes giebt.

Haben wir solchergestalt den ganzen Umfang der von La Bruyère, dem Moralisten, mit einem so geschmeidigen Talente behandelten Gegenstände durchlaufen und gehen wir nun auf den Grund der

Lehre selbst, zu welcher er sich bekennt: so finden wir ihn als Anhänger des Descartes, wie fast alle die bedeutenden Geister des siebzehnten Jahrhunderts, z. B. Bossuet, Fenelon und die ganze Schule von Port-Royal; wir erkennen in seinem ganzen Buche die Grundsätze jener scharfsinnigen, zwingenden und kühnen Philosophie, wie La Fontaine sagt, jener wesentlich spiritualistischen Philosophie, deren Studium sich Madame de Sévigné hingab, und welche Madame Sablière mit Neigung umfaßte. An mancher Stelle bemerkt man die Spuren des ernsten Studiums der Schriften des Descartes in den „Charakteren" La Bruyère's. So im sechsten Kapitel, „Von den Glücksgütern": „Was soll aus den Fauconnets werden? Werden sie auch auf die Nachwelt kommen, wie Descartes, der als Franzose geboren wurde und in Schweden starb?" Hier verspricht der Schüler seinem Meister die Unsterblichkeit zum Ersatz für so viele Trübsale, denen sein Leben ausgesetzt war. Im zwölften Kapitel, „Von den Urtheilen", sagt er: „Die Regel des Descartes, welcher nicht will, daß man sich über die geringsten Wahrheiten entscheide, ehe sie klar und bestimmt erkannt worden sind, ist hinlänglich schön und gerecht, so daß man sie auch auf das Urtheil über Personen ausdehnen sollte." Dies ist ein Citat aus der „Abhandlung über die Methode".

In dem Kapitel von den „Starkgeistern", worin er das Dasein Gottes und die menschliche Seele gegen die Glaubenslosen vertheidigt, geschieht dies durch Cartesianische Beweisgründe auf eine unwiderlegbare Weise. Den Ausgangspunkt verlegt er in das Denken; dieses ist die unerschütterliche Grundlage, worauf er sich stützt, um sich bis zu Gott zu erheben: denn er hat nicht immer gedacht, folglich nicht immer existirt, und diese Existenz hat er sich nicht selbst gegeben, er hat sie von einem höchsten Wesen, welches er Gott nennt. Das ist, wie man sieht, der zusammengefaßte Inhalt der „Meditationen" des Descartes. La Bruyère fügt noch eine prachtvolle Beschreibung der Ordnung des Weltalls bei.

Er reproducirt mit bewundernswürdiger Treue die in der „Abhandlung von den Leidenschaften" niedergelegten Ideen. Was ist, nach Descartes, das Ergebniß einer guten Erziehung? Das, sich den Sinn für Uneigennützigkeit zu eigen zu machen; Uneigennützigkeit aber ist die Tugend, den Menschen und Allem, was außer uns ist, das, was wir Gott und den Menschen sowie den Außendingen schuldig sind, zukommen zu lassen. „So sind diejenigen", sagt er, „deren Geist niedrig gesinnt und schwach ist, der Sünde des

Uebermaßes unterworfen, indem sie bisweilen Dinge verehren und scheuen, die nicht einmal der Verachtung werth sind, und bisweilen hochmüthig auf diejenigen herabsehen, welche am meisten geachtet zu werden verdienen." Nun: das, was uns solchergestalt antreibt, uns an betrügliche Dinge zu heften, das sind die Leidenschaften, welche nothwendiger Weise in den Grundzügen sehr eingeschränkt sind, obgleich sie in ihrer Anwendung unendlich erscheinen. Descartes hat sich in die Seele versetzt und jene Grundzüge beschrieben. La Bruyère, mit geringerer Kraft begabt und weniger einfach als jenes große Genie, hat für ihn den übrigen Theil der Arbeit übernommen: er hat sich bemüht, das Eitle der Leidenschaften in den Gegenständen, welche die Menschen täuschen und blenden, zu erhaschen und darzustellen. Er ist von der Gesellschaft und dem Leben bis auf die Seele zurückgegangen. Für beide ist die Uebung in der Tugend ein unfehlbares Heilmittel gegen die Leidenschaften. Aber wenn es das Ziel des Descartes ist, zu zeigen, „daß (falls die Seele nur stets etwas, was sie zufriedenstellt, in sich hat) alle Störungen, die von anderswoher kommen, keine Macht haben, ihr zu schaden": so ist es der Zweck La Bruyère's, darzuthun, in wie weit alle Gegenstände, die außer ihr liegen, unabhängig von Vernunft und Wahrheit, ungewiß und dem Zufall anheimgegeben und folglich unfähig sind, Glück zu gewähren. Dies ist der Grund der großen Einfachheit in dem „Traktat von den Leidenschaften" des Descartes: er führt sie auf sechs zurück; dies auch die Ursache, daß bei La Bruyère eine große Mannigfaltigkeit und eine schwer zu fassende Einheit in dem launigen Gemälde der Leidenschaften herrscht. Darauf beruht auch noch ein anderer Unterschied zwischen Beiden. Was Descartes durch Vernunftschlüsse erweist, das stellt La Bruyère vermittelst der Einbildungskraft dar. So findet sich das ganze, so lebensvolle Kapitel „Vom persönlichen Verdienste" im Keime in den Reflexionen des Descartes.

Vorstehende Charakteristik des Werks im Allgemeinen leitet zu der Frage über, inwiefern La Bruyère berechtigt war, sich zum Sittenrichter seiner Zeit und so vieler, wenn auch versteckter Persönlichkeiten aufzuwerfen. Wer das zu unternehmen wagt, der muß — da von jugendlichem Vorwitz und Muthwillen hiebei nicht die Rede sein kann — auch seinem Charakter nach ein vorzüglicher Mensch sein, der durch eine gewisse Geistes- und Seelengröße, durch scharfe Beobachtungsgabe und, wo er satirisch ist, durch mimisches Talent, endlich durch eigenen, besonnenen und ruhigen Lebenswandel, der den

Andern praktisch zum Spiegelbild eines gesitteten und sittlichen Verhaltens dienen kann, eine gewisse Ueberlegenheit in sich fühlt.

Was Abbé d'Olivet in der „Geschichte der französischen Akademie" von dem Charakter La Bruyère's sagt, indem er ihn als einen gern in Ruhe mit seinen Freunden und unter seinen Büchern lebenden Philosophen schildert u. s. w., ist oben S. 8 mitgetheilt worden.

Offenbar hat La Bruyère sich selbst gezeichnet in jenem Paragraphen am Anfange des sechsten Kapitels, welcher beginnt: „Ich komme an deine Thüre, Clitiphon ꝛc.", und worin er einen vielbeschäftigten Menschen darstellt, dem er etwas vorzutragen hat, und dessen Diener den Sprechenden eine Stunde später bestellen, zu welcher jener aber wiederum ausgegangen ist. „O wichtiger und mit Geschäften beladener Mann", fährt La Bruyère fort, „wenn du deinerseits meiner Dienste benöthigt sein solltest: tritt in die Einsamkeit meines Kabinets ein — der Philosoph ist zugänglich; ich werde dich nicht auf einen andern Tag wiederbestellen. Du wirst mich über den Büchern Platons finden, welche von dem geistigen Wesen der menschlichen Seele und ihrer Unterschiede von dem Körper handeln, oder wie ich, mit der Feder in der Hand, die Entfernung des Saturn vom Jupiter berechne. Ich bewundre Gott in seinen Werken und suche durch Erkennen der Wahrheit meinen Geist zu regeln und mich zu vervollkommnen. Tritt nur ein; alle Thüren stehn dir offen; mein Vorzimmer ist nicht dazu da, um sich zu langweilen, indem man auf mich wartet; komm immer in meine Nähe, ohne dich erst anmelden zu lassen; du bringst mir etwas Köstlicheres als Gold und Silber, wenn es eine Gelegenheit ist, dir dienstlich zu sein: sprich, was soll ich für dich thun? Soll ich meine Bücher, meine Studien, meine Arbeit, selbst diese eben angefangene Zeile verlassen? Welche glückliche Unterbrechung für mich, wenn ich dir nützlich sein kann!"

Aber dergleichen läßt sich gar leicht denken und schreiben, vielleicht auch empfinden, denn die Phantasie ist eine gewaltige Zauberin, und der Mensch appellirt allzu gern an das Ideal, das er von sich selbst stets im Innern mit sich herumträgt. Ein Anderes ist es jedoch, demgemäß zu handeln. Wie kann man aber seine Uneigennützigkeit und Großmuth weiter treiben, als es La Bruyère so anspruchslos that, wie folgender Zug beweist, welchen M. Walckenaër, einer der späteren Herausgeber mehrerer Editionen der Schriften La Bruyère's, mittheilt:

„M. de La Bruyère besuchte fast täglich den Laden eines Buchhändlers, Namens Michallet, wo er das Neuerschienene durchblätterte und sich mit einem sehr artigen Kinde, dem Töchterchen des Buchhändlers, unterhielt, zu dem er Zuneigung gewonnen hatte. Eines Tages zieht er ein Manuscript aus der Tasche, es waren die Charaktere, und sagt zu Michallet: „Wollen Sie dies drucken? Ich weiß nicht, ob Sie dabei Ihre Rechnung finden werden; aber im Fall des Erfolges soll der Ertrag davon meiner kleinen Freundin bestimmt sein.“ Der Buchhändler, zwar noch ungewisser über den glücklichen Erfolg als der Verfasser, unternahm dennoch die Herausgabe; und kaum hatte er das Werk zum Kauf ausgestellt, als es auch schon vergriffen war, so daß er es mehrere Male wieder auflegen mußte und daraus einen Ertrag von zwei- bis dreimalhunderttausend Franken zog, der die unerwartete Mitgift seiner Tochter ausmachte, welche später eine sehr glänzende Heirath begründete.“

Was die Satire in den „Charakteren“ betrifft, so äußert sich La Bruyère in dem Kapitel „Von den Urtheilen“ folgendermaßen:

„Man hat gesagt, daß Socrates wahnsinnig war, aber ein Wahnsinniger voll Geist. Diejenigen der Griechen jedoch, die solchermaßen von einem so weisen Manne urtheilten, galten für Narren. Sie sagten: Welche verunstalteten Portraits giebt uns dieser Philosoph! welche seltsamen und absonderlichen Sitten schildert er! wo hat er so ungewöhnliche Ideen geträumt, ausgegrübelt, aufgelesen? welche Farben, was für ein Pinsel! das sind Wahnbilder! — Sie täuschten sich: es waren Ungeheuer, es waren Laster, jedoch nach dem Leben gemalt — man glaubte sie zu sehen, sie erregten Furcht. Socrates hielt sich fern von Cynismus; er schonte die Personen, tadelte aber ihre schlechten Sitten.“ —

Ein Moralist, welcher auf einem Boden wandelt, wie derjenige von Versailles und Paris in jener Epoche Ludwigs XIV. war, kann seine Stimme gegen die raffinirteste Heuchelei, die gierigste Stellen-, Geld- und Genußsucht, sofern er nicht eine vom Staate geheiligte Autorität ist, auf demselben nur geltend machen, indem er seine Ansicht in das Gewand der Satire, vorzugsweise der feineren Ironie einkleidet. La Bruyère bediente sich ihrer mit Meisterschaft, vorzüglich da, wo es seinen wahrheitsliebenden Charakter drängte, selbst die heiklichsten Punkte seiner nächsten Umgebung nicht unberührt zu lassen und doch ihre Erwähnung nicht unmöglich zu machen. Sehr oft, wo er weniger zu besorgen hat, bindet er sich den Soccus unter, führt uns die betreffenden Personen dramatisch vor, und zeigt

sein komisches Talent im glänzendsten Lichte, so daß man ihn hierin mit Molière zusammengestellt, und Fournier deshalb auch sein Werk über ihn „La comédie de La Bruyère“ betitelt hat. Jedoch ist hier der Unterschied wohl zu berücksichtigen zwischen der Kunst, Lächerlichkeiten fein zu beobachten und isolirte Charaktere zu malen, und derjenigen, sie zu beseelen und auf der Bühne erscheinen zu lassen, wo sie in kunstgerechtem Zusammenhang unter sich stehen müssen. Die Vergleichung möchte also wohl nur sehr eingeschränkte Geltung haben.

Suard, der Herausgeber der „Charaktere“ La Bruyère's im Jahre 1818 (wiederholt 1861), macht in seiner Einleitung folgende Bemerkung: „Man kann La Bruyère als Moralisten und als Schriftsteller betrachten. Als Moralist scheint er weniger bemerkenswerth durch die Tiefe, als durch den Scharfblick der Beobachtungsgabe. Weil Montaigne den Menschen an sich zu durchschauen strebte, so hatte er ihn mehr in den wesentlichen Grundlagen der menschlichen Natur durchdrungen. La Rochefaucauld hat den Menschen unter einem allgemeineren Blick darzustellen gesucht, indem er die Quelle aller menschlichen Handlungen auf einen einzigen Grundsatz bezog. La Bruyère hat sich vorzugsweise daran gehalten, die Unterschiede, welche der Zusammenstoß der socialen Leidenschaften, die Standes- und Berufsgewohnheiten in den Sitten und dem Benehmen der Menschen hervorbringen, zu beobachten. Montaigne und La Rochefaucauld haben die Menschen aller Zeiten und aller Orte dargestellt; La Bruyère hat den Höfling, den Mann der Robe, den Finanzier, den Bürger des Jahrhunderts Ludwigs XIV. geschildert.“

Eine große Anzahl von den Maximen La Bruyère's scheint heutzutage allgemein zu sein; das ist aber nicht die Schuld des Verfassers. Grade die Richtigkeit, welche das Verdienst und den Erfolg eines Gedankens bestimmt, den man niederschreibt, muß uns bald mit ihm vertraut machen, und ihn bald abgebraucht erscheinen lassen: das ist das Loos aller Wahrheiten, die leichte und schnelle Anwendung gestatten.

Wenn man La Bruyère's „Charaktere“ mit Aufmerksamkeit liest, ist man offenbar ebenso sehr erfreut über den Styl als über die Gedanken; ja, die Wendungen und Ausdrücke scheinen noch mehr Glänzendes, mehr Feinheit und mehr Ueberraschendes zu haben als der Inhalt der Gedanken selbst: es ist also weniger der Mann von Genie, als der große Schriftsteller, den man bewundert. Aber das Verdienst des großen Schriftstellers, wenn es nicht das Genie voraus-

setzt, verlangt doch eine Vereinigung von Geistesgaben, die ebenso selten ist, als das Genie selbst."

Ohne das Talent des großen Schriftstellers, des großen Artisten in La Bruyère näher zu charakterisiren: jenen so geschickt ausgearbeiteten, eng geschlossenen, zierlichen und mannigfaltigen Styl, jene seltene Geschmeidigkeit der Formen, die den Leser überrascht, bald durch eine verstellte und sinnreiche, die Aufmerksamkeit durch neue Uebergänge fesselnde Anwendung der einzelnen Worte der Sprache, bald durch belebte Dialoge oder durch geschicktes Verschweigen, eine wohlangebrachte Anwendung der Kunst, die Erwartung zu spannen, — genüge es, an den Ausspruch Voltaire's in seinem „Siècle de Louis XIV", Kapitel 37, zu erinnern: „Man kann unter die Schriften, welche einzig in ihrer Art sind, La Bruyère's „Charaktere" rechnen. Ein strenger, bündiger, nervigter Styl, malerische Ausdrucksweise, ein vollkommen neuer Sprachgebrauch, der aber nie die grammatischen Regeln verletzt, setzen den Leser in Staunen."

Und dieser so originale, so kühne, so geistvolle und vielseitige Schriftsteller hatte, nachdem seine „Charaktere" öffentlich erschienen waren, Noth, in die französische Akademie aufgenommen zu werden. Er bedurfte der nachdrücklichen Unterstützung seiner Freunde, um über die Opposition einiger wissenschaftlichen Leute, die er verletzt hatte, zu siegen, und über die Schreier jenes unseligen Haufens von Menschen, die zu allen Zeiten auf große Talente und große Erfolge neidisch waren. Aber La Bruyère hatte auf seiner Seite Bossuet, Racine, Boileau und die öffentliche Zustimmung: er wurde aufgenommen. Seine Rede ist eine der geistvollsten, die jemals in dieser Akademie gehalten worden sind. Sie ist die erste, welche lebende Akademiker gelobt hat. Man erinnert sich noch der glücklichen Züge, mit welchen er Bossuet, La Fontaine und Boileau Despréaux charakterisirte.

Die „Charaktere" La Bruyère's erfuhren in den acht Ausgaben während seines Lebens (also von 1688—1696) große Veränderungen, nachdem die erste noch in demselben Jahre zwei neue Auflagen erlebt hatte, die aber unverändert waren. Die vierte dagegen (1689) zeigte sich als ein ganz umgestaltetes Werk, insofern zu den dreihundertsechsundachtzig Charakteren dreihundertundvierzig neue hinzugefügt wurden. Zur fünften (1690) kamen einhundertundeinundvierzig; zur sechsten (1691) noch einige; zur siebenten (1692) einhundertundzehn; zur achten (1694) endlich noch vierzig neue hinzu, und dieses blieb die letzte Redaction La Bruyère's. So sind nach

und nach eintausendeinhundertundachtzehn Charaktere zusammengekommen. Nach dem Tode La Bruyère's erschienen bei Michallet noch zwei Ausgaben: die neunte mit den letzten Verbesserungen des Verfassers, und die zehnte. Im Jahre 1700 kündigte die Wittwe Michallet ein kleines Buch an, betitelt: „Fortsetzung der Charaktere des Theophrast und der Sitten dieses Jahrhunderts“. Sie gab zu verstehen, diese Fortsetzung sei von La Bruyère, und kündigte eine elfte Ausgabe der „Charaktere“ an, welche diese Fortsetzung mitenthalten würde. Diese Ausgabe erschien wirklich, aber erst vierzehn Jahre später. Seit dem Jahre 1700 ließen die Buchhändler in Holland mehrere Ausgaben mit sogenannten „Schlüsseln“, d. h. Erläuterungen der in den „Charakteren“ versteckten Anspielungen auf Persönlichkeiten und Zeitereignisse, erscheinen. Die bedeutendste darunter ist die von Coste, Amsterdam 1731, 1759 und Paris 1733 und 1739. Unzählige Ausgaben erschienen hierauf, worunter die von der Frau von Genlis, von Depping, Suard u. A. Endlich trat Walckenaër mit einer kritischen, auf die Originalausgaben gegründeten, auf (Paris bei Firmin Didot, 1845), welcher zuletzt die von Destailleur (Paris 1855) folgte. Neuerdings (1862) ist noch die stattliche von Servois erschienen (I. Bd.). Eine nur einmalige Uebersetzung ins Deutsche ist unseres Wissens vor ungefähr einhundertundzehn Jahren ins Publicum gekommen und scheint jetzt ganz verschwunden zu sein.

Außer seinen „Charakteren“ haben wir von La Bruyère noch eine wenig genaue Uebersetzung der „Charaktere des Theophrast“ aus dem Griechischen und „Dialoge über den Quietismus“, welche unvollendet in seinen hinterlassenen Papieren gefunden wurden. Diese Dialoge sind selten und wenig bekannt, da sie nur in einer Ausgabe der sämmtlichen Werke La Bruyère's nebst denen La Rochefaucaulds und Vauvenargue's (von Depping 1818) enthalten sind, nachdem sie 1699 apart herausgegeben worden waren. Victorin Fabre sagt davon in den Noten zu einer Lobrede auf La Bruyère: „Weit entfernt, daß es diesen Dialogen an Geist fehlte, würden sie anziehend sein, wenn sie etwas weniger lang wären. Im Grunde bilden sie eine recht heitere Komödie, deren Form nur eintönig ist. Die Hauptperson, zum wenigsten die, welche meistens spricht, ist eine junge und schöne Fromme, die zwischen einen quietistischen Beichtvater und einen Doctor der Sorbonne gestellt ist, welchen letzteren man ein wenig der Hinneigung zum Jansenismus verdächtig halten kann. Die Lage ist verfänglich für eine Seele, welche sich vor der Ketzerei

fürchtet. Der Gewissensrath, ein lebensgewandter Mann, setzt seiner Reumüthigen die Geheimnisse der glaubensvollen Ergebung, des inneren Kusses, der Seelenehe und die Vollziehung der Verbindung auseinander; wie die solchergestalt erwählte Seele Gott in Allem und überall Gott sieht, ebensowohl in einem Teufel, als in einem Heiligen, nur allerdings mit ein wenig Unterschied; wie sie unfähig ist, zu sündigen, d. h. sündigt ohne zu sündigen, ꝛc. Der Doctor widerlegt sehr geschickt die Sündenlosigkeit dessen, der sündigt, die innere Berührung und die Vollziehung der Vermählung; worauf er behauptet, daß man ein Türke sein müsse, oder wenigstens nahe daran stehe, um von Gott so fleischlich mit einer jungen Frau zu reden, und er schickt seinen Gegner zum Paradiese des Alcorans. Die junge Frau ihrerseits ist sehr bewandert in der Theologie. Sie hat ihr „Vater Unser" umgewandelt, wahrscheinlich, um Jesus Christus zum Quietisten zu machen; aber sie hegt einige Furcht wegen des Heils ihrer Seele, weil sich die göttliche Bewegung in ihr nur ein einziges Mal kund gegeben hat, wo sie, durch Eingebung, eines Sonntags die Messe aussetzte." — „Uebrigens", schließt Victorin Fabre, „findet man darin (in den Dialogen) den Mann von Geist sogar in dem Controversisten, nur ein bischen weniger den großen Schriftsteller."

K. E.

Die Charaktere

oder

Die Sitten im Zeitalter Ludwigs XIV.

Admonere voluimus, non mordere; prodesse, non laedere; consulere moribus hominum, non officere.

Erasm.

Vorwort des Verfassers.

Ich gebe hier dem Publicum wieder, was es mir geliehen hat. Von ihm habe ich den Stoff zu diesem Werke entlehnt, und nachdem ich dasselbe vollendet habe mit all der Achtung vor der Wahrheit, deren ich fähig bin und die das Publicum von mir erwarten kann, ist es billig, ihm meine Schuld zurück zu erstatten. Es kann nun mit Muße das Portrait, welches ich nach der Natur von ihm entworfen habe, betrachten, und wenn es einige der hier dargestellten Mängel an sich erkennt, sich danach verbessern. Das ist der einzige Zweck, den man beim Schreiben im Auge haben soll; dies auch der Erfolg, auf den man sich aber weniger verlassen darf. Da indessen die Menschen der Untugenden nicht überdrüssig werden, so muß man auch nicht müde werden, sie ihnen vorzuhalten: sie würden sich vielleicht verschlimmern, wenn es ihnen an Censoren oder Kritikern fehlen sollte; das ist der Grund, weshalb man predigt und schreibt. Der Redner und der Schriftsteller können ihre Freude über den Beifall, den man ihnen ertheilt, nicht unterdrücken; aber sie müßten über sich selbst erröthen, wenn sie mit ihren Reden und ihren Schriften nur nach Lob gestrebt hätten. Höher als dieses steht und der gewissesste und unzweideutigste Beifall ist die Umwandlung der Sitten und die Besserung ihrer Leser und Zu-

hörer. Man soll nur um der Belehrung willen reden und schreiben; geschieht es, daß man dabei auch gefällt, so braucht man dies keineswegs zu bereuen, falls es nur dazu dienlich ist, für die Wahrheiten, welche belehren sollen, auf eine angenehme Weise empfänglich gemacht zu haben.

Haben sich nun in mein Buch einige Gedanken und Bemerkungen eingeschlichen, die nicht das Feuer, nicht die Anmuth, noch die Lebhaftigkeit der übrigen besitzen, obgleich sie zugelassen worden zu sein scheinen der Mannigfaltigkeit und der Erholung des Geistes wegen, und um diesen mehr zu fesseln und aufmerksamer auf das Folgende zu machen: so kann der Leser, falls sie sonst nicht gefühlvoll, vertraulich, unterrichtend und der Denkweise einfacher Menschen, die man dabei nicht außer Acht lassen darf, angemessen sind, sein Verdammungsurtheil über sie aussprechen, und der Autor muß sie verwerfen. Das gelte als Regel.

Ich habe aber noch einen zweiten Gesichtspunkt im Auge, den ich beachtet wünschte: das ist der, den Titel meines Buches nicht aus dem Blicke zu verlieren und, so lange man in diesem Werke liest, fortwährend daran zu denken, daß es die Charaktere oder die Sitten dieses Jahrhunderts sind, welche ich darin darstelle. Denn obgleich ich sie oft vom französischen Hofe und den Menschen meines Volkes entlehne: so darf man sie doch nichts weniger als auf einen einzigen Hof beschränkt, noch einem einzigen Lande entnommen glauben, wenn mein Buch nicht ansehnlich am Umfange seiner Bedeutung und an seiner Nützlichkeit einbüßen, sich nicht von dem Zweck entfernen soll, den ich mir vorgesetzt habe, nämlich, die Menschen im Allgemeinen zu schildern: was gleichsam die Beweggründe für die Anordnung der Kapitel ausmacht, sowie daß die Be-

merkungen, die ihren Inhalt bilden, in einer bestimmten, wenn auch unmerklichen Reihenfolge auftreten. Nach dieser so nöthigen Vorbeugung, deren Wichtigkeit man genugsam einsehen wird, glaube ich gegen jeden Unwillen, gegen jede Klage, jede böswillige Auslegung, jede falsche Anwendung, gegen jeden Vorwurf wie gegen frostige Spaßmacher und übelwollende Leser Protest einlegen zu können. Man muß zu lesen verstehen und dann schweigen, oder, was man gelesen hat, in Beziehung zu setzen vermögen. Und zwar weder mehr noch weniger, als man das gelesen hat. Und ist man dies manchmal im Stande, so genügt das noch nicht: man muß es auch in Anwendung bringen wollen. Ohne diese Bedingungen, deren Erfüllung ein gewissenhafter und sorgfältiger Autor von gewissen Leuten als den einzigen Lohn für seine Anstrengung zu fordern berechtigt ist, trage ich Bedenken, ob er noch ferner schreiben darf, zum wenigsten wenn er seine eigene Befriedigung dem Wohl und Nutzen Mehrerer und dem Eifer für die Wahrheit vorzieht. Ich gestehe übrigens, daß ich, seit dem Jahre 1690 und vor der fünften Auflage, zwischen dem Verlangen, meinem Buche mehr Rundung und eine vollkommenere Form durch Hinzufügung neuer Charaktere zu geben, und der Besorgniß, daß manche sagen möchten: „Nehmen denn diese Charaktere gar kein Ende, und werden wir niemals etwas Anderes von diesem Schriftsteller zu sehen bekommen?" geschwankt habe. Auf der einen Seite sagten einsichtige Leute zu mir: „Das ist ein gediegener, nützlicher, angenehmer und unerschöpflicher Stoff; mögen Sie noch lange leben und ihn ununterbrochen während Ihres Lebens behandeln. Was könnten Sie Besseres thun? Es vergeht kein Jahr, daß die Thorheiten der Menschen Ihnen nicht Stoff zu einem Bande lieferten." — Andere erweckten mir mit vielen Gründen Besorgniß vor den Launen der Menge und dem flüchtigen

Sinne des Publicums, obgleich ich doch so große Ursache hatte, mit demselben zufrieden zu sein, und unterließen nicht, mir bemerklich zu machen, daß man seit dreißig Jahren nur noch lese, um zu lesen, und man also, um die Menschen zu unterhalten, auf neue Kapitel und einen neuen Titel bedacht sein müsse; daß dieser Stumpfsinn die Kaufläden erfüllt und die Welt während dieser ganzen Zeit mit frostigen und langweiligen Büchern bevölkert hätte, die in einem schlechten Styl und ohne innern Gehalt, ohne Regeln und alle Genauigkeit, den guten Sitten und der Wohlanständigkeit widersprechend, in Hast geschrieben wären, und ebenso nur wegen ihrer Neuheit gelesen würden; und daß, wenn ich nichts weiter wollte, als ein vernünftiges Buch vermehren, das Beste, was ich thun könnte, wäre, die Hände in den Schooß zu legen. Ich zog hierauf aus jeder dieser beiden so entgegengesetzten Meinungen Etwas in Betracht, und machte daraus eine Mischung, wodurch sie sich nahe kamen. Ich nahm keinen Anstand, noch einige neue Bemerkungen zu denen, welche schon bis auf das Doppelte der ersten Ausgabe meines Werkes angewachsen waren, hinzuzufügen; damit jedoch das Publicum nicht genöthigt wäre, erst die ältere Partie wieder durchzunehmen, um zu dem Neuen zu gelangen, und damit ihm das, was allein zu lesen es die Lust in sich verspürte, alsbald in die Augen fiele: trug ich Sorge, ihm diese zweite Vermehrung durch ein hervorhebendes Zeichen bemerklich zu machen. Ebenso hielt ich es für nicht unpassend, auch die früheren Zusätze durch ein anderes einfacheres Zeichen hervor zu heben*), was dazu dienen sollte, dem Leser die Vermehrung

*) In der That ist auch in älteren französischen Ausgaben, ja sogar noch in der der Frau von Genlis (1812), diese hier vom Autor halb ernstlich, halb ironisch angegebene Anordnung durch Vorsetzen eines größeren und eines kleineren Sternchens befolgt worden. Erst Depping hat in seiner Ausgabe (1818), wie billig, diese Unterscheidung gänzlich aufgehoben. Anm. d. Uebers.

der Zahl meiner „Charaktere“ darzuthun und seinem Belieben in der Auswahl bei der Lectüre zu Hilfe zu kommen. Und damit er nicht besorgt zu sein brauchte, daß dieser Zuwachs ins Unendliche ginge, so fügte ich allen diesen genauen Bestimmungen das aufrichtige Versprechen hinzu, daß ich fernerhin nichts mehr in dieser Art unternehmen würde. Mag nun auch Einer mich anklagen, daß ich mein Wort gebrochen habe, indem ich trotzdem in die drei folgenden Ausgaben eine ziemlich große Anzahl neuer Bemerkungen einrückte, so wird er doch wenigstens erkennen, daß ich bei dem Untereinandermengen dieser und der früheren (indem ich jene Unterscheidungen, welche man als Randglosse erblickt, tilgte) weniger die Absicht gehegt habe, ihn etwas zum zweiten Male lesen zu lassen, als vielmehr den Nachkommen ein vielleicht vollständigeres, vollendeteres und regelrechteres Werk über die Sitten zu hinterlassen. — Uebrigens habe ich keine Lebensregeln (maximes) schreiben wollen, denn diese gelten gleichsam als moralische Gesetze, und ich gestehe, daß ich weder Ansehen noch Genie genug besitze, um mich zum Gesetzgeber aufzuwerfen. Ich bin mir sogar bewußt, daß ich gegen das Wesen der Maximen gesündigt hätte, welche, nach der Art der Orakel, Kürze und Gedrängtheit im Vortrag erfordern. Einige dieser Bemerkungen sind solche, einige andere sind von größerem Umfange. Man denkt über die Dinge in verschiedener Art und Weise nach und drückt dies folglich auch in ganz verschiedenen Formen und Wendungen aus: durch einen allgemeinen Ausspruch, durch eine Beurtheilung, durch eine Metapher oder irgend eine andere Redefigur, durch eine Parallele, durch einen einfachen Vergleich, durch eine vollendete Thatsache, durch einen einzigen Zug, durch eine Beschreibung, durch ein Gemälde. Daraus entspringt die Länge oder Kürze meiner Bemerkungen. Endlich verlangen diejenigen, welche

Lebensregeln aufstellen, daß man sich auf sie verlasse; ich dagegen ergebe mich darein, daß man von mir sage, ich hätte bisweilen nicht sicher genug beobachtet, wenn ich nur zu besserem Beobachten veranlasse.

Erstes Kapitel.

Von Geisteswerken.

Alles ist schon gesagt, und man kommt um siebentausend Jahre, das ist, seitdem es Menschen giebt, welche denken, zu spät. Von dem, was die Sitten betrifft, ist das Schönste und Beste schon vorweggenommen: man hält nur eine Nachlese hinter den Alten und den Tüchtigen unter den Neuern.

Man hat nichts weiter nöthig als das Bestreben, richtig zu denken und zu sprechen, ohne die Andern zu unserem Geschmacke und unseren Gefühlen herüberziehen zu wollen; aber es ist ein zu gewagtes Unternehmen.

Ein Buch zu machen, ist ein Handwerk, wie das, eine Pendeluhr zu verfertigen. Es gehört mehr dazu, als blos Geist, um ein Schriftsteller zu sein. Ein Magistratsherr gelangte durch sein Verdienst zur höchsten Würde. Er war ein gescheidter Kopf und praktisch gewandt in Geschäften. Er ließ ein moralisches Werk drucken: es zeichnet sich durch seine Lächerlichkeit aus.

Es ist nicht eben so leicht, sich durch ein vortreffliches Werk einen Namen zu verschaffen, als ein mittelmäßiges durch den Ruf, den man schon erlangt hat, geltend zu machen.

Eine satirische Schrift, oder eine, die Thatsachen enthält, und die man blattweise gleichsam unter dem Mantel mittheilt unter der Bedingung, sie ebenso weiter zu verbreiten, erregt, auch wenn sie mittelmäßig ist, staunenswerthes Interesse. Aber laßt sie drucken: — da liegt die Klippe für sie.

Wenn man von vielen moralischen Schriften den Vorbericht für den Leser, die Zueignungsschrift, die Vorrede, das Inhaltsverzeichniß und die Druckgenehmigung wegnimmt: so bleiben

kaum genug Seiten davon übrig, um den Namen eines Buches zu verdienen.

In gewissen Dingen ist die Mittelmäßigkeit unerträglich; so in der Poesie, in der Musik, in der Malerei und in den öffentlichen Reden.

Welche Qual, eine frostige Rede pomphaft herdeclamiren, oder mittelmäßige Verse mit aller Emphase eines schlechten Dichters recitiren zu hören!

Gewisse Dichter ergehen sich im Drama in langen Reihen pomphafter Verse, die das Ansehn haben, als wären sie kräftig, erhaben und voll großer Empfindungen. Die große Menge, welche sie mit staunenden Augen und offnem Munde begierig anhört, steht in dem Wahne, daß ihr dies gefalle, und je weniger sie davon begreift, desto mehr bewundert sie sie; sie nimmt sich gar nicht die Zeit aufzuathmen, ja kaum Zeit, laut zu reden und Beifall zu rufen. Ich habe ehemals, und zwar in meiner ersten Jugend, geglaubt, solche Stellen wären den Schauspielern, wie dem Parterre und dem Amphitheater klar und verständlich, und die Dichter derselben wüßten, was sie damit wollten, und es läge bei aller Aufmerksamkeit, die ich ihrem Vortrage schenkte, nur an mir die Schuld, wenn ich nichts davon verstände. Aber ich bin enttäuscht.

Man hat bis jetzt fast noch kein Meisterwerk des Geistes kennen gelernt, welches das Werk Mehrerer wäre. Homer hat die Iliade geschaffen, Virgil die Aeneide, Titus Livius seine Decaden und der große römische Redner seine Reden.

Es giebt in der Kunst einen Punkt der höchsten Vollkommenheit, wie in der Natur einen der Güte und Reife. Derjenige, welcher ihn empfindet und liebt, hat den vollkommenen Geschmack; wer ihn nicht empfindet, sondern vielmehr das gerne hat, was diesseit oder jenseit desselben liegt, hat einen mangelhaften Geschmack. Es giebt also einen guten und einen schlechten Geschmack, und der Streit über die Verschiedenheit des Geschmacks hat seinen Grund.

Es herrscht unter den Menschen weit mehr lebhafte Empfänglichkeit, als Geschmack, oder besser gesagt, es giebt

wenige Menschen, deren Geist von einem sicheren Geschmack und einem verständigen Urtheil geleitet wird.

Das Leben der Helden hat die Geschichte bereichert, und die Geschichte hat das Leben der Helden in ein schönes Licht gestellt. Dennoch weiß ich nicht zu entscheiden, wer dem andern Theile mehr Dank schuldig ist, ob diejenigen, welche die Geschichte geschrieben haben, denen, die ihnen einen so edlen Stoff darboten, oder jene großen Männer ihren Geschichtschreibern.

Eine Anhäufung von Beiwörtern ist eine schlechte Art zu loben. In den lobenswerthen Thaten und in der Art, sie darzustellen, besteht das wahre Lob.

Aller Geist eines Verfassers liegt in der Genauigkeit der Beschreibung und in der Vortrefflichkeit der Darstellung. Moses, Homer, Plato, Virgil, Horaz stehen nur durch ihre Ausdrucksweise und ihre Bilder über andern Schriftstellern. Man muß im Ausdruck nach dem Wahren streben, um natürlich, kräftig und fein zu schreiben.

Man hat es mit dem Style machen müssen wie in der Baukunst. Man hat in dieser die gothische Bauart aufgegeben, welche die Barbarei für die Paläste und Tempel eingeführt hatte; man hat dafür die dorische, ionische und korinthische wieder ins Leben gerufen. Was man nur noch in den Ruinen des ehemaligen Roms und des alten, nun modern gewordenen Griechenlands zu sehen bekam, das tritt nun in unsern Portiken und Säulengängen ans Licht. Ebenso können wir in der schriftlichen Darstellung nicht anders zum Vollkommenen gelangen und unter Umständen die Alten übertreffen, als indem wir dieselben nachahmen.

Wie viele Jahrhunderte sind verflossen, ehe die Menschen in den Wissenschaften und in den Künsten zum Geschmacke der Alten zurückzukehren und endlich das Einfache und Natürliche wieder aufzunehmen vermochten!

Man nährt sich an den Alten und den tüchtigen Neueren auf; man preßt sie aus, man zieht so viel Nutzen daraus, als nur möglich, und läßt seine Arbeiten davon anschwellen, und

wenn man endlich Autor ist und auf eignen Füßen gehen zu können glaubt, dann wendet man sich gegen sie und setzt sie herab — ähnlich den derben und kräftigen, von einer guten Milch aufgenährten Kindern, die nach ihrer Amme schlagen.

Ein moderner Schriftsteller beweist gewöhnlich auf zweierlei Arten, daß wir den Alten überlegen sind: durch Gründe und durch das Beispiel. Die Gründe nimmt er aus seinem besonderen Geschmacke, das Beispiel aus seinen Werken.

Er gesteht ein, daß die Alten, so ungleich und wenig correct sie auch seien, doch schöne Züge haben. Er führt diese an, und sie sind so schön, daß sie dem Leser seine Kritik erträglich machen.

Einige tüchtige Schriftsteller sprechen wohl zu Gunsten der Alten gegen die Neueren, aber sie sind verdächtig und scheinen nur in ihrer eignen Sache zu richten; so sehr sind ihre Arbeiten nach der Richtschnur der Alten gemodelt — und man weist sie zurück.

Man sollte seine Arbeiten gerne denen vorlesen, die genugsame Einsicht darüber haben, um sie zu verbessern und zu schätzen.

Bei seiner Arbeit weder berathen, noch darin verbessert sein wollen, zeugt von Pedantismus.

Ein Autor muß mit gleicher Bescheidenheit Lob und Tadel über seine Werke hinnehmen.

Unter allen verschiedenen Ausdrücken, welche einen einzigen unserer Gedanken wiederzugeben vermögen, giebt es nur Einen, der der wahrhaft glückliche ist. Wir treffen ihn nicht immer, weder im Sprechen, noch im Schreiben. Nichtsdestoweniger ist er sicher vorhanden, und jeder andere als eben jener ist schwach und genügt nicht einem Menschen von Geist, der sich verständlich machen will.

Ein guter und mit Sorgfalt schreibender Autor macht oft die Erfahrung, daß der Ausdruck, den er seit lange suchte, ohne ihn aufzufinden, wenn er ihn endlich findet, grade der einfachste und natürlichste ist, der sich ihm dem Anschein nach

gleich von vorn herein und ohne Anstrengung hätte darbieten müssen.

Diejenigen, welche nach Laune arbeiten, sind der Nothwendigkeit unterworfen, ihre Arbeiten von Neuem wieder durchzugehen. Denn da die Laune nicht immer dieselbe bleibt, da sie in ihnen nach den Veranlassungen wechselt: so erkalten sie bald für die Ausdrücke und Wendungen, die ihnen früher am meisten gefielen.

Dieselbe Richtigkeit des Geistes, welche bewirkt, daß wir Gutes zu Tage fördern, läßt uns auch befürchten, es sei nicht gut genug, um zu verdienen, daß es gelesen werde.

Ein mittelmäßiger Geist glaubt göttlich, ein bedeutender vernunftgemäß zu schreiben.

Man hat mich dazu vermocht, sagt Ariste, dem Zoïlus meine Arbeiten vorzulesen, und ich habe es gethan. Sie haben ihn anfangs ergriffen, und ehe er noch die Zeit hatte, sie schlecht zu finden, hat er sie in meiner Gegenwart bescheiden gelobt; später hat er sie bei niemand mehr gelobt. Ich entschuldige ihn, weil ich von einem Schriftsteller nicht mehr erwarten kann; ich bedaure ihn sogar, daß er schöne Sachen hat anhören müssen, die nicht aus seiner Feder geflossen sind.

Diejenigen, welche man in Folge ihrer Stellung von der Schriftstellereifersucht frei findet, haben Leidenschaften oder Bedürfnisse, die sie zerstreuen und gleichgültig gegen die Gedanken Anderer machen. Fast niemand ist vermöge der Beschaffenheit seines Geistes, seines Herzens oder seiner Glücksumstände fähig, sich dem Vergnügen, welches die Vollkommenheit eines Werkes gewährt, rein hinzugeben.

Das Gefallen an der Kritik beraubt uns der Freude, von großen Schönheiten eines Schriftwerkes lebhaft ergriffen zu werden.

Sehr Viele bilden sich so weit aus, daß sie die Vorzüge eines Manuscripts, das man ihnen vorliest, empfinden, aber sie wagen sich nicht eher zu seinen Gunsten zu erklären, bis sie sehen, was für Glück es nach der Veröffentlichung in der Welt macht, oder wie es von den Kennern aufgenommen wird. Sie

haben nicht den Muth, ihr eigenes Urtheil auszusprechen, und wollen sich nur von der Masse tragen und von der Menge mit fortreißen lassen. Dann aber sagen sie, daß sie das Werk zu allererst anerkannt hätten, und das Publikum nun ihrer Ansicht sei.

Diese Leute lassen die schönsten Gelegenheiten entschlüpfen, um uns zu überzeugen, daß sie Fähigkeit und Einsichten besitzen, daß sie zu urtheilen und das Gute als das Gute, das Bessere als das Bessere zu erkennen verstehen. Ein gutes Werk fällt ihnen in die Hände: es ist ein Erstlingswerk. Der Verfasser hat sich noch keinen großen Namen gemacht, hat noch nichts herausgegeben, was zu seinen Gunsten spräche; es handelt sich nicht darum, sich zu empfehlen oder den Großen zu schmeicheln, indem man seine Schriften lobt. Man geht dich, Zelotes, nicht darum an, auszurufen: „Das ist ein Meisterwerk des Geistes: der menschliche Geist kann gar nicht weiter gehen; so hoch vermag sich das menschliche Wort zu erheben, und man wird in Zukunft über den Geschmack irgend eines Schriftstellers nur in dem Maße urtheilen, als er sich darin diesem Werke nähert!" — Uebertriebene, abgeschmackte Phrasen, die nach der Pension oder der Abtei klingen, sogar dem nachtheilig, was lobenswerth ist und was man zu loben beabsichtigt. Warum sagt ihr denn nicht schlicht und einfach: „Das ist ein gutes Buch." Es ist wahr, ihr sagt das mit ganz Frankreich, mit den Fremden wie mit euern Landsleuten, sobald es in ganz Europa verbreitet und in mehrere Sprachen übersetzt ist — aber dann ist es zu spät.

Manche von denen, welche ein Werk gelesen haben, beziehen sich auf gewisse Stellen darin, deren Sinn sie nicht begriffen zu haben vorgeben, und welche sie noch obendrein durch alles das verändern, was sie von dem ihrigen hinzuthun. Und diese so verderbten und entstellten Worte, die nichts Anderes sind, als ihre eignen Gedanken und Ausdrücke, unterwerfen sie nun dem Tadel, behaupten, daß sie schlecht seien, und alle Welt stimmt in ihre Ansicht ein, daß sie nichts taugen. Aber die Stelle des Werkes, welche diese Kritiker anzuführen vermeinen, die sie aber in Wahrheit nicht anführen, ist darum nicht schlechter.

Was sagen Sie von dem Buche des Hermodor? — Ach, wie schlecht ist das, antwortet Anthime, wie schlecht! Es ist so, fährt er fort, daß es gar kein Buch ist, oder daß es zum wenigsten nicht verdient, daß die Welt davon spreche. — Aber haben Sie es gelesen? — Nein, sagt Anthime. — Warum fügt er nicht hinzu, daß Fulvia und Melanie es verdammten, ohne es gelesen zu haben, und daß er ein Freund von Fulvien und Melanien ist?

Arsène sieht von der Höhe seines Geistes auf die Menschen herab, und in der Entfernung, von wo aus er sie erblickt, ist er gleichsam erschreckt über ihre Kleinheit. Von gewissen Leuten, die sich das Wort gegeben haben, sich gegenseitig zu bewundern, gelobt, gerühmt und in den Himmel erhoben, glaubt er, bei einigem wirklichen Verdienste, noch alles und jedes Verdienst zu besitzen, was nur irgend zu erlangen ist, und was er doch niemals erreichen wird. Ganz beschäftigt und erfüllt mit seinen erhabenen Ideen, gönnt er sich kaum die Zeit, einige Weisheitssprüche von sich zu geben; durch seinen Charakter über die Urtheile der Menschen erhaben, überläßt er den niedrigen Seelen das Verdienst eines wohlgeordneten, gleichförmigen Lebens und glaubt wegen seiner Unbeständigkeit nur dem Kreise von Freunden, die ihn so abgöttisch verehren, verantwortlich zu sein. Diese allein verstehen zu urtheilen, zu denken, zu schreiben, sie allein dürfen schreiben. Es giebt kein andres, in der Welt noch so wohl aufgenommenes und von den Gebildeten noch so allgemein geschätztes Geisteswerk, das er, ich sage nicht, zu billigen geneigt wäre, nein, das er nur des Lesens würdigte. Es ist also unmöglich, daß er durch diese Schilderung, die er niemals lesen wird, gebessert werden sollte.

Theocrine weiß viel Unnützes. Er hat immer sonderbare Meinungen; ist weniger tief als methodisch; übt nur sein Gedächtniß; schreibt spitzfindig, dunkel und geringschätzig herabsehend und scheint stets im Innern über diejenigen zu lächeln, die nach seiner Meinung ihm nicht gleich kommen. Der Zufall veranlaßt, daß ich ihm mein Werk vorlese; er hört es an. Nachdem ich es vorgelesen, spricht er mit mir von dem

seinigen. — Und — werden Sie mich fragen — was denkt er von dem Ihrigen? Ich habe es Ihnen schon gesagt: er spricht von dem seinigen.

Es giebt kein noch so vollendetes Werk, das nicht unter den Händen der Kritik ganz und gar zersetzt werden würde, wenn der Autor allen Beurtheilern Glauben schenken wollte, von denen jeder die Stelle striche, die ihm am wenigsten gefällt.

Es ist eine bewährte Erfahrung, daß, wenn sich zehn Personen finden, die in einem Buche einen Ausdruck oder einen Gedanken gestrichen wissen wollen, man leicht eine gleiche Anzahl antrifft, die ihn wiederherstellt. Diese rufen aus: „Warum diesen Gedanken unterdrücken? Er ist neu, er ist schön, und die Wendung bewundernswerth.“ Jene behaupten im Gegentheil, daß sie entweder diesen Gedanken beiseite gelassen, oder ihm eine andere Wendung gegeben haben würden. Es befindet sich, sagen die Einen, in Ihrem Werk ein Ausdruck, der vollkommen getroffen ist und die Sache aufs natürlichste darstellt. Es befindet sich darin ein Wort, sagen die Andern, welches gewagt ist und ohnehin das, was Sie vielleicht zu verstehen geben wollten, nicht deutlich genug bezeichnet. Und es ist derselbe Zug und dasselbe Wort, worüber diese Leute sich solchergestalt äußern, und Alle sind Kenner und gelten für solche. Welcher andere Entschluß bleibt dem Verfasser übrig, als es zuletzt darauf ankommen zu lassen und der Ansicht derer beizutreten, die ihn billigen?

Ein ernster Schriftsteller hat nicht nöthig, seinen Geist mit all den Ungereimtheiten, all dem Schmutz, all den schlechten Witzen anzufüllen, die man gegen ihn aufbringen kann, mit all den albernen Anwendungen, die man in Betreff einiger Stellen seines Werkes machen kann, und noch weniger braucht er sie zu unterdrücken. Er ist überzeugt, daß, welche gewissenhafte Genauigkeit man auch auf seinen Styl verwendet habe, der kalte Spott der schlechten Spaßmacher doch ein unvermeidliches Uebel ist, und daß die besten Sachen ihnen doch oft nur dazu dienen, sie darin eine Albernheit finden zu lassen.

Wenn gewisse lebhafte und entschiedene Geister ungebildet wären, so würden der Ausdrücke, um die Gedanken wieder zu geben, noch immer zu viele sein; man würde zu ihnen durch Zeichen sprechen, oder sich überhaupt ohne Sprache verständlich machen müssen. Welche Sorgfalt man auch darauf verwende, gedrängt und bestimmt zu sein, und welchen Ruf man auch dafür habe, sie finden euch doch weitschweifig. Man muß sie alles ergänzen lassen und nur für sie allein schreiben. Sie haben eine ganze Periode schon beim ersten Worte weg, mit dem sie anfängt, und mit einer Periode schon das ganze Kapitel; habt ihr ihnen nur eine einzige Stelle aus einem Werke vorgelesen, so ist das genug: sie sind nun ganz vertraut damit und verstehen das Werk. Ein Gewebe von Räthseln würde ihnen eine ergetzliche Lectüre sein, und es ist ein Verlust für sie, daß jener zerhackte Styl, der sie entzückt, so selten ist, und daß wenige Schriftsteller sich mit ihm befassen. Die Vergleiche, die man von einem Flusse hernimmt, dessen Lauf, wenn auch schnell, doch eben und gleichförmig ist, oder von einem Brande, der, von den Winden vorwärts getrieben, sich weit in einem Walde verbreitet und die Eichen und Fichten darin verzehrt, gewähren ihnen keine Vorstellung von der Beredsamkeit. Macht ihnen ein griechisches Feuer vor, das sie zur Ueberraschung zwingt, oder einen Blitz, der sie blendet, und sie werden euch das Gute und Schöne erlassen.

Welcher wunderbare Abstand ist doch zwischen einem schönen und einem vollendeten und regelrechten Werke! Ich weiß nicht, ob sich schon eines der letzteren Art vorgefunden hat. Den seltenen Genies fällt es vielleicht weniger schwer, das Große und Erhabne zu treffen, als jede Art von Fehlern zu vermeiden. Der Cid hatte bei seinem Erscheinen nur Eine Stimme für sich: es war die der Bewunderung. Es zeigte sich, daß er mächtiger war, als die Autorität und die Politik*), welche beide vergeblich versuchten, ihn zu unterdrücken. Er hat zu seinen Gunsten Geister vereinigt, welche nach Ansichten und

*) Dieses Stück erregte die Eifersucht des Cardinals Richelieu, welcher die französische Akademie nöthigte, es zu kritisiren.

Meinungen immer getrennt sind, die Großen und das Volk. Uebereinstimmend wissen sie ihn alle auswendig, und vermögen im Theater den Schauspielern, die ihn aufführen, mit dem Text zuvorzukommen. Kurz, der Cid ist eine der schönsten Dichtungen, die man nur schaffen kann, und eine der besten Kritiken, die nur jemals über irgend einen Gegenstand gemacht worden sind, ist die über den Cid.

Wenn eine Lectüre euren Geist erhebt und euch edle und muthvolle Gefühle einflößt, so sucht nicht erst nach einer andern Regel umher, um über das Werk zu urtheilen: es ist gut und von der Hand eines tüchtigen Meisters.

Capys, welcher sich zum Richter über schönen Styl aufwirft und wie Bouhours und Rabutin*) zu schreiben wähnt, widersteht der allgemeinen Stimme und behauptet ganz allein, Damis sei kein guter Schriftsteller. Damis giebt der Menge nach und sagt ganz ungezwungen mit dem Publikum, Capys sei ein frostiger Schriftsteller.

Die Pflicht des Neuigkeitskrämers ist, mitzutheilen: es ist jetzt das und das Buch im Umlauf, erschienen bei Cramoisy in der und der Schriftart; es ist auf schönem Papier gedruckt und sehr gut eingebunden; es wird so und so theuer verkauft. Er muß Alles wissen, bis auf das Zeichen des Buchhändlers, der es absetzt. Seine Narrheit ist, daß er eine Kritik darüber schreiben will.

Die Erhabenheit des Neuigkeitskrämers besteht in dem hohlen Geschwätz über die Politik.

Der Neuigkeitskrämer legt sich am Abend ruhig mit einer Neuigkeit nieder, die jedoch über Nacht in die Brüche geht, und die er am Morgen bei seinem Erwachen aufzugeben genöthigt ist.

Der Philosoph bringt sein Leben damit zu, die Menschen zu beobachten, und müht seinen Geist ab, die Laster und die Thorheiten zu erforschen und zu unterscheiden. Wenn er seinen Gedanken irgend eine besondre Form giebt, so geschieht dies

*) Dom. Bouhours (geb. 1628, gest. 1702) und Roger Rabutin (geb. 1618, gest. 1693), correcte Stylistiker.

weniger aus Schriftstellereitelkeit, als um eine Wahrheit, die er gefunden hat, in dem vollen Tageslichte zu zeigen, welches nothwendig ist, um den Eindruck hervorzubringen, der ihm zu seinem Zwecke dienen soll. Dennoch glauben einige Leser ihn mit Wucher zu bezahlen, wenn sie im Schulmeistertone sagen, daß sie sein Buch gelesen haben und daß es geistreich sei. Er aber giebt ihnen alle Lobeserhebungen, nach denen er mit seiner Arbeit und seinen Nachtwachen keineswegs gestrebt hat, wieder zurück. Er steigert seine Entwürfe und ist für ein höher liegendes Ziel thätig. Er ringt nach einem größeren und seltneren Erfolge bei den Menschen, als Lobeserhebungen und selbst Belohnungen sind; dieser ist: sie zu bessern.

Die Einfältigen lesen ein Buch und verstehen es nicht; die mittelmäßigen Köpfe bilden sich ein, es vollkommen zu verstehen; die bedeutenden Geister verstehen es stellenweise nicht ganz: sie finden das Dunkelgesagte dunkel, wie sie das Klargesagte klar finden. Die Schöngeister wollen dunkel finden, was nicht so ist, und das nicht verstehen, was doch sehr verständlich ist.

Ein Autor strebt vergeblich danach, sich durch sein Werk Bewunderung zu verschaffen. Bisweilen zollen die Einfältigen Bewunderung; aber das sind eben Einfältige. Die Leute von Geist tragen die Keime aller Wahrheiten und aller Empfindungen in sich selbst; nichts ist ihnen neu; sie bewundern wenig, sie billigen nur.

Ich bin zweifelhaft, ob man jemals in Briefe mehr Geist, mehr anmuthige Wendungen, mehr Styl wird legen können, als man in denen von Balzac und Voiture findet*). Sie haben nur noch nicht die Ausdrücke des Gefühls, die erst seit ihrer Zeit aufgekommen sind und die den Frauen ihre Entstehung verdanken. Dies Geschlecht geht in dieser Art zu schreiben viel weiter als das unsrige: aus den Federn der Frauen fließen Wendungen und Ausdrücke, die bei uns oft nur die Frucht einer langen Anstrengung und eines peinlichen Suchens sind. Sie sind glücklich in der Wahl der Ausdrücke, die sie so geschickt zu

*) Vincent Voiture (geb. 1598, gest. 1648) und J. L. Guez S. de Balzac (geb. 1594, gest. 1654), zwei ausgezeichnete Briefsteller.

stellen wissen, daß dieselben, so bekannt sie auch sind, den Reiz der Neuheit erhalten und eigens für den Gebrauch, den sie davon machen, geschaffen zu sein scheinen. Es gehört zu ihrer Eigenthümlichkeit, uns in Einem Wort eine ganze Empfindung lesen zu lassen, und einen Gedanken, der zart empfunden ist, zart wiederzugeben. Sie besitzen eine unnachahmliche Verkettung der Rede, die sich natürlich aufreiht und nur durch den Sinn zusammenhängt. Wenn die Frauen stets correct schrieben, so würde ich zu behaupten wagen, daß die Briefe einiger von ihnen vielleicht zu dem Bestgeschriebenen zu rechnen seien, was wir in unserer Sprache besitzen.

Es hat dem Terenz nur gefehlt, daß er weniger frostig gewesen wäre. Welche Reinheit, welche Sorgfalt, welche Feinheit, welche Anmuth, welche Charaktere! Dem Molière hat nur gefehlt, den Jargon und die Barbarismen zu vermeiden und rein zu schreiben. Welches Feuer! welche Natürlichkeit! welcher Springquell guten Scherzes! welche Sittenschilderung! welche Bilder! und welche Geißel schwingt er über die Thorheit! Aber was für einen Mann hätte das gegeben, hätte man diese beiden Dichter zusammenschmelzen können!

Ich habe Malherbe und Theophile*) gelesen. Alle beide haben die Natur gekannt; nur mit dem Unterschiede, daß der Erstere, in seinem vollen, doch einförmigen Style, mit Einem Mal aufzeigt, was sie Schönstes und Edelstes, Unbefangenstes und Einfachstes bietet: er giebt davon das Gemälde oder die Geschichte. Der Andere, ohne Wahl und ohne Genauigkeit, mit einer freien, ungleichmäßigen Feder zu Werke gehend, überladet bald seine Schilderungen, hält sich bei der Beschreibung der Einzelnheiten zu lange auf, macht eine anatomische Studie daraus; bald erdichtet er, übertreibt, überschreitet das Wahre in der Natur und macht einen Roman daraus.

Ronsard**) und Balzac haben, jeder in seiner Art, hinreichend Gutes und Schlechtes hinterlassen, so daß sich

---

*) François de Malherbe (geb. 1556, gest. 1628), lyrischer Dichter; Theophile Viaud (geb. 1590, gest. 1626), dichtete Dramen, Elegien, Oden, Sonette rc.

**) Pierre de Ronsard (geb. 1525, gest. 1585), Odendichter.

nach ihnen sehr große Männer in Vers und Prosa bilden können.

Marot*) scheint nach seinen Wendungen und seinem Style nach Ronsard geschrieben zu haben. Es giebt zwischen dem Ersteren und uns fast keinen Unterschied, als den einiger Worte.

Ronsard und die Schriftsteller, welche seine Zeitgenossen waren, haben dem Style mehr geschadet als genützt. Sie haben ihn auf dem Wege zur Vervollkommnung aufgehalten; haben ihn dem ausgesetzt, daß er der Vollendung für immer ermangle und nie auf jenen zurückgelange. Es ist erstaunlich, daß die Werke des Marot, die so natürlich und so leicht geschrieben sind, aus Ronsard, der übrigens so viel Schwung und Begeisterung besaß, nicht einen größeren Dichter zu bilden vermochten, als Ronsard und als Marot selbst; und daß dagegen auf einen Belleau, Jodelle und du Bartas sogleich ein Racan und Malherbe gefolgt sind, und unsere Sprache, kaum verderbt, sich wiederhergestellt gesehen hat.

Marot und Rabelais**) sind nicht zu entschuldigen, daß sie ihren Schriften den Schmutz eingeimpft haben. Alle beide besaßen genug Genie und Naturwüchsigkeit, um jenes entrathen zu können, sogar mit Rücksicht auf diejenigen, welche in einem Schriftsteller weniger das Bewundernswürdige als das Lächerliche aufsuchen. Rabelais vor allem ist unbegreiflich. Sein Buch ist ein, man möchte sagen, unerklärbares Räthsel; es ist ein Ungeheuer, mit dem Gesicht eines schönen Weibes, mit Thierklauen und einem Schlangenschwanze, oder mit der Unform eines andern noch mißgestalteteren Thieres; es ist eine ungeheuerliche Vereinigung einer feinen und sinnreichen Moral mit schmutziger Verderbtheit. In seinem schlechten Theile steht es noch weit unter dem Schlechtesten: da ist es ein Köder für den Pöbel; wo es gut ist, da erhebt es sich bis zum Aus-

---

*) Clement Marot (geb. 1495, gest. 1544), gewissermaßen der Vater der neueren französischen Poesie.

**) François Rabelais (geb. 1483, gest. 1553), der größte Satiriker Frankreichs. Man sehe die vortrefflichen Uebersetzungen seines „Gargantua" und „Pantagruel" von J. Gottl. Regis. Leipz. 1830 ff., 3 Bde.

erlesenen und zum Vortrefflichen, da kann es den größten Feinschmeckern als Kost genügen.

Zwei Schriftsteller*) haben in ihren Werken den Montaigne**) getadelt, den auch ich ebenso wenig als sie frei von jedem Vorwurf halte. Es scheint aber, daß alle Beide ihn in keiner Hinsicht geschätzt haben. Der Eine dachte nicht genug, um einen Autor, der viel denkt, zu schätzen; der Andere denkt zu spitzfindig, um sich mit ganz naturgemäßen Gedanken zu befassen.

Ein gewichtiger, ernster, gewissenhafter Styl wirkt sehr weit hin. Amyot und Coeffeteau***) werden noch gelesen. Wen von ihren Zeitgenossen liest man noch? (c. 1680.) Balzac ist, was die Worte und den Ausdruck anlangt, weniger alt als Voiture; aber wenn dieser Letztere in Betreff der Wendungen, des Geistes und des natürlichen Ausdrucks nicht modern ist und in nichts den jetzigen Schriftstellern gleicht: so liegt der Grund davon darin, daß es ihnen leichter gewesen ist, ihn zu vernachlässigen, als ihn nachzuahmen, und daß die kleine Anzahl derer, die ihm nacheifern, ihn nicht erreichen kann.

Der Mercure Galant steht unmittelbar noch unter dem Nichts. Doch giebt es noch viele andere Werke, welche ihm gleichen. Es gehört ebenso viel Erfindungsgabe dazu, sich durch ein albernes Buch zu bereichern, als es von Beschränktheit zeugt, es zu kaufen. Es heißt den Geschmack des Volks wenig kennen, wenn man nicht bisweilen wagen sollte, ihm erkleckliche Abgeschmacktheiten darzubieten.

Man sieht wohl, daß die Oper der Entwurf zu einem großen Schauspiele ist; sie giebt die Idee davon.

Ich begreife nicht, wie es der Oper, bei einer so vollkommenen Musik und einer durchaus königlichen Ausstattung, gelungen ist, mich zu langweilen.

---

*) P. Malebranche (geb. 1638, gest. 1715, Philosoph), der zu viel denkt, und Nicolò de Port-Royal (gest. 1695), der nicht genug denkt.

**) Michel Eyquem de Montaigne (1531—1563), großer Lebensphilosoph, schrieb: Essais. (Seine Werke übersetzte J. J. Bode, Berl. 1793 ff. 7. 8.)

***) Jacques Amyot (1513—1593), Bischof, Vater der reineren Prosa; Nicol. Coeffeteau, Bischof von Marseille, Autor vieler Werke.

In der Oper giebt es Stellen, die den Wunsch nach andern erregen. Es entschlüpft einem bisweilen das Verlangen nach dem Ende des ganzen Schaugepränges; das kommt daher, weil Theater, Handlung und Dinge, die uns interessiren, in der Oper fehlen.

Die Kenner, oder vielmehr diejenigen, welche sich dafür halten, geben sich gegenseitig berathende oder entscheidende Stimme über die Schauspiele, weisen sich gleichfalls bestimmte Bezirke an und scheiden sich in einander feindliche Theile, deren jeder, von einem ganz andern Interesse als dem des Publikums oder der Billigkeit geleitet, ein gewisses Gedicht oder eine gewisse Musik bewundert und eine andere auspfeift. Durch diesen Eifer, ihre vorgefaßten Meinungen zu vertheidigen, schaden sie sowohl der entgegengesetzten Partei, als auch ihrer eigenen Ränkesucht. Sie entmuthigen durch tausenderlei Widersprüche die Dichter und die Musiker, und hemmen den Fortschritt der Wissenschaften und Künste, indem sie jene der Früchte berauben, die sie aus dem Wetteifer und der Freiheit, die mehreren ausgezeichneten Meistern gestattete, daß jeder in seiner Gattung und nach seinem Talent schöne Werke hervorbrächte, ziehen könnten.

Woher kommt es, daß man im Theater so ungezwungen lacht, und daß man sich schämt, darin zu weinen? Liegt es weniger in unserer Natur, sich von dem Bedauernswerthen rühren zu lassen, als über das Lächerliche in Lachen auszubrechen? Ist es die Entstellung der Gesichtszüge, die uns davon abhält? Sie findet bei einem ungemäßigten Lachen noch mehr statt, als in dem bittersten Schmerz, und man wendet sein Gesicht, sowohl beim Lachen wie beim Weinen, in Gegenwart der Großen und aller derer, welchen man Achtung zollt, seitwärts. Setzt uns die Empfindung in Verlegenheit, merken zu lassen, daß man leicht gerührt ist, und eine Schwäche kund zu geben, besonders bei einem zweideutigen Gegenstande, von dem es scheint, daß man uns damit zum besten haben will? Aber, ohne die Personen oder die Geister anzuführen, welche in einem übermäßigen Lachen, wie im Weinen, Schwäche finden wollen

und über beides gleich sehr den Bann aussprechen: welche Wirkung erwartet man denn von einer tragischen Scene? Soll sie zum Lachen erregen? Und übrigens, herrscht denn nicht darin die Wahrheit ebenso lebhaft durch ihre Vorstellungen, als in dem Komischen? Trifft nicht die Seele in beiden Gattungen auf das Wahre, noch ehe sie davon ergriffen wird? Ist diese so leicht zufrieden zu stellen? Bedarf sie nicht auch noch des Wahrscheinlichen? Wie es also keine Verwunderung erregt, ein ganzes Amphitheater ein allgemeines Gelächter über irgend eine Scene eines Lustspiels erheben zu hören, was im Gegentheil voraussetzen läßt, daß sie sehr drollig und sehr natürlich dargestellt wird: ebenso beweisen sowohl der außerordentliche Zwang, den man sich anthut, um seine Thränen zurückzudrängen, wie auch das häßliche Lachen, womit man sie zu verhüllen denkt, ganz klar, daß die natürliche Wirkung des erhabenen Tragischen die sein sollte, gemeinschaftlich vor Aller Blicken seinen Thränen freien Lauf zu lassen, und zwar ohne alle weitere Hinderung, als um sie sich abzutrocknen. Außerdem aber würde man auch, wenn man darin übereingekommen wäre, sich ihnen zu überlassen, noch die Erfahrung machen, daß im Theater oft weniger Grund zur Furcht vor dem Weinen vorhanden ist, als davor, daß man sich erkälte.

Das tragische Gedicht schnürt euch von seinem Anfang an das Herz ein, läßt euch in seinem ganzen Verlaufe kaum die Freiheit zu athmen, noch die Zeit, wieder zu euch zu kommen; oder wenn es euch eine kurze Erholung gestattet, so geschieht dies nur, um euch in neue Abgründe und in neue Beängstigungen hinabzutauchen. Es führt euch durch Mitleid zum Schrecken und gegenseits durch den Schrecken zum Mitleid; führt euch durch Thränen, durch Schluchzen, durch Ungewißheit, durch Hoffnung und Furcht, Ueberraschung und Schrecken bis zur Katastrophe. Es ist daher nichts weniger als ein Gewebe von artigen Empfindungsphrasen, von zärtlichen Declamationen, höflichen Zwiegesprächen, angenehmen Bildern, von süßlichen oder bisweilen ziemlich ergetzlichen Worten, die zum Lachen reizen, auf welche freilich zuletzt noch eine Scene erfolgt, in

welcher die Aufgeregten*) keine Vernunft mehr annehmen, und wo es, des Anstands wegen, zuletzt noch Blutvergießen giebt und einen Unglücklichen, dem es das Leben kostet.

Es ist nicht genug, daß die Charaktere im Drama keine schlechten seien, sie müssen auch wohlanständig und unterrichtend sein. Es kann ein so niedriges und rohes, oder selbst so abgeschmacktes und plattes Komisches geben, daß es weder dem Dichter erlaubt ist, davon Gebrauch zu machen, noch auch die Zuschauer sich daran zu ergetzen vermögen. Der Bauer und der Betrunkene gewähren dem Possenreißer einige Scenen zur Darstellung; doch ist dies kaum zum echten Komischen zu rechnen: denn wie könnte dies das Wesentliche oder die Haupthandlung der Komödie bilden? — Man sagt zwar, dergleichen Charaktere wären natürlich. Nun, auf denselben Grund hin könnte man alsbald das ganze Amphitheater mit einem Lakaien unterhalten, welcher pfeift, mit einem Betrunkenen, welcher schläft oder sich erbricht, oder mit einem Leidenden in seinem Krankenanzuge: denn giebt es etwas Natürlicheres? Es ist dem Verweichlichten eigen, spät aufzustehen, einen Theil vom Tage mit seiner Toilette hinzubringen, sich im Spiegel zu besehen, sich zu parfümiren, sich Schönpflästerchen aufzulegen, Billette zu erhalten und zu erwiedern. Man bringe nun diese Rolle auf die Bühne: je länger man sie dauern läßt, einen Act, zwei Acte — desto natürlicher und ihrem Vorbild entsprechender wird sie werden; aber auch desto frostiger und geschmackloser.

Man sollte meinen, daß der Roman und das Schauspiel ebenso nützlich sein könnten, als sie schädlich sind. Man findet darin so große Beispiele von Beständigkeit, von Tugend, von Zartgefühl und Uneigennützigkeit, so schöne und so vollkommene Charaktere, daß, wenn eine junge Person ihren Blick darüber hinaus auf alles das wirft, was sie umgiebt, und hier nur auf unwürdige und weit unter dem, was sie soeben bewundert hat, stehende Gegenstände trifft, es mich in Erstaunen setzt, wenn sie für diese noch der geringsten Schwäche fähig ist.

*) In der sogenannten Entwicklung.

Corneille kann in den Stellen, worin er glänzt, mit Niemandem verglichen werden: er hat einmal einen urwüchsigen und unnachahmlichen Charakter; aber er ist ungleich. Seine ersten Stücke sind trocken, haben keinen rechten Zug und ließen nicht erwarten, daß er sich so sehr erheben würde, wie seine letzten uns erstaunen machen, daß er von solcher Höhe hat herabsinken können. Einige seiner besten Stücke leiden an unverzeihlichen Verstößen gegen die Sitten, an einem declamatorischen Style, welcher die Handlung aufhält und sie matt macht, an Nachlässigkeiten im Vers und im Ausdruck, welche man bei einem so großen Manne gar nicht begreifen kann. Das Hervorragendste an ihm ist sein erhabner Geist, welchem er gewisse Verse zu verdanken hat, die glücklichsten, die man nur jemals gelesen hat; sowie die Behandlung seiner Stücke, die er bisweilen gegen die Regeln der Alten durchzusetzen wagt, und endlich seine Entwicklungen. Denn er hat sich nicht immer dem Geschmacke der Griechen und ihrer edlen Einfachheit unterworfen; er hat im Gegentheil gern die Scene mit Ereignissen überhäuft, woraus er jedoch fast immer mit glücklichem Erfolg hervorgegangen. Er ist insbesondere bewundernswerth wegen der außerordentlichen Mannigfaltigkeit und wegen der geringen Aehnlichkeit, die man rücksichtlich des Planes in seinen Stücken findet, deren er doch eine so große Anzahl gedichtet hat. Es scheint unter denen des Racine mehr Aehnlichkeit vorhanden zu sein, und daß sie ein wenig mehr auf Eins hinauskommen; aber er ist gleichmäßig, gehalten, stets überall derselbe, betreffe es den Plan oder die Behandlung seiner Stücke, welche fehlerfrei, regelrecht und aus dem gesunden Verstande und der Natur geschöpft sind; oder betreffe es die Versification, welche correct, reich in den Reimen, zierlich, wohlklingend und harmonisch ist. Er ist ein genauer Nachahmer der Alten, deren Klarheit und Einfachheit in der Handlung er gewissenhaft gefolgt ist, und welchem doch selbst das Große und Wunderbare nicht abgeht, wie dem Corneille nicht das Rührende, noch das Pathetische. Wo giebt es größere Zärtlichkeit als die, womit der ganze Cid, der Polyeucte und die Horatier erfüllt sind? welche Großheit giebt

sich nicht kund im Mithridat, im Porus und im Burrhus? Auch mit jenen Lieblingsleidenschaften der Alten, welche ihre Tragiker auf den Theatern so gern erregten, und die man mit den Ausdrücken „Schrecken und Mitleid" bezeichnet, waren diese beiden Dichter vertraut. Orestes, in der Andromache des Racine, und Phädra von demselben Verfasser, sowie Oedip und die Horatier sind der Beweis davon. Wenn es jedoch erlaubt ist, zwischen beiden einen Vergleich zu ziehen, und sie durch das zu bezeichnen, was jeder von ihnen Eigenthümliches hat, wie durch das, was am meisten aus ihren Werken hervorleuchtet, so würde man sich vielleicht so ausdrücken können: Corneille überwältigt uns durch seine Charaktere und seine Ideen; Racine stellt sich uns Andern gleich. Jener schildert die Menschen, wie sie sein sollten; dieser stellt sie dar, wie sie sind. Der Erstere giebt mehr das, was man bewundert und was man nachahmen sollte; der Andere mehr das, was man in den Andern wiedererkennt, oder was man in sich selbst empfindet. Der Eine erhebt mehr, erregt mehr Erstaunen, beherrscht und unterrichtet uns mehr; der Andere gefällt, bewegt, ergreift, durchdringt uns. Alles, was es Schönstes, Edelstes und Gebieterischestes in unserer Vernunft giebt, wird von dem Ersteren gehandhabt; sowie von dem Andern alles Schmeichlerischeste und Zartfühlendste in der Leidenschaft. Jener bietet uns Grundsätze, Lebensregeln und Vorschriften dar; dieser Geschmack und Gefühle. Man ist mehr beantheiligt bei den Stücken des Corneille; man wird mehr erschüttert und gerührt von denen des Racine. Corneille ist sittlicher, Racine natürlicher. Es scheint, daß der eine dem Sophocles nachahmt, und der andre dem Euripides mehr verdankt.

Das Volk versteht unter Beredtsamkeit die Fähigkeit, mit welcher Manche allein und lange Zeit sprechen, verbunden mit starkem Geberdenspiele, lautem Schall der Stimme und Kraft der Lunge. Die Pedanten lassen auch diese nur beim öffentlichen Vortrag zu und unterscheiden sie nicht von der Häufung der Figuren, von der Anwendung wirkungsvoller Worte und der Rundung der Perioden.

Die Logik scheint die Kunst zu sein, von einer Wahrheit zu

überzeugen; die Beredtsamkeit aber ist eine Gabe der Seele, welche uns zu Beherrschern des Herzens und des Geistes Anderer macht: sie verleiht uns die Fähigkeit, sie für alles zu begeistern, oder sie zu allem zu überreden, was uns beliebt.

Die Beredtsamkeit verhält sich zu dem Erhabenen wie das Ganze zu seinem Theile.

Was ist das Erhabene? Man scheint seinen Begriff noch nicht festgestellt zu haben. Ist es eine rhetorische Figur? wird es durch den bildlichen Ausdruck erzeugt, oder wenigstens durch gewisse Redefiguren? Kann jede Schreibart das Erhabene annehmen, oder sind nur große Gegenstände desselben fähig? Kann sich in der Idylle etwas Anderes geltend machen, als ein schönes Natürliches, und in vertrauten Briefen wie in der Unterhaltung etwas Anderes, als ein großes Zartgefühl? oder besteht nicht vielmehr in der Natürlichkeit und dem Zartgefühl das Erhabene der Werke, deren Vollkommenheit sie bewirken? Was ist also das Erhabene und wo ist es zu finden?

Synonymen sind mehrere, verschieden lautende Worte oder Redewendungen, die einen ähnlichen Sinn haben. Die Antithese ist eine Gegeneinanderstellung zweier Wahrheiten, die sich gegenseitig in deutlicheres Licht stellen. Die Metapher oder die Vergleichung entlehnt von etwas Fremdem ein anschauliches und natürliches Bild einer Wahrheit. Die Hyperbel ist ein über die Wahrheit hinausgehender Ausdruck, um den Geist dadurch zur besseren Erkenntniß derselben zu leiten. Das Erhabene stellt nur das Wahre dar, jedoch in einem edlen Gegenstande; es stellt dasselbe ganz und völlig dar, in seiner Ursache und seiner Wirkung; es ist der würdigste Ausdruck, das würdigste Bild dieser Wahrheit. Mittelmäßige Geister finden keinen Ausdruck, der nur allein darauf paßte, und bedienen sich der Synonymen. Junge Leute lassen sich von dem Schlaglichte der Antithese blenden und wenden diese gern an. Sorgfältige Geister, welche es lieben, genau umschriebene Bilder zu geben, bewegen sich naturgemäß in der Vergleichung und der Metapher. Lebhafte, feurige Geister, die eine schrankenlose Einbildungskraft über die Regeln des Richtigen hinausreißt, können sich nicht genug

an der Hyperbel ersättigen. Was aber das Erhabene anbetrifft, so sind selbst unter den größten Genies nur die hervorragendsten dessen fähig.

Jeder Schriftsteller, der klar schreiben will, muß sich an die Stelle seiner Leser versetzen; muß sein eigenes Werk wie etwas ihm ganz Fremdes prüfen, das er zum ersten Male liest, woran er keinen Theil hat, und welches der Verfasser seiner Kritik unterworfen hätte, und muß sich sodann überzeugen, daß man nicht ohne Weiteres verstanden wird, wenn man sich selbst versteht, sondern nur, wenn man in der That verständlich ist.

Man schreibt nur, um verstanden zu werden; aber man muß auch, wenn man einmal schreibt, Schönes zu vernehmen geben. Man muß eine reine Schreibart haben und passende Ausdrücke gebrauchen, das ist richtig; aber diese so passenden Worte müssen auch edle, lebhafte, gediegene Gedanken ausdrücken, welche einen sehr schönen Sinn enthalten. Es heißt von der Reinheit und Verständlichkeit der Rede einen schlechten Gebrauch machen, wenn man sie einem trocknen unfruchtbaren Stoffe dienen läßt, der ohne Salz, ohne Nutzen, ohne Neuheit ist. Was für einen Vortheil haben die Leser davon, mühelos nichtige und kindische, ja mitunter schaale und gemeine Dinge leicht zu fassen und weniger über den Gedanken eines Verfassers zweifelhaft zu sein, als gelangweilt durch sein Werk?

Wenn man eine gewisse Tiefe in manche Schriften legt, wenn man eine gewisse Feinheit der Wendungen und bisweilen eine zu große Zartheit anstrebt: so geschieht dies nur in Folge der guten Meinung, die man von seinen Lesern hat.

Beim Lesen der Bücher von Leuten, die Parteien und Kabalen schmieden, hat man die Unannehmlichkeit auszustehen, daß man selten Wahrheit darin findet. Die Thatsachen werden verkleidet, die wechselseitigen Rechte nicht mit aller ihrer Kraft, noch auch mit völliger Genauigkeit darin vorgetragen; und was die Geduld am meisten ermüdet, ist, daß man eine beträchtliche Menge harter und beleidigender Ausdrücke lesen muß, welche ernste Männer sich gegenseitig sagen, die aus irgend einem Lehrsatze oder einer bestrittenen Thatsache einen persönlichen Streit

machen. Solche Werke haben das Besondere, daß sie weder die wunderbare Theilnahme verdienen, deren sie sich eine Zeit lang erfreuen, noch auch die tiefe Vergessenheit, in die sie gerathen, wenn sie, sobald Hitze und Zwietracht erloschen sind, zu Kalendern vom verflossenen Jahre werden.

Der Ruhm oder das Verdienst gewisser Menschen besteht darin, gut zu schreiben, und der Anderer, gar nicht zu schreiben.

Seit zwanzig Jahren schreibt man regelrecht; man ist Sklave des Satzbaues; man hat die Sprache mit neuen Wörtern bereichert, das Joch des Latinismus abgeschüttelt und den Styl zu rein französischen Wendungen übergeführt. Man hat beinahe den Wohlklang wiedergefunden, dem Malherbe und Balzac zuerst auf die Spur gekommen waren, und welchen so viele Schriftsteller nach ihnen hatten verloren gehen lassen. Man hat endlich in die Sprache all die gesetzmäßige Ordnung und all die Klarheit gebracht, deren sie fähig ist, und dies führt unvermerkt dahin, Geist in sie zu bringen.

Es giebt Künstler und fähige Köpfe, deren Geist so umfassend ist wie die Kunst oder die Wissenschaft, welche sie treiben. Sie geben beiden durch ihr Genie und ihre Erfindungskraft mit Wucher wieder, was sie von ihnen und durch ihre Grundsätze erhalten. Sie gehen über die Grenzen der Kunst hinaus, um sie zu veredeln, sagen sich von den Regeln los, wenn sie sie nicht zum Großen und Erhabenen führen. Sie gehn ihren Gang allein und ohne Begleitschaft; aber sie schreiten hoch einher und in weite Ferne, stets sicher und bestärkt durch den Erfolg der Vortheile, die man zuweilen aus dem Ueberschreiten des Regelrechten zieht. Die sorgfältigen, ruhigen, gemäßigten Geister erreichen jene nicht nur nicht und bewundern sie nicht, sondern sie verstehen sie auch gar nicht und möchten sie noch weniger nachahmen. Sie bleiben gelassen in den Gränzen ihrer Sphäre und gehn nur bis zu einem gewissen Punkte, der die Schranken ihrer Fassungskraft und ihrer Einsichten bezeichnet. Sie gehn nicht weiter, weil sie darüber hinaus nichts sehen. Diese können aufs höchste nur die Ersten einer zweiten Klasse sein und nur in dem Mittelmäßigen Vortreffliches leisten.

Es giebt, wenn ich so sagen darf, tiefer stehende und untergeordnete Geister, die nur zum Einsammeln, Verzeichnen oder Aufbewahren der Hervorbringungen der Genies geschaffen zu sein scheinen. Sie sind Nachschreiber, Uebersetzer, Kompilatoren; sie denken nicht, sie sprechen das, was Andere gedacht haben, nach; und da die Wahl der Gedanken Erfindung ist, so ist die ihrige schlecht, wenig richtig, und nöthigt sie, mehr Vielerlei als Vortreffliches vorzubringen. Sie haben nichts Ursprüngliches und was ihr Eigen wäre; sie wissen nur das, was sie gelernt haben, und lernen nur das, was alle Welt gern nicht wissen will, eine unnütze, trockne, von aller Nützlichkeit und Annehmlichkeit entblößte Wissenschaft, die gar nicht zur Unterhaltung taugt, die außer allem Verkehr liegt, ähnlich einer Münze, die keinen Curs hat. Man ist gleichzeitig erstaunt über ihre Belesenheit und gelangweilt von ihrem Gespräch wie von ihren Werken. Es sind diejenigen, welche die Großen und das Volk mit den Gelehrten verwechseln, und welche die Verständigen zu den Pedanten verweisen.

Die Kritik ist öfters keine Wissenschaft. Sie ist dann ein Handwerk, wozu mehr Gesundheit als Geist, mehr Arbeit als Fähigkeit, mehr Gewohnheit als Genie erforderlich ist. Wenn sie von einem Manne herrührt, der weniger Beurtheilungskraft als Belesenheit hat, und wenn sie sich auf gewisse Gegenstände einübt, so verdirbt sie sowohl die Leser wie den Schriftsteller.

Ich rathe einem Autor, der zum Nachahmer geboren ist und der die außerordentliche Bescheidenheit hat, nach einem Muster zu arbeiten, sich zu Vorbildern nur jene Gattung von Werken zu wählen, worin sich Geist, Einbildungskraft oder selbst Gelehrsamkeit findet. Wenn er auch seine Originale nicht erreicht, so wird er ihnen doch wenigstens nahe kommen und lesbar sein. Dagegen muß er es als eine Klippe vermeiden, diejenigen nachahmen zu wollen, welche mit Stimmung schreiben, welche das Herz sprechen lassen, das ihnen die Worte und Bilder eingiebt, und welche alles das, was sie auf dem Papier ausdrücken, gleichsam aus ihrem tiefsten Innern herausschöpfen. Das sind gefährliche Muster und sehr dazu geeignet, diejenigen in das

Kalte, Niedrige und Lächerliche fallen zu lassen, die sich anmaßen, sie nachzuahmen. Ich würde in der That einem Menschen ins Gesicht lachen, der im Ernste mit dem Tone meiner Stimme sprechen oder mir im Gesicht gleichen wollte.

Ein als Christ und als Franzose Geborner sieht sich in der Satire beschränkt: die großen Gegenstände sind ihm verboten. Er setzt wohl manchmal dazu an, wendet sich aber darauf wieder zu kleinen Dingen, die er durch die Schönheit seines Genies und seines Styles bedeutend macht.

Man muß den eitlen und kindischen Styl vermeiden, aus Furcht, dem Varilas und Maimbourg zu gleichen. Man kann im Gegentheil in einer gewissen Art von Schriften bestimmte Ausdrücke wagen, figürliche und lebhaft malende Wendungen gebrauchen und diejenigen beklagen, welche das Vergnügen nicht empfinden, das man hat, wenn man sich ihrer bedient oder sie liest.

Wer beim Schreiben nur auf den Geschmack seiner Zeit Rücksicht nimmt, denkt mehr an sich als an seine Schriften. Man muß immer nach dem Vollkommensten streben; dann wird uns die Nachwelt jene Gerechtigkeit zu Theil werden lassen, die uns zuweilen unsere Zeitgenossen versagen.

Man muß nicht eine Lächerlichkeit finden wollen, wo es keine giebt; denn dadurch verdirbt man sich den Geschmack und verfälscht sowohl sein eignes Urtheil als das der Andern. Aber wenn das Lächerliche sich irgendwo vorfindet, so muß man es zu sehen verstehen und mit Anmuth und einer Art, welche gefällt und belehrt, hervorziehen.

„Horaz oder Despréaux haben das schon vor Ihnen gesagt.“ — Ich glaube es auf Ihr Wort; aber ich sage es jetzt als meinen eigenen Ausspruch. Kann ich nach ihnen nicht dieselbe Wahrheit denken, wie sie Andere ebenfalls nach mir denken werden?

Zweites Kapitel.

Vom persönlichen Verdienste.

Wer möchte, bei den seltensten Talenten und dem ausgezeichnetsten Verdienste, nicht überzeugt sein, daß er überflüssig ist, wenn er bedenkt, daß er bei seinem Sterben eine Welt hinter sich läßt, die seinen Verlust nicht empfindet, und wo so Viele vorhanden sind, die ihn ersetzen?

Von sehr Vielen ist es nur der Name, der etwas gilt. Wenn ihr sie in der rechten Nähe beseht, so seht ihr weniger als nichts; von fern erscheinen sie Achtung gebietend.

So fest überzeugt ich auch bin, daß die, welche man zu verschiedenen Aemtern erwählt, jeglicher nach seinen Gaben und seinem Geschäft, das Rechte thun: so unterstehe ich mich doch, zu behaupten, daß es auf der Welt noch mehrere, bekannte oder unbekannte Personen giebt, die man nicht anstellt, und die doch sehr brauchbar sein würden. Auf diese Ansicht bin ich durch die wunderbar glückliche Laufbahn mancher Menschen geführt worden, welche rein dem Zufall ihre Stellung verdankten, und von denen man bis jetzt nichts Bedeutendes erwartet hatte.

Wie viele vortreffliche Menschen, die zu Bedeutendem angelegt waren, sind gestorben, ohne daß mit einem Wort von ihnen die Rede gewesen ist! Wie viele leben noch, von denen man gar nicht spricht, noch jemals etwas sprechen wird!

Welche schreckliche Mühe muß sich ein Mensch geben, der weder Lobpreiser für sich hat, noch sich mit Ränkeschmieden einläßt, der keiner Körperschaft angehört, sondern allein steht und blos hinlängliches Verdienst statt aller Empfehlung aufzuweisen hat, um sich aus der Dunkelheit, in der er sich befindet, an das Tageslicht hervorzuarbeiten, um es auf gleiche Höhe mit einem gänzlich Verdienstlosen zu bringen, der aber einmal den Credit für sich hat!

Fast Niemandem fällt es von selbst ein, daß ein Anderer auch Verdienst besitze.

Die Menschen sind zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als

daß sie Zeit hätten, in Andre einzugehn oder sie erkennen zu können. Daher kommt es, daß man bei großem Verdienst, aber noch größerer Bescheidenheit lange Zeit unbekannt bleiben kann.

Oft fehlt es an einem Genie und an großen Talenten, bisweilen aber auch nur an den Gelegenheiten, sie geltend zu machen. Manche können wegen dessen gelobt werden, was sie gethan haben; manche dagegen dessentwegen, was sie unter Umständen gethan haben würden.

Man trifft weit öfter Geist an, als Menschen, die sich des ihrigen zu bedienen wissen, oder welche den Anderer geltend machen und ihn zu benutzen verstehen.

Es giebt mehr Handwerksgeräth als Handwerker, und unter diesen wieder mehr schlechte als vortreffliche. Was halten Sie von einem, der sägen will mit einem Hobel und die Säge ergreift, um zu hobeln?

Kein peinlicheres Geschäft giebt es wohl, als das, sich einen großen Namen machen zu wollen: das Leben geht oft darüber zu Ende, bis man kaum sein Werk aus dem Gröbsten herausgearbeitet hat.

Was soll man mit dem Hegesippus anfangen, der sich um ein Amt bewirbt? soll man ihn bei den Finanzen oder bei dem Militär unterbringen? Das ist ganz gleich; das Interesse allein muß darüber entscheiden; denn er ist gleich fähig, Geld zu handhaben oder Rechnungen auszustellen, als die Waffen zu tragen. Er findet sich in Alles, sagen seine Freunde; was stets so viel heißt, als: er hat ebenso viel Geschick für das Eine wie für das Andere, oder anders ausgedrückt: er eignet sich für nichts. So glauben die Meisten, die in ihrer Jugend nur mit sich beschäftigt gewesen und durch Müßiggang oder Vergnügen verdorben sind, im vorgerückten Alter, es sei für sie hinreichend, unnütz oder in Dürftigkeit zu sein, damit der Staat die Verpflichtung fühle, sie anzustellen oder zu unterstützen, und sie ziehn selten aus jener sehr wichtigen Lehre Nutzen: daß die Menschen die ersten Jahre ihres Lebens dazu anwenden sollen, es durch Studien und Arbeiten so weit zu bringen, daß der Staat selbst ihres Fleißes

und ihrer Einsichten bedürfe; daß sie gleichsam zu einem nothwendigen Theile seines Gebäudes werden, und daß er sich dazu gezwungen sehe, zu seinem eignen Vortheile ihr Glück zu machen oder es zu verbessern.

Wir müssen arbeiten, um uns einer Versorgung recht würdig zu machen: das Uebrige kümmere uns weiter nicht, das ist die Sache der Andern.

Sich durch etwas geltend zu machen, was nicht von Andern abhängig ist, sondern von uns selbst, oder auf jede Geltung zu verzichten, ist ein unschätzbarer Grundsatz und eine unerschöpfliche Hilfsquelle in der Praxis, nützlich sowohl den Schwachen wie den Tüchtigen und den Menschen von Geist, welche sie zu Herren ihres Glücks oder ihrer Ruhe macht. Dagegen ist er den Großen verderblich, weil er ihren Hof oder vielmehr die Zahl ihrer Sklaven verringern würde; weil er ihren Hochmuth und zugleich einen Theil ihres Ansehens herabdrücken und sie fast nur auf ihre Zwischengerichte und ihre Equipagen beschränken würde; weil er sie des Vergnügens berauben würde, das sie empfinden, wenn man sie bittet, umdrängt, um Empfehlung angeht, oder wenn sie auf sich warten lassen oder abschläglich bescheiden; weil er ihre Neigung stören würde, bisweilen Thoren ins Licht zu stellen und das Verdienst zu nichte zu machen, wenn sie es ja einmal erkennen sollten; weil er von den Höfen die eifrigen Bewerbungen, die Ränkeschmiedereien, die schlechten Aemter, den kriechenden Sinn, die Schmeichelei, die Schurkenstreiche verbannen würde; weil er aus einem stürmischen Hofe, voll von Aufregungen und heimlichen Anschlägen, gleichsam ein komisches Drama, ja selbst eine Tragödie machen würde, wobei die Klugen nur die Zuschauer abgäben; weil er Würde in die verschiedenen Stellungen der Menschen, Heiterkeit in ihre Mienen bringen würde; weil er ihre Freiheit erweitern würde; weil er in ihnen, nächst den angeborenen Gaben, die Fähigkeit, sich an die Arbeit und die Uebung zu gewöhnen, wecken würde; weil er sie zur Nacheiferung, zum Verlangen nach Ruhm, zur Tugendliebe antreiben würde; weil er aus ihnen, statt feiler, unruhiger, unnützer, dem Staate oft lästiger

Hofleute entweder kluge Haushälter oder vortreffliche Familienväter, unbestechliche Richter oder große Heerführer, Redner oder Philosophen machen und all diesen letzteren keinen andern Nachtheil zuziehen würde, als vielleicht den, ihren Erben weniger Reichthümer als vortreffliche Beispiele zu hinterlassen.

Man hat in Frankreich viel Festigkeit und eine bedeutende Geistesgröße nöthig, um sich der Würden und Aemter zu entschlagen, und solchergestalt freiwillig für sich zu bleiben und nichts zu thun. Fast niemand hat Verdienst genug, um diese Rolle mit Würde zu spielen, noch hinlänglichen Gehalt in sich, um die Leere der Zeit ohne jenes Etwas, was die Menge Geschäfte nennt, auszufüllen. Es mangelt jedoch dem Müßiggang des Weisen nur ein besserer Name, und daß man Nachdenken, Sprechen, Lesen und Ruhigsein Arbeiten nenne.

Ein Mann von Verdienst und der seinen Platz ausfüllt, ist niemals unbequem durch seinen Ehrgeiz. Er beunruhigt sich weniger über die Stelle, die er einnimmt, als er sich gedemüthigt fühlt durch eine höhere, die er nicht einnimmt und deren er sich für würdig hält. Mehr fähig der Beunruhigung als des Stolzes oder der Verachtung gegen Andere, fühlt er nur sich selbst gedrückt.

Einem Menschen von Verdienst kostet es Ueberwindung, beständig den Hof zu machen; aber aus einem sehr entgegengesetzten Grunde, als man glauben könnte. Er wäre kein Mann von Verdienst, ohne eine große Bescheidenheit, die ihn davon abhält, zu denken, es mache den Fürsten das geringste Vergnügen, wenn er sich ihnen in den Weg stelle, sich ihnen vor die Augen bringe und ihnen sein Gesicht zeige. Es liegt ihm vielmehr weit näher, sich zu überreden, daß er sie belästige, und er muß sich alle aus dem Gebrauche und aus seiner Pflicht hergeleiteten Gründe vorhalten, um zu dem Entschlusse zu kommen, sich zu zeigen. Derjenige dagegen, welcher eine vortreffliche Meinung von sich hat, und welchen die Menge als Ruhmreichen bezeichnet, hat große Neigung, sich sehen zu lassen. Er macht seine Aufwartung mit um so mehr Selbstvertrauen, als er

unfähig ist, sich vorzustellen, daß die Großen, denen er sich zeigt, anders von seiner Person denken, als er selbst.

Ein rechtschaffener Mann macht sich selbst durch den Fleiß bezahlt, den er für seine Pflicht hält, und durch das Vergnügen, welches er empfindet, so zu handeln, und entschädigt sich dadurch für das Lob, die Achtung und die Anerkennung, die ihm bisweilen entgehen.

Wenn ich es wagen dürfte, eine Vergleichung zwischen zwei durchaus ungleichartigen Stellungen zu machen, so möchte ich sagen: der Mann von Muth ist gewillt, seine Pflichten ungefähr so zu erfüllen, wie der Dachdecker, ein Dach zu decken. Weder der eine, noch der andere strebt darnach, sein Leben der Gefahr preis zu geben, noch lassen sie sich durch die Gefahr abschrecken: der Tod ist für sie ein unglückliches Ergebniß, das aus ihrem Metier entspringt, aber niemals ein Hinderniß für sie, es auszuüben. Der Erstere prahlt ebenso wenig damit, in einen Laufgraben hinab gestiegen zu sein, ein Befestigungswerk erobert oder eine Verschanzung erstürmt zu haben, als der Letztere, auf hohe Giebel oder auf die Spitze eines Kirchthurms gestiegen zu sein. Sie sind alle beide nur eifrig darin, ihre Sache gut zu machen, während der Großsprecher nur etwas thut, damit man sage, daß er es gethan habe.

Die Bescheidenheit ist beim Verdienste das, was die Schatten bei den Figuren in einem Gemälde sind: sie geben ihm Tiefe und Erhabenheit.

Ein einfaches Aeußere ist die Tracht der gewöhnlichen Leute, es ist für sie passend und nach ihrem Maße zugeschnitten; es ist aber ein Schmuck für die, welche ihr Leben mit vortrefflichen Handlungen ausgefüllt haben. Ich vergleiche sie einer Schönheit, die nicht geputzt erscheint, die aber um so mehr Reiz für uns hat.

Gewisse mit sich selbst zufriedene Leute, denen irgend eine Handlung oder ein Werk nicht übel geglückt ist und welche haben sagen hören, daß großen Menschen Bescheidenheit wohl anstehe, wagen es, bescheiden zu sein, und ahmen den Einfachen und Natürlichen nach, etwa ebenso, wie Leute von

mittlerem Wuchse, die, wenn sie unter einer Thüre durchgehen, sich bücken aus Furcht, mit dem Kopf anzustoßen.

Ihr Sohn stottert, lassen Sie ihn nicht die Rednerbühne besteigen. Ihre Tochter ist für die große Welt geboren, sperren Sie sie nicht in ein Kloster ein. Ihr Freigelassener, Xanthus, ist schwach und furchtsam, säumen Sie nicht, nehmen Sie ihn aus den Legionen und der Miliz zurück. — „Ich will ihn befördern", sagen Sie. Ueberschütten Sie ihn mit Glücksgütern; überladen Sie ihn mit Ländereien, mit Titeln und Besitzungen; nehmen Sie die Zeit wahr; wir leben in einem Jahrhunderte, worin ihm das alles mehr Ehre einbringen wird als Tugend. Sie antworten: „Es würde mich zu viel kosten." Sprechen Sie im Ernste, Crassus? Bedenken Sie doch, daß es ja nur ein Tropfen Wassers ist, den Sie aus der Tiber schöpfen, um den Xanthus, den Sie doch lieben, damit zu bereichern, und um dadurch den schmählichen Folgen einer Anstellung zuvorzukommen, zu der er sich nicht eignet.

Bei seinen Freunden muß man blos auf die Tugend sehen, die uns an sie fesselt, ohne irgend eine Prüfung über ihr gutes oder schlechtes Glück anzustellen; und wenn man sich fähig fühlt, den in Ungnade Gefallenen treu zu bleiben, so muß man auch kühn und mit Vertrauen den Umgang mit ihnen, selbst in ihrem höchsten Glücksstande, fortsetzen.

Wenn es gewöhnlich ist, daß wir uns von seltenen Erscheinungen lebhaft ergriffen fühlen, warum ist das so wenig bei der Tugend der Fall?

Wenn es ein Glück ist, von guter Herkunft zu sein, so ist es kein geringeres, so geartet zu sein, daß man nicht darnach fragt, ob ihr es seid oder nicht.

Von Zeit zu Zeit erscheinen auf der Erde seltene, auserwählte Menschen, welche durch ihre Tugend glänzen, und deren hervorragende Eigenschaften weithin einen wunderbaren Lichtstrahl werfen. Sie sind jenen außergewöhnlichen Himmelserscheinungen ähnlich, deren Ursprung man nicht kennt und von denen man noch weniger weiß, was nach ihrem Verschwinden

aus ihnen wird. Sie haben weder Vorfahren, noch Nachkömmlinge, sie allein machen ihre ganze Gattung aus.

Der Geist des Guten verweist uns auf unsere Pflicht, auf die Verbindlichkeit, sie zu thun, und wenn es Gefahr dabei giebt, selbst mit Gefahr; er flößt uns den Muth dazu ein, oder er ergänzt ihn.

Wer sich in seiner Kunst auszeichnet und ihr all die Vollendung ertheilt, deren sie fähig ist, der tritt gewissermaßen aus ihr heraus und stellt sich dem gleich, was es nur Edelstes oder Erhabenstes giebt. V** ist ein Maler, C** ein Musiker, und der Verfasser von Pyramus ein Dichter; aber Mignard ist Mignard, Lulli ist Lulli*), und Corneille ist Corneille.

Ein freier Mann, der unverheirathet ist, kann sich, wenn er Geist besitzt, über seine Glücksumstände erheben, sich unter die große Welt mischen und als Gleicher mit den angesehensten Leuten gehen. Das wird dem Verheiratheten weniger leicht; es scheint, daß die Ehe jedermann in die gewohnte Ordnung einreihet**).

Nach dem persönlichen Verdienste sind es, wie man zugeben muß, die hervorragenden Würden und die hohen Titel, woraus die Menschen mehr Auszeichnung und größeren Glanz ziehen; und wer kein Erasmus sein kann, muß darauf denken, Bischof zu werden. Um ihren Ruf auszubreiten, beladen sie ihre Person mit Pairien, mit Ordensbändern, mit Primatwürden, mit dem Purpur, ja sie würden sogar eine Tiare für nöthig finden. Aber wozu hat Benigne***) den Cardinalshut nöthig?

Die Kleider Philemons, sagen Sie, strotzen von Golde. — Es prangt ebenso in den Läden der Kaufleute. — Er geht, in die schönsten Stoffe gekleidet. — Sind sie alle weniger schön, wenn sie in den Läden aufgerollt und im Stücke daliegen? —

---

*) Mignard (1610—1695), großer Bildnißmaler; Lulli (1633—1687) aus Florenz, berühmter Operncomponist.

**) In diesem Gedanken charakterisirt La Bruyère, welcher ledig blieb, sich selbst und seine Stellung zur großen Welt.

***) Jacq. Ben. Bossuet (1627—1704), feuriger geistlicher Redner, geistreicher Historiker und didaktischer oder polemischer Schriftsteller.

Aber die Stickerei und die Verzierungen vermehren noch die Pracht. — Nein, dann lobe ich die Arbeit des Verfertigers. — Wenn man ihn fragt, wie spät es sei, so zieht er eine Uhr hervor, die ein Meisterstück ist. Das Stichblatt seines Degens ist ein Onyx; am Finger trägt er einen beträchtlichen Diamanten, den er einem in die Augen blitzen läßt und der ausgezeichnet in seiner Art ist; es geht ihm keine jener seltsamen Bagatellen ab, die man ebenso sehr aus Eitelkeit wie aus Gewohnheit an sich zu tragen pflegt, und er versagt sich ebenso wenig alle Art von Putz, wie ein junger Mann, der eine reiche Alte geheirathet hat. — Sie machen mich endlich doch neugierig; man muß sich so kostbare Dinge wenigstens ansehen. Schicken Sie mir einmal diesen Anzug und diese Galanteriewaaren Philemons zu; die Person erlass' ich Ihnen.

Du täuschest dich, Philemon, wenn du wegen dieser glänzenden Kutsche, dieser starken Begleitung von Schmarotzern und dieser sechs Thiere, die dich ziehen, glaubst, daß man dich darum mehr achte. Man sondert all dies dir fremde Zubehör von dir ab, um auf dich selbst zu treffen, und da findet man nichts als einen Geck.

Man hat bisweilen nicht nöthig, dem zu verzeihen, der mit einem großen Geleite, einem reichen Anzuge und einer prächtigen Equipage sich deswegen von höherer Abstammung und höherem Geiste glaubt: er liest dies in der Haltung und in den Augen derer, die mit ihm sprechen.

Einen Mann am Hofe, oft auch in der Stadt, welcher einen langen Mantel von Seide oder von holländischem Tuche, einen breiten, hoch über dem Magen anschließenden Gürtel, Schuhe von schönkörnigem Maroquin und eine dergleichen Mütze, einen steif gestärkten Kragen von gutem Schnitte trägt und mit wohlgeordnetem Haar und frischer Gesichtsfarbe einhergeht; der, bei allem diesem, sich einiger metaphysischen Begriffsbestimmungen erinnert, auseinandersetzt, was Ruhmesglanz ist, und aufs Haar weiß, wie man Gott erkennt: das nennt man einen Gelehrten. Eine unscheinbare Persönlichkeit dagegen, die in ihrem Kabinete vergraben sitzt und ihr ganzes

Leben hindurch nachgedacht, geforscht, überlegt, verglichen, gelesen und geschrieben hat, ist ein gelehrter Mann.

Bei uns ist der Soldat tapfer und der Rechtskundige gelehrt; wir gehen nicht darüber hinaus. Bei den Römern war der Rechtsgelehrte auch tapfer und der Soldat auch gelehrt. Ein Römer war Alles zugleich, sowohl der Krieger als der Rechtsgelehrte.

Der Held scheint nur von Einem Metier zu sein, nämlich dem Kriegshandwerk; wogegen der große Mann von allen Metiers zu sein scheint, sei es der Robe, des Degens, des Kabinets, oder des Hofes. Beide zusammengethan, wiegen jedoch nicht einen rechtschaffenen Mann auf.

Die Unterscheidung zwischen einem Helden und einem großen Mann im Kriege ist schwierig: alle kriegerischen Tugenden gehören zu dem einen wie zu dem andern. Nichtsdestoweniger scheint es, daß der Erstere jung, unternehmend, von hoher Tapferkeit, standhaft in Gefahren und unerschrocken sei; der Andere sich aber durch einen großen Sinn, durch eine weite Voraussicht, eine außergewöhnliche Fassungskraft und eine lange Erfahrung auszeichne. Alexander war vielleicht nur ein Held, aber Cäsar ein großer Mann.

Aemilius*) war als das geboren, was die größten Männer nur in Folge der Regeln, des Nachdenkens und der Uebung werden. Er brauchte in seinen frühesten Jahren nichts weiter, als die Talente auszubilden, die ihm von der Natur gegeben waren, und sich seinem Genie zu überlassen. Er war thätig und handelte, bevor er Wissen gesammelt hatte, oder vielmehr, er wußte das, was er niemals gelernt hatte. Brauche ich zu sagen, daß die Spiele seiner Kindheit schon mehrere Siege gewesen sind? Ein von außerordentlichem Glück, im Bunde mit einer langen Erfahrung, begleitetes Leben würde berühmt sein durch die bloßen Thaten, die er von seiner Jugend an ausgeführt hatte. Alle Gelegenheiten, zu siegen, die sich ihm seitdem darboten, hat er ergriffen; und boten sie sich nicht dar, so hat

*) Prinz Condé, der Große genannt (1624–1686), berühmter Feldherr.

sein Glücksstern sie ihm geschaffen. Man hat ihn als einen Menschen betrachtet, der unfähig war, dem Feinde zu weichen, der Ueberzahl oder den Hindernissen nachzugeben, gleichsam als eine Seele vom ersten Range, voll von Hilfsquellen und Einsichten, welche noch da etwas sah, wo niemand sonst mehr etwas sah; als Einen, der, an der Spitze von Legionen, für diese eine Vorbedeutung des Sieges war, und der allein für mehrere Legionen galt. Groß im Glück, zeigte er sich noch größer, wenn ihm das Glück abgünstig war. Die Aufhebung einer Belagerung, ein Rückzug haben ihn mehr geadelt als seine Triumphe; man stellt die gewonnenen Schlachten und die eroberten Städte in zweite Linie. Wie voll Ruhmes, so war er voll Bescheidenheit. Man hat ihn die Worte: „Ich floh", mit derderselben Anmuth sagen hören, als wenn er sagte: „Wir schlugen sie." Ein Mann, dem Staate, seiner Familie, dem Oberhaupte derselben ganz ergeben; aufrichtig gegen Gott und gegen die Menschen; ebenso großer Bewunderer des Verdienstes, als wenn es ihm weniger eigen und weniger vertraut gewesen wäre; ein Mann voll Wahrheit, Einfachheit, Großherzigkeit, welchem nur die kleineren Tugenden gefehlt haben.

Die Kinder der Götter*) entziehen sich, so zu sagen, den Gesetzen der Natur und sind gleichsam die Ausnahme davon. Sie erwarten fast nichts von der Zeit und den Jahren: das Verdienst schreitet bei ihnen dem Alter voraus. Sie werden unterrichtet geboren und sind schon vollkommene Menschen in einem Alter, in welchem die gewöhnlichen Erdenkinder noch nicht aus der Kindheit heraus sind.

Die Kurzsichtigen, d. h. die in ihrer kleinen Sphäre beschränkten und beengten Geister, können jenen Verein von Talenten, die man bisweilen in einer und derselben Person wahrnimmt, nicht begreifen. Wo sie das Angenehme sehen, da schließen sie das Gediegene davon aus; wo sie Anmuth des Körpers, Behendigkeit, Geschmeidigkeit, Gewandtheit zu finden glauben, da wollen sie nicht weiter die Begabungen der Seele:

---

*) Söhne und Enkel Condé's, königlichen Geblütes.

tiefe Ueberlegung, Weisheit anerkennen. Sie streichen aus der Geschichte des Socrates, daß er vielleicht getanzt habe.

Es giebt fast keinen so vollkommnen und seiner Familie unentbehrlichen Menschen, der nicht etwas an sich gehabt habe, wodurch die Trauer um ihn sich mindert.

Ein Mensch von Geist und von einfachem und gradsinnigem Charakter kann in eine Falle gehen; er denkt gar nicht daran, daß jemand sie ihm stellen und ihn zur Zielscheibe eines albernen Einfalles machen möchte. Diese Zuversicht macht ihn minder behutsam, und die schlechten Spaßmacher fassen ihn an dieser schwachen Seite. Verlust dabei trifft nur die, welche gern einen zweiten Angriff machen möchten; denn er läßt sich nur Einmal hinters Licht führen.

Ich werde, wenn ich billig sein will, mit Sorgfalt vermeiden, irgend jemand zu beleidigen, vor allen Dingen aber einen Mann von Geist, sofern ich im geringsten mein eignes Interesse im Auge habe.

Es giebt nichts so Feines, so Einfaches, so Unmerkliches in unserem Betragen, worin sich nicht etwas von unserem eigentlichen Wesen kund gäbe, was uns verräth.

Ein alberner Mensch tritt nicht zur Thür ein, geht nicht hinaus, setzt sich nicht nieder, noch steht er auf, schweigt nicht, noch steht er auf seinen Beinen, wie dies ein Mensch von Geist thut.

Ich lernte den Mopsus bei einem Besuche kennen, den er mir abstattete, ohne daß ich ihm bekannt war. Er ersucht Leute, die er nicht im mindesten kennt, ihn zu andern zu führen, denen er ebenso unbekannt ist; er schreibt an Frauen, die er nur von Ansehn kennt; er schleicht sich in einen Kreis achtbarer Personen ein, die nicht wissen, wer er ist; und dort spricht er, ohne zu warten, bis man ihn fragt, und zwar oft und das dümmste Zeug von der Welt. Ein ander Mal tritt er in eine Versammlung ein, läßt sich nieder, wo er grade steht, ohne auf sich noch auf Andere zu achten. Man führt ihn von dem für einen Minister bestimmten Platze weg, er setzt sich auf den eines Herzogs oder Pairs. Die ganze Gesellschaft lacht über

ihn; er allein bleibt ernsthaft und lacht nicht. Jaget einen Hund von dem Thronsessel des Königs und er wird auf die Kanzel des Predigers klettern; er stiert die Welt mit gleichgültigem Aug' an, ohne Verlegenheit, ohne Scham; so wenig wie der Dumme erröthet er über etwas.

Celsus gehört einem mittleren Rang an; aber Große dulden ihn. Er ist kein Gelehrter, aber er hat Bekanntschaft mit Gelehrten; er hat wenig Verdienst, aber er kennt Leute, die sehr vieles haben; er ist nicht geschickt, aber er hat eine Zunge, die gut als Dolmetscher dienen kann; und Füße, die ihn leicht von einem Ort zum andern zu tragen vermögen. Das ist ein Mensch wie geboren für das Hin- und Herlaufen, um Worte aufzufangen und sie wieder zu berichten; um ein Geschäft daraus zu machen; um über seinen Auftrag hinauszugehen und dann sich verleugnen zu lassen; um Leute wieder mit einander auszusöhnen, die bei ihrer ersten Zusammenkunft in Zwist gerathen; um in einer Angelegenheit glücklich zu sein und es in tausenden zu verfehlen; um sich den Ruhm des Gelingens zuzuschreiben und den Haß wegen eines üblen Erfolgs auf Andere zu wälzen. Er weiß die allgemeinen Gerüchte, die Stadtgeschichtchen; er selbst thut nichts, er sagt oder hört nur, was andere Leute thun. Er ist ein Neuigkeitskrämer, er weiß selbst die Familiengeheimnisse; ja er dringt in die höchsten Geheimnisse ein; er theilt euch mit, warum der Eine verwiesen ist, und weshalb man den Andern zurückberuft; er kennt genau den Grund und die Ursachen des Zerwürfnisses zweier Brüder und warum zwei Minister mit einander gebrochen haben. Hat er nicht den Ersteren die traurigen Folgen ihres Mißverständnisses vorausgesagt? Hat er nicht von Diesen gesagt, daß ihr Einverständniß nicht von langer Dauer sein würde? War er nicht gegenwärtig, als man gewisse Reden fallen ließ? War er nicht bei einer Art von Verhandlung mit thätig? Hat man ihm glauben wollen, hat man ihn nur angehört? Mit wem sprechen Sie von diesen Dingen? — Wer hat an allen diesen Hofintriguen mehr Antheil gehabt als Celsus? und wäre dies selbst der Fall nicht, dächte er wohl daran, es euch glaubhaft zu machen, wofern er nicht

wenigstens davon geträumt oder es sich eingebildet hätte? Würde er sonst die wichtige und geheimnißvolle Miene eines Menschen annehmen, der eben von einer Gesandtschaft zurückkehrte?

Menippe ist der mit verschiedenerlei Federn, die ihm nicht gehören, geschmückte Vogel. Er spricht nicht, er fühlt nicht; er wiederholt nur Meinungen und Gespräche; bedient sich sogar des Geistes Anderer auf so natürliche Weise, daß er der erste Getäuschte ist und oft glaubt, seinen eigenen Geschmack darzulegen, oder seine eignen Gedanken vorzubringen, wenn er nur das Echo von irgend Einem ist, den er soeben verlassen hat. Das ist ein Mensch, der sich eine ganze Viertelstunde lang breit machen darf; der aber den Augenblick darauf zusammenschrumpft, verblaßt, das Wenige von Glanz einbüßt, den ein Bischen Gedächtniß ihm verlieh, und nun da's grobe Gewebe zeigt. Er allein weiß nicht, wie tief er unter dem Erhabenen und Heroischen steht; und unfähig, zu erkennen, wie viel Geist man entwickeln kann, glaubt er unbefangen, das, was er selbst davon besitzt, sei alles, was die Menschen davon haben können. Auch giebt er sich die Miene und die Haltung eines Solchen, dem in Betreff dieses Punktes gar nichts zu wünschen übrig bleibt und der deswegen Niemand zu beneiden nöthig hat. Er spricht oft mit sich selbst und sucht das nicht zu verbergen; die Vorübergehenden sehen es; er scheint stets im Begriff, einen Entschluß zu fassen oder bei sich zu entscheiden, daß gegen dies und das kein Einwand gelte. Wenn ihr ihn bisweilen grüßt, so setzt ihr ihn in die Verlegenheit, zu untersuchen, ob er den Gruß erwiedern soll oder nicht, und während er noch bei sich überlegt, seid ihr schon außer seinem Bereiche. Seine Eitelkeit hat ihn zum anständigen Manne gemacht, hat ihn über sich selbst erhoben, hat ihn zu dem werden lassen, was er sonst nicht wäre. Wenn man ihn erblickt, wird man sogleich inne, daß er nur mit seiner Person beschäftigt ist, daß er weiß, es sitze ihm Alles sehr gut, und sein Anzug stimme sehr wohl zusammen; daß er glaubt, Aller Augen seien nur auf ihn gerichtet und die Menschen lösten sich gegenseitig ab, um ihn zu betrachten.

Jener, welcher für sich in einem Palais wohnt und zwei Reihen von Gemächern für die verschiedenen Jahreszeiten inne hat, und in den Louvre kommt, um in einem Zwischengeschoß zu schlafen, thut dies nicht aus Bescheidenheit. Ein Zweiter, welcher, um sich eine schöne Figur zu bewahren, dem Weine entsagt und nur eine einzige Mahlzeit hält, ist weder nüchtern, noch mäßig; und von einem Dritten, welcher, belästigt von einem armen Freunde, diesem endlich einige Hilfe gewährt, sagt man, er erkaufe damit seine Ruhe und sei nichts weniger als freigebig. Der Beweggrund allein bestimmt das Verdienstliche in den Handlungen der Menschen, und die Uneigennützigkeit drückt das Siegel der Vollkommenheit darauf.

Die falsche Größe ist ungesellig und unzugänglich. Da sie ihre Schwäche wohl fühlt, so verbirgt sie sich, oder zeigt sich wenigstens nicht offen und läßt nur so viel von sich sehen, als nöthig ist, um Ehrfurcht einzuflößen und nicht als das zu erscheinen, was sie in der That ist, das heißt, wahre Kleinheit. Die wahre Größe ist ungezwungen, sanft, vertraulich, leutselig. Sie läßt sich nahe kommen und mit sich umgehen; sie verliert nichts, wenn man sie in der Nähe sieht; je mehr man sie kennen lernt, desto mehr bewundert man sie. Sie neigt sich aus Güte zu den Tieferstehenden herab und tritt ohne Anstrengung in ihre Natur zurück. Sie läßt sich mitunter gehen, vernachlässigt ihre Rechte, giebt ihre Vortheile Preis, weil sie es stets in der Gewalt hat, sie wieder aufzunehmen und geltend zu machen; sie lacht, spielt und scherzt, jedoch mit Würde. Man nahet ihr zugleich mit Freiheit und mit Zurückhaltung. Ihr Charakter ist edel und gefällig, flößt Achtung und Zutrauen ein und bewirkt, daß uns die Fürsten groß, ja sehr groß erscheinen, ohne uns doch fühlen zu lassen, daß wir klein sind.

Der Weise genest von dem Ehrgeiz durch den Ehrgeiz selbst: er strebt nach so hohen Dingen, daß sich sein Streben nicht auf das beschränken kann, was man Schätze nennt — Stellen, Glücksgüter und Gunst. Er sieht in so schwachen Vortheilen nichts, was gut und dauernd genug wäre, um sein Herz auszufüllen und um der Sorge darum und des Verlangens dar-

nach werth zu sein. Er muß sich sogar Mühe geben, sie nicht zu mißachten. Das einzige Gut, was fähig wäre, ihn in Versuchung zu führen, ist jene Art von Ruhm, welcher aus der ganz reinen und einfachen Tugend entspringen müßte; aber die Menschen gewähren diesen nicht leicht, und so begiebt er sich dessen.

Gut ist derjenige, welcher Andern Gutes erweist; wenn er um des Guten willen, das er thut, leidet, ist er sehr gut; wenn er durch Die leidet, denen er jenes Gute erwiesen hat, so ist seine Güte so groß, daß sie sich kaum steigern kann, außer in dem Falle, daß seine Leiden im Zunehmen begriffen wären; und wenn er daran stirbt, so kann seine Tugend nicht weiter gehen: sie ist heldenmäßig, sie ist vollkommen.

Drittes Kapitel.

Von den Frauen.

Die Männer und die Frauen stimmen in ihrem Urtheile über das Verdienst einer Frau selten überein: ihre Interessen sind zu verschieden. Die Frauen gefallen einander nicht durch dieselben Annehmlichkeiten, als sie den Männern gefallen: tausenderlei Arten des Benehmens, welche in letzteren große Leidenschaften aufregen, erwecken unter jenen Abneigung und Widerwillen.

Einige Frauen haben eine angenommene Größe, die sie durch die Bewegung der Augen, durch die Haltung des Kopfes und durch die Art ihres Ganges erzielen, worüber sie aber nicht hinauskommen; desgleichen durch einen blendenden, Achtung gebietenden Geist, den man aber nicht schätzen kann, weil er keine Tiefe hat. Einige andere dagegen besitzen eine einfache, natürliche Größe, die, ganz unabhängig von der Geberde und dem Gange, ihre Quelle in dem Herzen hat, und gleichsam als die Folge ihrer hohen Geburt erscheint: ein stilles, aber bleibendes Verdienst, von tausend Tugenden begleitet, welche sie, trotz aller

H Frauen

ihrer Bescheidenheit, nicht verbergen können, die ihnen entschlüpfen und sich denen offenbaren, welche Augen dafür haben.

Ich war Zeuge, daß man den Wunsch äußerte, ein Mädchen zu sein, und zwar ein schönes Mädchen, von dreizehn bis zu zweiundzwanzig Jahren, und dann ein Mann zu werden.

Manche junge weibliche Personen kennen nicht genug die Vortheile einer glücklich angelegten Natur, und wie ersprießlich es für sie sein würde, sich ihr zu überlassen. Sie schwächen dieses so seltene und vergängliche Geschenk des Himmels durch gezierte Angewöhnungen und eine üble Nachahmerei. Der Ton ihrer Stimme und ihre Bewegungen sind entlehnt; sie zieren sich, künsteln sich Fremdes an und blicken dabei in den Spiegel, wenn sie sich recht geflissen von ihrem angebornen Wesen entfernen; nicht ohne Qual bemühen sie sich, weniger zu gefallen.

Wenn die Frauen sich schmücken und schminken, so handeln sie, man muß es gestehen, nicht wider ihre Absicht. Es bedeutet dies auch mehr als bloße Verkleidung und Maskerade, wobei man sich gar nicht für das giebt, was man zu sein scheint, sondern nur daran denkt, sich zu verbergen und nicht erkennen zu lassen. Es bedeutet vielmehr, die Blicke zur Beachtung auffordern und im Aeußern der Wahrheit entgegen erscheinen wollen: dies ist eine Art von Lüge.

Das Urtheil über Frauenzimmer muß sich von der Fußbedeckung bis zum Kopfputz ausschließlich erstrecken, ungefähr so, wie man einen Fisch zwischen Kopf und Schwanz abschätzt.

Wenn die Frauen nur in ihren eignen Augen schön sein, nur sich selbst gefallen wollen, dann können sie ohne Bedenken in der Art der Verschönerung, in der Wahl ihres Anzuges und Putzes ihrem Geschmack und ihrer Laune folgen. Wenn sie aber den Männern zu gefallen wünschen, wenn sie sich für diese schminken und illuminiren, so habe ich die Stimmen gesammelt und sage ihnen im Namen aller Männer, oder des größten Theils derselben, daß das Weiß- und Rothauflegen sie abscheulich und abstoßend macht; daß das Roth sie alt macht und entstellt; daß sie es ebenso sehr hassen, sie mit Bleiweiß auf dem Gesicht zu sehen, als mit falschen Zähnen im Munde und Wachskugeln in den Kinnbacken; daß sie sich ernstlich gegen alle Kunst-

griffe auflehnen, deren sich die Frauen bedienen, um sich zu verhäßlichen, und daß, weit entfernt, dagegen bei Gott Einsprache zu thun, sie vielmehr erkennen sollten, daß er ihnen dies letzte und untrügliche Mittel vorbehalten hat, sie von den Frauen zu heilen.

Wenn die Frauenzimmer von Natur so wären, wozu sie sich durch künstliche Mittel machen, wenn sie nämlich in Einem Augenblicke alle Frische ihrer Haut verlören, wenn ihnen das Gesicht ebenso feuerroth oder so kreideweiß würde, wie sie es sich durch Auflegen von Roth und Weiß, womit sie sich schminken, machen, so würden sie untröstlich sein.

Ein gefallsüchtiges Weib giebt die Begierde zu gefallen und die hohe Meinung, die sie von ihrer Schönheit hat, nicht auf. Sie sieht die Zeit und die Jahre nur als etwas an, das blos die andern Frauen runzlig und häßlich macht; wenigstens vergißt sie, daß das Alter auch auf ihrem Gesicht geschrieben steht. Derselbe Putz, der ehemals ihre Jugend verschönte, entstellt endlich ihre Person und rückt die Mängel ihres Alters ins Licht. Die süße Miene und die Ziererei behält sie noch im Leiden und selbst im Fieber bei: sie stirbt geputzt und in bunten Bändern.

Lisa hört, wie man ihr von einer andern Gefallsüchtigen berichtet, diese mache sich darüber lustig, daß sie sich noch auf ihre Jugend etwas einbilde und sich noch so herausputze, wie es einer Frau von vierzig Jahren nicht mehr gezieme. Lisa hat sie zwar schon überschritten, aber ihre Jahre haben weniger als zwölf Monate und lassen sie nicht altern. Sie glaubt es auch, und während sie sich im Spiegel betrachtet, Roth auflegt und Schönpflästerchen anbringt, ist sie völlig der Meinung, daß es in einem gewissen Alter nicht mehr erlaubt sei, die Jugendliche zu spielen, und daß Clarissa mit ihren Schönpflästerchen und ihrem Roth sich lächerlich mache.

Die Frauen, wenn sie ihre Verehrer erwarten, besorgen vorher ihren Anzug; werden sie aber am Putztisch von ihnen überrascht, so vergessen sie bei ihrem Eintritt den Zustand, in dem sie sich befinden; sie sehen sich gar nicht mehr. Bei Gleichgültigen dagegen haben sie mehr Muße: sie fühlen also

den unfertigen Zustand, worin sie sich befinden, kleiden sich in deren Gegenwart vollends an, oder verschwinden auf einen Augenblick, und kehren in beendetem Putz zurück.

Ein schönes Gesicht ist das schönste alles Sehenswerthen, und die süßeste Harmonie ist der Ton der Stimme derjenigen, die man liebt.

Die Anmuth ist dem Belieben unterworfen; die Schönheit ist etwas Selbständigeres und unabhängiger von dem Geschmack und der persönlichen Ansicht.

Man kann von gewissen Schönheiten ergriffen werden, die so vollkommen und von so hervorstechendem Wesen sind, daß man nichts weiter wünscht, als sie nur zu sehen oder sich mit ihnen zu unterhalten.

Eine schöne Frau, die zugleich die Eigenschaften eines anständigen Mannes hat, gehört mit zu dem köstlichsten Umgange von der Welt: man findet in ihr die Vorzüge beider Geschlechter.

Einer jungen Person entschlüpfen oft Kleinigkeiten, die gewaltige Ueberredung ausüben und demjenigen sehr merklich schmeicheln, für den sie hingeworfen sind. Den Männern dagegen entschlüpft fast nichts unwillkürlich: ihre Zärtlichkeiten sind freiwillige; sie sprechen, sie handeln, sie sind beeifert, aber sie überzeugen weniger.

Die Laune ist bei den Frauen sehr eng mit der Schönheit gesellt, um deren Gegengift zu sein, und damit diese den Männern weniger nachtheilig sei, die ohne dieses Gegenmittel nicht von ihren Einwirkungen genesen würden.

Die Frauen fesseln sich an die Männer durch die Gunstbezeigungen, die sie ihnen gewähren; die Männer werden durch eben diese Gunstbeweise geheilt.

Eine Frau vergißt sogar die Gunstbezeigungen, die ein Mann von ihr erhalten hat, wenn sie ihn nicht mehr liebt.

Eine Frau, die nur einen Liebhaber hat, glaubt nicht kokett zu sein; diejenige dagegen, welche mehrere Liebhaber hat, glaubt nur kokett zu sein.

Manche Frau vermeidet, kokett zu sein, weil sie eine stand-

hafte Zuneigung zu einem Einzigen hat, und diese gilt für eine Thörin wegen ihrer schlechten Wahl.

Ein verjährter Liebhaber hängt an so dünnen Fäden, daß er einem neuen Ehemann die Stelle einräumt, und dieser ist so wenig beständig, daß ein neuer Liebhaber, der sich unerwartet blicken läßt, ihn mit gleicher Münze bezahlt.

Ein alter Liebhaber fürchtet oder verachtet einen neuen Mitbewerber, je nach dem Charakter der Person, der er huldigt.

Einem alten Liebhaber fehlt einer Frau gegenüber, die ihn fest hält, oft nur der Titel Ehemann. Das ist stark; aber er würde tausendmal aufgegeben sein, wenn dieser Umstand nicht wäre.

Es scheint, daß ein Liebeshandel bei einer Frau die Koketterie steigert. Ein gefallsüchtiger Mann ist im Gegentheil etwas Schlimmeres als ein Verliebter. Ein koketter Mann und eine verliebte Frau sind ziemlich gleichzustellen.

Es giebt wenig geheime Liebschaften: sehr viele Frauen werden durch den Namen ihrer Ehegatten nicht besser bezeichnet, als durch den ihrer Liebhaber.

Ein verliebtes Frauenzimmer will geliebt sein; einer Gefallsüchtigen genügt es, liebenswerth gefunden zu werden und für schön zu gelten. Jene sucht zu fesseln, diese ist damit befriedigt zu gefallen. Die erstere geht nach und nach von einem Liebeshandel zum andern über; die andere unterhält mehrere Zerstreuungen zu gleicher Zeit. Bei der einen herrscht die Leidenschaft und das Vergnügen, bei der andern die Eitelkeit und die Leichtfertigkeit. Die Galanterie ist eine Schwäche des Herzens oder vielleicht ein Fehler des Temperaments; die Koketterie ist eine Regellosigkeit des Geistes. Die galante Frau erregt Besorgniß, die kokette Haß. Es läßt sich aus diesen beiden Charakteren ein Etwas herausziehen, wodurch ein Drittes entstände, was das Schlimmste von Allem wäre.

Eine schwache Frau ist diejenige, welcher man einen Fehler vorwirft, und die ihn sich selbst vorwirft; deren Herz gegen die Vernunft ankämpft, welche es gern heilen möchte, die es aber nicht heilen wird, oder erst sehr spät.

Eine unbeständige Frau ist die, welche zu lieben aufhört;

eine leichtfertige, welche schon einen Andern liebt; eine flatterhafte, welche nicht weiß, ob sie liebt und was sie liebt; eine gleichgültige, welche nichts liebt.

Die Treulosigkeit ist, wenn ich so sagen darf, eine Lüge der ganzen Person; bei einer Frau ist sie die List, ein Wort oder eine Handlung, welche irre führt, am rechten Ort anzubringen, und bisweilen Schwüre und Versprechungen anzuwenden, die zu leisten ihr ebenso wenig kostet, als sie zu brechen.

Eine untreue Frau, wenn sie von der betheiligten Person erkannt worden ist, ist nur untreu; wenn diese aber sie für treu hält, ist sie treulos, falsch.

Die Treulosigkeit der Frauen gewährt den Nutzen, daß sie von der Eifersucht heilt.

Einige Frauen haben während ihres ganzen Lebens einer zwiefachen Verbindlichkeit Genüge zu leisten, die gleich schwer zu beseitigen und zu verschleiern ist: bei der einen fehlt nur der Vertrag, bei der andern das Herz.

Wenn jenes Frauenzimmer nach seiner Schönheit, nach seiner Jugend, seinem Stolz und seinem abschätzigen Wesen beurtheilt wird, so zweifelt niemand, daß nur ein Held sich einst ihre Zuneigung erringen kann. Ihre Wahl ist entschieden; sie ist ein kleines Ungeheuer ohne Geist.

Es giebt Frauen, die, schon im Verfallen begriffen, entweder in Folge ihres Temperaments oder ihres verwerflichen Charakters, auf natürlichem Wege die Hilfsquelle junger Leute sind, die nicht genug Vermögen haben. Ich weiß nicht, wer mehr zu bedauern ist, ob eine in den Jahren schon vorgeschrittene Frau, die einen Cavalier, oder ein Cavalier, der eine schon Gealterte nöthig hat.

Der Auswurf des Hofes wird in einer kleinen Straße der Stadt aufgenommen, wo er den Stadtrath mit der Halsbinde und in grauem Anzug ebenso sehr wie den Bürger mit dem Degengehenk verdunkelt, sie auseinander treibt und sich zum Herrn des Platzes macht: man hört auf ihn, er ist beliebt; man widersteht kaum einen Augenblick mehr einer goldnen Schärpe und einer weißen Feder; einem Menschen, der „mit

dem Könige spricht und die Minister sieht". Er macht beide Geschlechter eifersüchtig auf sich, er wird bewundert, er erregt Neid. Vier Meilen davon erregt er Mitleid.

Ein Mann aus der Hauptstadt ist für eine Frau in der Provinz das, was für eine Frau der Stadt ein Hofmann ist.

Einem eitlen Menschen, der nichts verschweigen kann, der ein großer Schwätzer und schlechter Spaßmacher ist, der von sich mit Eigendünkel und von Andern mit Verachtung spricht, ungestüm, hochfahrend, frech ist, weder Sitte, nach Rechtschaffenheit, noch Urtheil besitzt, und von einer ungezähmten Einbildung ist — mangelt nichts weiter, um von sehr vielen Frauen angebetet zu werden, als schöne Gesichtszüge und ein schöner Wuchs.

Geschieht es um der Verschwiegenheit willen oder aus hypochondrischem Geschmack, daß jene Frau einen Bedienten, diese einen Mönch und Dorine ihren Arzt begünstigt?

Roscius*) tritt mit großem Anstand auf die Bühne. Gewiß, Lelia; und ich füge noch hinzu, daß er sehr wohl geformte Beine hat, gut spielt, und noch dazu lange Rollen, und daß ihm zur vollkommenen Declamation nichts mangelt, wie man sagt, als mit dem Munde zu sprechen. Aber ist nur er allein es, der Anmuth besitzt in dem, was er thut? und ist das, was er thut, das Edelste, Angemessenste, was man thun kann? Roscius kann übrigens nicht der Ihrige sein, denn er gehört schon einer Andern an, und wenn dies auch nicht wäre, er ist sehr zurückhaltend. Claudie wartet schon darauf, ihn zu besitzen, wenn er Messalinens satt sein sollte. — Wählen Sie Bathylle, Lelia. Wo finden Sie, ich will nicht sagen, in dem Ritterorden, den Sie verschmähen, sondern selbst unter den Possenreißern einen jungen Menschen, der sich so hoch erhebt, wenn er tanzt, und welcher einen bessern Luftsprung macht? Möchten Sie nicht den Seiltänzer Cobus, der seine Füße so weit hinauswirft und sich einmal in der Luft umdreht, ehe er auf die Erde kommt? Wissen Sie nicht, daß er noch jünger ist? — „Was Bathyllen betrifft, sagen Sie, so machen sich über ihn die Journale

*) Der berühmte Schauspieler Mich. Baron, Zögling und Freund Molière's (geb. 1652, gest. 1729).

zu laut, und er weist mehr Frauen ab, als er begünstigt." — Nun, da haben Sie ja Dracon, den Flötenspieler. Kein Anderer seiner Kunst läßt die Wangen anständiger schwellen, wenn er die Hoboe oder das Flageolet bläst; denn die Zahl der Instrumente, denen er Sprache verleiht, ist gränzenlos; außerdem bringt er durch seine Scherze selbst Kinder und alberne Weibsbilder zum Lachen. Wer ißt und trinkt mehr, als Dracon, bei einer einzigen Mahlzeit? Er trinkt eine ganze Gesellschaft unter den Tisch und ergiebt sich erst ganz zuletzt. — Sie seufzen, Lelia? Sollte Dracon schon eine Wahl getroffen haben, oder ist man unglücklicherweise Ihnen schon zuvorgekommen? Kurz, sollte er schon Cesonien verpflichtet sein, die sich so viel Bewegung um seinetwillen gemacht, die ihm eine große Schaar von Liebhabern, ja ich möchte sagen: die sämmtliche Blüthe der Römer geopfert hat; Cesonien, die aus einer patricischen Familie stammt, die so jung ist, so schön und so ernst? Ich bedaure Sie, Lelia, wenn Sie von diesem neuen Geschmack angesteckt wären, den so viele römische Frauen angenommen haben: Geschmack für das, was man Männer der Oeffentlichkeit nennt, und die durch ihre Berufsart dem Blicke Anderer so ausgesetzt sind. Was werden Sie anfangen, wenn Ihnen der vortrefflichste dieser Gattung vorweg genommen ist? Nun ist nur noch Bronte*), der Folterer, übrig: das Volk hört nicht auf, von seiner Kraft und Geschicklichkeit zu sprechen. Er ist ein junger Mensch, der breite Schultern und einen untersetzten Körperbau hat; überdies ein Neger, ein Mensch der schwarzen Race.

Für die Frauen der großen Welt ist ein Gärtner ein Gärtner und ein Maurer ein Maurer. Für Andere, die zurückgezogener leben, ist ein Maurer ein Mann und ist ein Gärtner ein Mann. Alles wird Versuchung für denjenigen, der sie fürchtet.

Manche Frauen machen den Klöstern und ihren Liebhabern Schenkungen. Galant und mildthätig zugleich, haben sie sogar in der Nähe des Altars Tribünen und Betstühle, wo sie zärt-

---

*) Der Nachrichter.

liche Billette lesen und wo es niemand bemerkt, daß sie nicht ihr Gebet zu Gott erheben.

Was ist eine Frau, die sich dirigiren läßt? Ist dies eine Frau, die gegen ihren Mann zuvorkommender ist, sanfter gegen ihre Dienstleute, aufmerksamer für ihre Familie und ihre Angelegenheiten, eifriger für ihre Freunde und aufrichtiger gegen sie? welche sich weniger ihren Launen hingiebt, weniger ihren Privatneigungen nachhängt, weniger die Bequemlichkeiten des Lebens liebt? welche, ich will nicht sagen, ihren Kindern reiche Geschenke giebt, die ohnedies reich genug sind, sondern welche, selbst reich und im Ueberfluß lebend, ihnen das Nöthige zukommen läßt und an ihnen wenigstens die Pflichten erfüllt, die sie ihnen schuldig ist? eine solche, welche weniger Eigenliebe besitzt und weniger Lieblosigkeit gegen Andere, oder welche freier ist von allen menschlichen Neigungen? — Nein, sagen Sie, nichts von alledem. — Ich beharre bei meiner Frage: Was ist eine Frau, die sich dirigiren läßt? — Ah, ich verstehe Sie; es ist eine Frau, die einen Directeur hat*).

Wenn der Beichtvater und der Directeur über eine Verhaltungsregel nicht einig werden, wer wird der Dritte sein, den eine Frau zum obersten Schiedsrichter wählen wird?

Die Hauptsache für eine Frau ist nicht, einen Directeur zu haben, sondern so einfach zu leben, daß sie desselben entrathen kann.

Wenn eine Frau ihrem Beichtiger, neben ihren anderen

---

*) Diese, sowie die folgenden in so geistvoller und origineller Weise angestellten Kritiken sind von vollkommener Richtigkeit. Es war in der That eine sehr lächerliche Sucht jener Zeit, sich einen „Directeur" (Beirath, Führer in allen Lebensangelegenheiten) neben einem Beichtvater zu halten. Man sah Letzteren wahrscheinlich als einen Schwachkopf an, und nahm ihn aufs Gerathewohl, weil man entschlossen war, sich einen andern Führer zu wählen. Wenn man nun alle Tage des Raths und der Ermahnungen bedurfte, warum ging man nicht alle Tage zur Beichte? Man könnte vielleicht von jenen langen Unterredungen der Frömmelnden mit ihren Directoren sagen, was La Rochefoucauld von den Liebenden gesagt hat: „Sie langweilen sich niemals mit einander, weil sie stets nur von sich selbst sprechen." Sicherlich waren alle „Directoren" dieser Zeit alte Priester von ausgezeichnetem Rufe; man konnte kein Aergerniß in diesen „Directionen" finden; aber ebenso gewiß herrschte bei dieser sonderbaren Sitte viel mehr Ziererei und Eitelkeit als wahre Frömmigkeit.

Anmerk. der Frau von Genlis.

Schwächen, auch die, welche sie für ihren Directeur hegt, sagen könnte, und wie viel Zeit sie in der Unterhaltung mit ihm verliere, so würde ihr vielleicht als Buße auferlegt werden, ihm zu entsagen.

Ich wünschte, daß ich allen jenen frommen Männern, die einstmals von Frauen gekränkt worden sind, mit aller Macht zurufen könnte: „Fliehet die Weiber, wollet sie nicht lenken; überlaßt Andern die Sorge für ihr Seelenheil!“

Ich habe immer verschoben, es zu sagen, und habe es bereut; aber endlich muß es heraus, und ich hoffe sogar, daß meine Freimüthigkeit denen Frauen nutzen soll, welche, wenn ihnen der Beichtvater allein zu ihrer Leitung nicht genügt, ohne irgend ein Urtheil bei der Wahl ihrer Directoren zu Werke gehen. Ich komme nicht aus der Verwunderung und dem Erstaunen heraus beim Anblick gewisser Persönlichkeiten, die ich nicht nennen will. Ich mache große Augen, ich betrachte sie; sie sprechen, ich leihe ihnen mein Ohr. Ich erkundige mich; man erzählt mir Thatsachen, und ich sammle sie — und begreife nicht, wie Leute, bei denen Alles der tüchtigen Einsicht, dem richtigen Sinne, der Erfahrung in weltlichen Geschäften, der Menschenkenntniß, der Kenntniß der Religion und der Sitten diametral entgegengesetzt erscheint, annehmen können, daß Gott in unseren Tagen das Wunder des Apostolates erneuern und an ihren Personen ein Wunder thun solle, indem er sie, die einfältigen und kleinen Geister, zum Amte der Seelen, dem bedenklichsten und erhabensten unter allen Aemtern, fähig mache. Und wenn sie gar im Gegentheil sich für ein so erhabenes, so schwieriges und nur so wenigen Menschen zugestandenes Amt geboren glauben und sich überreden, hierin ihre natürlichen Talente auszuüben und einem gewohnten Berufe zu folgen, so begreife ich das noch weniger.

Ich sehe wohl ein, daß die Neigung, der Verwalter von Familiengeheimnissen zu werden, sich bei den Aussöhnungen unentbehrlich zu machen, Aufträge zu besorgen oder Dienstleute anzustellen, in den Häusern der Großen alle Thüren offen zu finden, oft an gutbesetzten Tafeln zu speisen, in einer großen

Stadt spazieren zu fahren, einen köstlichen Aufenthalt auf dem Lande zu machen, zu sehen, wie sich mehrere Personen von Namen und Auszeichnung für sein Leben und seine Gesundheit interessiren, und für Andere wie für sich alle menschlichen Interessen zu wahren — noch einmal sag' ich, ich sehe wohl ein, wie dies allein den bestechenden und untadelhaften Vorwand der Sorge für die Seelen hat erfinden lassen und diese unerschöpfliche Pflanzschule von Directoren in der Welt erzeugt hat.

Die Frömmelei kommt über gewisse Menschen und namentlich über die Frauen wie eine Leidenschaft, oder wie die Schwäche eines gewissen Alters, oder auch wie eine Mode, die eben an der Reihe ist. Ehemals berechnete man eine Woche nach den Spieltagen, nach denen des Concerts, der Maskerade oder nach einer erbaulichen Predigt. Sie gingen am Montage zu Ismenen, um dort ihr Geld, am Dienstage zu Climenen, um hier ihre Zeit, und am Mittwoch zu Celimenen, um daselbst ihren guten Ruf zu verlieren; sie wußten schon am Tage vorher alle Vergnügungen, die sie am nächsten und am darauf folgenden erwarteten; sie genossen zugleich die Freude der Gegenwart und die, welche ihnen nicht entgehen konnte; sie hätten nur gewünscht, sie alle auf Einen Tag zusammenbringen zu können. Vormals war dies ihre einzige Sorge und der ganze Gegenstand ihrer Unterhaltungen, und wenn sie bisweilen in der Oper waren, so bedauerten sie darin, nicht im Schauspiel zu sein. Andere Zeiten, andere Sitten. Jetzt treiben sie die Strenge und die Zurückgezogenheit zu weit: sie schlagen nicht mehr die Augen auf, die ihnen doch zum Sehen verliehen sind; sie machen von ihren Sinnen nicht mehr Gebrauch und, unglaublicher Weise! sie sprechen wenig, obschon sie noch denken, und zwar ziemlich gut von sich, wie ziemlich schlimm von Anderen. Es herrscht unter ihnen ein Wetteifer in der Tugendübung und der Aenderung der Lebensweise, der etwas von der Eifersucht an sich hat. Sie vermeiden es keineswegs, in dieser neuen Lebensart Andern voranzugehn, wie sie auch in jener vorangingen, die sie aus Klugheit oder Ueberdruß verlassen haben. Sie richteten sich dort heitern Angesichts durch Galanterie, durch üppige Gast-

mähler und durch Müßiggang zu Grunde, und nun verderben sie ihre Seele auf jammervolle Weise durch Eigendünkel und durch Mißgunst.

Wenn ich eine Geizige zur Frau nehme, Hermas, so wird sie mich nicht um mein Vermögen bringen; wenn eine, welche spielt, so ist es möglich, daß sie sich bereichert; wenn eine Gelehrte, so wird sie mich belehren können; wenn eine Spröde, so wird sie sich nicht zur Heftigkeit hinreißen lassen; wenn eine Aufbrausende, so wird sie meine Geduld üben; wenn eine Gefallsüchtige, so wird sie mir angenehm erscheinen wollen; wenn eine Galante, so wird sie vielleicht darin so weit gehn, sogar mich zu lieben: aber wenn eine Frömmlerin — antwortet mir, Hermas! — was darf ich von einer erwarten, die Gott täuschen will und sich selbst betrügt?

Eine Frau ist leicht zu beherrschen, vorausgesetzt, daß es von einem Manne geschieht, der sich dabei Mühe giebt. Ein einziger solcher kann sogar ihrer mehrere leiten: er bildet ihren Geist und ihr Gedächtniß aus, er befestigt sie in der Religion und hält sie in deren Gränzen; er unternimmt, ihr Herz zu regeln. Sie billigen und mißbilligen, loben und verwerfen nur, nachdem sie seine Augen und seine Miene zu Rathe gezogen haben. Er ist derjenige, bei dem sie ihre Freuden und ihren Verdruß, ihre Wünsche und ihre Eifersüchteleien, ihren Haß und ihre Zuneigungen niederlegen; er bewirkt, daß sie mit ihren Liebhabern brechen; er entzweit und versöhnt sie wieder mit ihren Ehegatten, und zieht aus der Zwischenzeit seinen Vortheil. Er besorgt ihnen ihre Geschäfte, betreibt ihre Processe und verhandelt mit ihren Richtern. Er empfiehlt ihnen seinen Arzt, seine Kaufleute, seine Handwerker; er bemengt sich damit, ihnen Wohnung zu verschaffen, sie mit Hausgeräthe zu versehen, und verfügt über ihre Equipage. Man sieht ihn in ihrer Gesellschaft in ihren Carrossen, in den Straßen der Stadt wie auf den Spaziergängen, und ebenso in ihrem Kirchenstuhl während der Predigt wie in ihrer Loge im Theater. Er macht mit ihnen Besuche; er begleitet sie in die Bäder, zur Brunnenkur, auf ihren Reisen; er bewohnt bei ihnen auf dem Lande die bequemst gelegenen

Zimmer. Er altert, ohne sein Ansehn zu verlieren; hat er nur ein wenig Geist und viel Zeit aufzuwenden, so genügt dies, sich darin zu erhalten! Die Kinder, die Erben, die Schwiegertochter, die Nichte, die Hausdiener, alle hängen von ihm ab: er hat damit begonnen, daß er sich schätzbar machte, er endigt damit, daß er sich gefürchtet macht. Dieser so verjährte, so unentbehrliche Freund stirbt, ohne daß man ihn beklagt, und zehn Frauen, deren Tyrann er war, ererben durch seinen Tod endlich die Freiheit.

Einige Frauen haben ihre Lebensweise unter dem Deckmantel der Bescheidenheit zu verbergen gesucht; und alles, was eine jede durch eine fortwährende, in keinem Augenblick sich vergessende Verstellung gewann, war, daß man von ihr sagte: „Man hätte sie für eine Vestalin gehalten.“

Bei den Frauen ist das ein kräftiger Beweis eines sehr reinen und wohlbegründeten Rufes, wenn er auch nicht einmal durch den vertraulichen Umgang mit solchen, die ihnen darin nicht gleichen, getrübt wird, und wenn man bei allem Hange zu boshaften Auslegungen zu keiner andern Erklärung solchen Verkehrs seine Zuflucht nimmt, als weil es die Schicklichkeit, die allgemeine Sitte so mit sich bringt.

Ein Komiker übertreibt auf der Bühne seine Rollen; ein Dichter überladet seine Schilderungen; ein Maler, der die Natur zu seinem Vorbilde wählt, stellt eine Leidenschaft, einen Gegensatz, sowie Stellungen stärker dar; und der, welcher nachbildet, wenn er nicht die Größen und die Verhältnisse mit dem Zirkel nachmißt, vergrößert die Figuren, giebt allen Theilen, welche zur Composition seines Bildes erforderlich sind, mehr Umfang, als die des Originals haben. Ebenso ist es mit der Prüderie, als einer Nachahmung der Sittsamkeit, beschaffen.

Es giebt eine falsche Bescheidenheit, die Eitelkeit ist; einen falschen Ruhm, der eine Unerheblichkeit ist; eine falsche Größe, die Kleinheit ist; eine falsche Tugend, die Heuchelei ist, und eine falsche Sittsamkeit, die Prüderie ist.

Eine prüde Frau speist mit Haltung und Worten ab, eine sittsame Frau befriedigt uns durch ihr Benehmen. Jene folgt

ihrer Laune und ihrem Temperament, diese ihrer Vernunft und ihrem Herzen. Die eine ist ernsthaft und streng; die andere benimmt sich in den verschiedenen Lagen genau so, wie man sich benehmen soll. Die erstere verhüllt Schwächen unter einem annehmlichen Aeußern; die andere verbirgt ein reiches Innere hinter einem offenen und natürlichen Benehmen. Die falsche Sittsamkeit engt den Geist ein und verhüllt weder Alter noch Häßlichkeit, ja oft läßt sie sie voraussetzen; die wahre Sittsamkeit dagegen verschönt auch die Gebrechen des Körpers, veredelt den Geist, macht die Jugend nur reizender und die Schönheit nur gefährlicher.

Warum will man den Männern vorwerfen, daß die Frauen nicht gelehrt sind? Durch welche Gesetze, durch welche landesherrlichen Befehle oder Verordnungen hat man ihnen untersagt, die Augen zu öffnen und zu lesen, das, was sie lesen, zu behalten und Rechenschaft davon zu geben, sei es in der Unterhaltung, sei es in eignen Schriften? Haben sie im Gegentheil nicht selbst den Gebrauch unter sich eingeführt, nichts zu lernen, entweder in Folge der Schwäche ihrer Körperanlage, oder aus Trägheit ihres Geistes, oder wegen der Sorgfalt für ihre Schönheit, oder wegen einer gewissen Flüchtigkeit, die sie verhindert, ein langwieriges Studium zu verfolgen, oder wegen der natürlichen Anlage und Fähigkeit, die sie allein für die Handarbeiten haben, oder durch die Zerstreuungen, welche die ausführlichen Berichte eines Dienstboten gewähren, oder durch die natürliche Abneigung vor gründlichen und ernsten Dingen, oder durch eine Neugierde, die von derjenigen, welche den Geist befriedigt, sehr verschieden ist, oder durch eine ganz andere Neigung als die, ihr Gedächtniß zu üben? Aber welcher Ursache die Männer auch diese Unwissenheit der Frauen zu verdanken haben mögen, so sind sie doch glücklich, daß die Frauen, von denen sie sonst in so vielen Stücken beherrscht werden, wenigstens diesen Vortheil nicht über sie voraushaben.

Man sieht eine gelehrte Frau wie eine schöne Waffe an: sie ist künstlich ciselirt, von einer bewundernswerthen Politur und einer ausgesuchten Arbeit — es ist ein Kabinetsstück, das man

den Schaulustigen vorzeigt, das aber nicht zu gebrauchen ist, weder im Kriege noch bei der Jagd benutzt werden kann, so wenig wie ein Schulpferd, mag es auch das bestzugerittene von der Welt sein.

Wenn Kenntnisse und Lebensklugheit sich in einer und derselben Person vereinigt finden, so kümmere ich mich nicht weiter um ihr Geschlecht, ich bewundere sie. Und wenn ihr mir sagt, daß eine gescheidte Frau nicht leicht daran denkt, gelehrt zu sein, oder daß eine gelehrte selten verständig ist, so habt ihr bereits wieder vergessen, was ihr soeben gelesen habt, daß die Frauen nur durch gewisse Mängel von der Beschäftigung mit den Wissenschaften zurückgehalten werden. Macht also hieraus selbst den Schluß, daß, an je wenigern von diesen Fehlern sie litten, sie desto verständiger sein würden, und daß demnach eine gescheidte Frau nur um so geeigneter sein würde, gelehrt zu werden, oder daß eine gelehrte Frau, die es nur dadurch ist, weil sie viele ihrer Fehler hat beseitigen können, deshalb nur um so klüger sein wird.

Die Parteilosigkeit gegen Frauen, die uns gleich sehr befreundet sind, die jedoch wegen Angelegenheiten, wobei wir gar nicht betheiligt sind, mit einander gebrochen haben, ist ein sehr kitzlicher Punkt; wir werden oft in der Nothwendigkeit sein, eine Wahl zwischen ihnen zu treffen, oder sie alle beide verlieren.

Es giebt gar manche Frau, die mehr ihr Geld liebt als ihre Freunde, und ihre Liebhaber mehr als ihr Geld.

Man erstaunt, in dem Herzen mancher Frauen etwas zu erblicken, was sie weit lebhafter und stärker beschäftigt, als die Liebe für die Männer, nämlich den Ehrgeiz und das Spiel. Solche Frauen machen die Männer keusch, denn sie haben von ihrem Geschlechte nichts an sich, als die Kleider.

Die Frauen überschreiten gern die Gränzen: sie sind entweder besser oder schlechter als die Männer.

Die Frauen leben meistens nicht nach Grundsätzen; sie werden von ihrem Herzen geleitet und hängen, was die Sitten anlangt, von denen ab, die sie lieben.

Die Frauen gehen in der Liebe weiter als die meisten Männer; aber die Männer übertreffen sie in der Freundschaft.

Die Männer sind die Ursache, daß die Frauen sich nicht lieben.

Die Sucht, jemand durch Nachäffung zu verspotten, hat viele Gefahr in sich. Lisa, schon bei Jahren, will eine junge Frau lächerlich machen und entstellt sich dadurch nur selbst; es ist mir bang um sie. Sie macht Grimassen und verrenkte Stellungen, um jene nachzuahmen; dadurch verhäßlicht sie sich gerade so viel, als nothwendig ist, um jene, die sie verspottet, schön erscheinen zu lassen.

In Paris will man, daß viele Dummköpfe, die eben nur Dummköpfe sind, Geist haben sollen. Am Hofe dagegen will man, daß viele Leute des Geistes ermangeln sollen, die doch viel davon haben; und vor den Personen der letztern Art rettet sich eine schöne Frau nur mit Mühe unter andern Frauen.

Ein Mann bewahrt das Geheimniß eines Andern weit getreuer als sein eignes; eine Frau dagegen hütet ihr eignes Geheimniß besser als das von Andern.

Keine Liebe herrscht in dem Herzen einer jungen Person so gewaltig, daß sich die Selbstliebe oder der Ehrgeiz nicht dabei einmischte.

Es giebt einen Zeitpunkt, wo selbst die reichsten Mädchen eine Partie ergreifen müssen. Selten lassen sie sich die ersten Gelegenheiten entgehen, ohne sich eine lange Reue zu bereiten. Es scheint, daß der Ruf ihres Vermögens sich mit dem ihrer Schönheit verringert. Alles, selbst die öffentliche Meinung, begünstigt dagegen eine junge Person, indem sie ihr alle die Vorzüge zugesteht, die ihren Besitz nur um so wünschenswerther machen.

Wie viele Mädchen giebt es, denen eine große Schönheit niemals zu etwas weiterem gedient hat, als sie auf ein großes Glück hoffen zu lassen!

Schöne Mädchen sind dem Schicksal unterworfen, diejenigen ihrer Liebhaber, welche sie mißhandelt haben, entweder durch häßliche, oder alte, oder unwürdige Ehegatten an sich zu rächen.

Die meisten Frauen urtheilen über das Verdienst und das

gute Aussehen eines Mannes nach dem Eindrucke, den er auf sie macht, und gestehen dem, für welchen sie nichts fühlen, beinahe weder das Eine noch das Andere zu.

Ein Mann, dem es Mühe verursacht, zu erkennen, ob er sich verändert, wenn er zu altern beginnt, braucht blos die Augen eines jungen Frauenzimmers, dem er sich naht, und den Ton, mit dem sie zu ihm spricht, um Rath zu fragen: da wird er erfahren, was er zu wissen sich scheut. Eine harte Schule!

Eine Frau, die ihre Augen stets nur auf eine und dieselbe Person richtet, oder die sie stets davon abgewendet hält, läßt uns von ihr in beiden Fällen das Nämliche denken.

Den Frauen kostet es wenig, etwas zu sagen, was sie nicht empfinden; den Männern kostet es noch weniger, zu sagen, was sie empfinden.

Es ereignet sich bisweilen, daß eine Frau einem Manne die volle Leidenschaft, die sie für ihn fühlt, verheimlicht, während seinerseits der Mann alle jene Leidenschaft vorgiebt, die er nicht für sie fühlt.

Man hält einen Mann für gleichgültig, der doch einer Frau eine Leidenschaft einreden möchte, die er nicht für sie fühlt, und man fragt, ob es ihm nicht leichter fallen würde, derjenigen Achtung abzugewinnen, die ihn liebt, als derjenigen, die ihn nicht liebt.

Ein Mann kann eine Frau durch eine verstellte Anhänglichkeit täuschen, vorausgesetzt, daß er nicht irgend sonstwo schon eine wahre hegt.

Ein Mann bricht gegen eine Frau, die ihn nicht mehr liebt, in Wuth aus und tröstet sich dann; eine Frau macht sich weniger laut, wenn sie verlassen wird, bleibt aber lange untröstlich.

Die Frauen werden von ihrer Trägheit entweder durch die Eitelkeit oder durch die Liebe geheilt.

Dagegen ist die bei lebhaften Frauen sich zeigende Lässigkeit das Vorzeichen der Liebe.

Eine Frau, die mit Entrüstung schreibt, ist sicherlich entrüstet; aber ob sie auch wirklich ergriffen ist, ist weniger entschieden. Eine lebhafte und zärtliche Leidenschaft scheint düster

und schweigsam zu sein, und das dringendste Anliegen einer Frau, deren Gefühl nicht mehr frei ist, mag weniger sein, zu überzeugen, daß sie liebe, als vielmehr sich zu vergewissern, ob sie geliebt werde.

Glycere liebt die Frauen nicht, sie hat eine Abneigung gegen ihren Umgang und ihre Besuche, sie läßt sich verleugnen vor ihnen, und oft sogar vor ihren Freunden, deren Anzahl gering ist, gegen die sie streng ist, welche sie zur Ordnung verweist, ohne ihnen irgend etwas zu gestatten, was die Grenzen der Freundschaft überschreitet. Sie ist einsilbig gegen sie und scheint eine Gelegenheit zu suchen, sich ihrer zu entledigen. Sie hält sich einsiedlerisch und menschenscheu in ihrem Hause eingeschlossen; ihr Hausthor ist besser bewacht und ihr Zimmer unzugänglicher als die von Monthoron und Hemery. Eine gewisse Corinna wird allein dort erwartet und wohl aufgenommen, und zwar zu allen Stunden. Man umarmt sie zu wiederholten Malen, man bildet sich ein, sie zu lieben, man flüstert ihr ins Ohr in einem Kabinet, worin sich Beide allein befinden; man verdoppelt seine Ohren, um sie recht anzuhören; man beklagt sich bei ihr über alles Andere außer ihr, man sagt ihr alles Mögliche, aber man theilt ihr nichts mit, denn sie steht bei jenen Beiden im Vertrauen. — Man sieht Glyceren in einer Partie zu Vieren auf dem Ball, im Theater, in den öffentlichen Gärten, auf dem Wege nach Venouze, wo man die ersten Früchte genießt; bisweilen allein in einer Sänfte auf der Straße der großen Vorstadt, wo sie einen köstlichen Obstgarten besitzt, oder an der Thüre der Canidie, die so schöne Geheimnisse weiß, die den jungen Frauen eine zweite Heirath verspricht und sogar die Zeit und die Umstände davon angiebt. Sie erscheint gewöhnlich in einem alltäglichen und ziemlich vernachlässigten Kopfputz, im einfachen Hauskleid, ohne Schnürleib und mit Pantoffeln. Sie nimmt sich gut aus in diesem Aufzuge, nur mangelt ihr die Frische. Trotzdem gewahrt man an ihr eine reiche Kette, die sie mit Sorgfalt den Augen ihres Mannes entzieht. Sie schmeichelt ihm, liebkost ihn; sie erfindet alle Tage neue Namen für ihn; sie hat kein anderes Bett als das ihres Ehegatten

und will durchaus in keinem andern schlafen. Den Morgen verbringt sie mit ihrer Toilette und einigen Billetten, die sie schreiben muß. Ein Freigelassener kommt, mit ihr insgeheim zu sprechen. Es ist Parmenon, ihr Günstling, dessen Verbleiben sie gegen den Widerwillen des Hausherrn und die Eifersucht der übrigen Dienerschaft behauptet. Denn wer, in der That, giebt besser gewisse Absichten zu verstehen und wer richtet besser eine Antwort aus, als Parmenon? Wer spricht weniger von dem, was verschwiegen gehalten werden muß? Wer versteht es, mit weniger Geräusch eine geheime Thür zu öffnen? Wer führt gewandter auf einer kleinen Treppe hinauf? Wer versteht es besser, da hinauszulassen, wo man hereingekommen ist?

Ich begreife nicht, wie ein Ehemann, der sich seiner Laune und seinem Temperament überläßt, der keinen seiner Fehler verbirgt und sich im Gegentheil von seinen schlimmen Seiten zeigt, der geizig ist, seinen Anzug allzu sehr vernachlässigt, barsch in seinen Antworten, unhöflich, kalt und wortkarg ist, — hoffen kann, das Herz einer jungen Frau vor den Angriffen ihres Liebhabers zu schützen, der Putz und Pracht, gefälliges Wesen, Sorgfalt, Eifer, Geschenke und Schmeichelei aufwendet?

Ein Ehemann hat selten einen Nebenbuhler, der nicht von seiner Hand dargereicht ist, wie ein Präsent, das er ehedem seiner Frau machte. Er streicht ihn bei ihr heraus wegen seiner schönen Zähne und seines schönen Kopfes; er genehmigt seine Bemühungen, empfängt seine Besuche, und nächst dem, was von seinem eigenen Grund und Boden stammt, findet er nichts von besserem Geschmack, als das Wildpret und die Trüffeln, die ihm dieser Freund schickt. Er giebt sie für die Tafel und sagt zu seinen Gästen: „Genießen Sie dies recht, es ist von Leander, und es kostet mich nur einen Schönen Dank!" —

Es giebt manche Frau, die ihren Mann bis zu dem Grade beseitigt und begräbt, daß in der Welt gar keine Erwähnung von ihm geschieht. Lebt er noch? lebt er nicht mehr? Man zweifelt daran. Er dient nur noch dazu, in seiner Familie das Beispiel eines schüchternen Schweigens und einer vollständigen Unterwürfigkeit aufzustellen. Man ist ihm kein Witthum, noch

etwas Ausbedungenes schuldig; aber bis auf das, daß er nicht niederkommt, ist er die Frau und sie der Mann. Sie bringen, ohne die geringste Gefahr, sich zu begegnen, ganze Monate in einem und demselben Hause zu; sie sind in der That blos Nachbarn. Monsieur bezahlt den Bratenzurichter und den Koch, und immer ist man nur bei Madame zu Gaste. Sie haben oft gar nichts Gemeinsames, weder das Bett, noch den Tisch, noch selbst den Namen; sie leben nach römischer oder griechischer Weise, jedes hat die seinige, und erst nach geraumer Zeit und nachdem man in das Rothwelsch einer Stadt eingeweiht ist, erfährt man endlich, daß Monsieur B..... öffentlich seit zwanzig Jahren der Gemahl von Madame L..... ist.

Manche andere Frau, welche die Willkürherrschaft nicht so weit treibt, daß sie ihren Mann kränkt, wird doch endlich dahin gebracht durch ihre adlige Herkunft und ihre Verbindungen, durch die reiche Mitgift, die sie ihm zugebracht hat, durch die Reize ihrer Schönheit, durch ihre sonstigen Vorzüge, ja selbst durch das, was Einige mit dem Ausdruck „Tugend“ belegen.

Es giebt wenige so vollkommene Frauen, daß der Mann nicht wenigstens einmal des Tages Ursache fände, zu bereuen, daß er eine Frau hat, oder den glücklich zu preisen, der keine hat.

Das stumme und dumpfe Schmerztragen ist außer Gebrauch; man weint, man spricht lebhaft vom Vergangenen, man wiederholt es, man ist so ergriffen von dem Tode seines Ehegatten, daß man auch nicht den geringsten Umstand zu erwähnen vergißt.

Sollte man nicht die Kunst entdecken können, zu machen, daß man von seiner Frau geliebt werde?

Eine unempfindliche Frau ist eine solche, die denjenigen noch nicht erblickt hat, den zu lieben sie gezwungen ist.

Es war in Smyrna eine schöne Jungfrau, die sich Emira nannte, und weniger bekannt war in der ganzen Stadt wegen ihrer Schönheit, als wegen der Strenge ihrer Sitten, und vornehmlich wegen der Gleichgültigkeit, die sie gegen alle Männer hegte, welche sie, wie sie sagte, ohne Gefahr ansehen konnte, ja ohne andere Gefühlsregung, als die, womit sie ihre Freundinnen

oder ihre Brüder erblickte. Sie glaubte nicht das Geringste von allen den Thorheiten, zu denen, wie man sagte, die Liebe zu allen Zeiten Veranlassung gegeben hatte; und diejenigen, von denen sie selbst Zeuge gewesen war, konnte sie nicht begreifen; sie erkannte nur Freundschaft an. Einem jungen und liebenswürdigen Mädchen hatte sie diese Ansicht zu verdanken; denn diese hatte sie die Freundschaft in ihrem gegenseitigen Verkehr als so süß empfinden lassen, daß sie nur immer darauf sann, wie sie dieselbe dauernd machen könne, und sich gar nicht vorzustellen vermochte, welche andere Art von Gefühl im Stande sein sollte, sie jemals gegen das der Achtung und des Vertrauens, welches sie so befriedigte, zu erkälten. Sie sprach nur von Euphrosynen (so hieß die treue Freundin) und ganz Smyrna sprach nur von ihnen beiden: ihre Freundschaft wurde sprichwörtlich. — Emire hatte zwei junge Brüder von ausgezeichneter Schönheit, für welche alle Frauen der Stadt eingenommen waren. Diese liebte sie in der That stets, wie nur eine Schwester ihre Brüder lieben kann. — Es gab in Smyrna einen Priester des Jupiter, welcher in dem Hause ihres Vaters Zutritt hatte. Dieser fand Gefallen an ihr und wagte, ihr dies zu erklären, zog sich aber nur eine verächtliche Abweisung zu. Ein bejahrter Mann, der, auf seine Geburt und sein großes Vermögen bauend, dieselbe Kühnheit beging, hatte auch dasselbe Schicksal. Sie triumphirte demnach und rühmte sich bis dahin, ihren Brüdern, einem Priester und einem Alten gegenüber, der Unempfindlichkeit für die Liebe. Der Himmel schien sie stärkern Prüfungen aussetzen zu wollen, aber sie dienten dessen ungeachtet nur dazu, sie noch stolzer zu machen und in dem Rufe einer Jungfrau, an der die Liebe ihre Macht vergeblich versuche, noch zu befestigen. Von drei Liebhabern, welche ihre Reize hintereinander zu ihr heranlockten, und deren ganze Leidenschaft sie ohne Mitleid zu ertragen vermochte, durchbohrte sich der eine in einem heftigen Ausbruch seiner Liebesbegeisterung zu ihren Füßen die Brust; der zweite ging aus Verzweiflung, weil er nicht erhört wurde, in den Krieg, der mit Creta stattfand, um darin seinen Tod zu suchen, und der dritte starb an Entkräftung und Schlaflosigkeit in Folge

der unerwiederten Liebe. Der, welcher alle diese rächen sollte, war noch nicht erschienen. Jener Alte, welchem seine Liebesbewerbung so mißglückte, war durch Betrachtungen über sein Alter und den Charakter der Person, der er zu gefallen strebte, davon geheilt; er bat nur, sie noch ferner zu sehen, und sie gestattete ihm dies. Eines Tages führte er seinen jungen Sohn bei ihr ein, der von angenehmer Gesichtsbildung war und einen sehr edlen Wuchs hatte. Sie betrachtete ihn mit Theilnahme; doch da er in Gegenwart seines Vaters meistens schwieg, so fand sie, daß er nicht genug Geist besäße, und wünschte, daß dies etwas mehr der Fall sein möchte. Als sie aber allein mit ihm zusammen war, sprach er das Nöthige und mit Geist; und da er sie wenig ansah und noch weniger von ihr und ihrer Schönheit sprach, so war sie überrascht und gleichsam unwillig darüber, daß ein so wohlgestalteter und so geistreicher Jüngling sich so wenig artig gegen Frauenzimmer bezeige. Sie unterhielt sich über ihn mit ihrer Freundin, die ihn zu sehen wünschte. Da hatte er nur Augen für Euphrosynen und sagte ihr, daß sie schön sei; und die sonst so unempfindliche Emire wurde eifersüchtig und begriff, daß Ctesiphon von dem, was er sagte, innerlich durchdrungen, und daß er nicht blos artig, sondern zärtlich sei. Ihr Verkehr mit ihrer Freundin war von dieser Zeit an weniger offen; sie wünschte Beide noch einmal beisammen zu sehen, um besser aufgeklärt zu werden, und diese zweite Zusammenkunft ließ sie das, was sie fürchtete, noch deutlicher erkennen und machte ihren Argwohn zur Gewißheit. Sie entfernt sich jetzt von Euphrosynen, erkennt ihr nicht mehr die Vorzüge zu, die sie ehedem an ihr entzückt hatten, verliert die Lust an ihrer Unterhaltung; sie liebt sie nicht mehr, und diese Umwandlung läßt sie empfinden, daß in ihrem Herzen die Liebe an die Stelle der Freundschaft getreten ist. Ctesiphon und Euphrosyne sehen sich alle Tage, lieben sich, denken daran, sich zu verbinden, und heirathen sich. Die Kunde davon verbreitet sich in der ganzen Stadt, und man spricht öffentlich darüber, wie zwei Personen endlich einmal die so seltene Freude erlebt hätten, sich aus Liebe heirathen zu können. Emire erfährt es und geräth darüber in

Verzweiflung. Sie empfindet alle Stärke ihrer Liebe und sucht Euphrosynen auf, um nur die Freude zu genießen, Ctesiphon wiederzusehen; aber dieser junge Ehegatte liebt seine Frau zu zärtlich und wird ebenso von ihr wiedergeliebt: er sieht in Emiren nur die Freundin eines Wesens, das ihm theuer ist. Das unglückliche Mädchen verliert den Schlaf und will nicht mehr essen; sie wird schwächer und schwächer; ihr Geist verwirrt sich: sie hält ihren Bruder für Ctesiphon und spricht zu ihm, wie zu einem Geliebten. Sie kommt wieder zu sich und erröthet über ihren Irrthum; doch bald verfällt sie in noch größere Geistesabwesenheiten und erröthet nicht mehr, denn sie ist sich derselben nicht mehr bewußt. Nun scheut sie die Männer, aber zu spät; das ist ihre Thorheit. Sie hat Zwischenzeiten, wo ihr die Besinnung wiederkehrt, und in denen sie es bejammert, sie wiederzufinden. Die Jugend von Smyrna, welche sie so stolz und unempfindlich gesehen hat, findet, daß die Götter sie allzu hart bestraft haben.

Viertes Kapitel.

Von dem Herzen.

Es giebt einen Geschmack in der einfachen Freundschaft, bis bis zu welchem die Leute der Mittelmäßigkeit nicht gelangen können.

Freundschaft kann ohne alle Uebergriffe zwischen Leuten verschiedenen Geschlechts bestehen. Ein Frauenzimmer sieht jedoch stets einen Mann als einen Mann an, und andrerseits betrachtet ein Mann ein Frauenzimmer als ein Frauenzimmer. Eine solche Verbindung ist weder eine Leidenschaft, noch wahre Freundschaft: sie macht eine Klasse für sich aus.

Die Liebe entsteht plötzlich, ohne alle Ueberlegung, aus Temperament, oder aus Schwäche: ein schöner Zug fesselt uns, bestimmt uns. Die Freundschaft im Gegentheil bildet sich allmählich, durch die Zeit, durch die Gewohnheit, durch einen langen

Umgang. Wie viel Geist, Güte des Herzens, Anhänglichkeit, Dienstleistungen und Zuvorkommenheit bedarf es bei Freunden, um in mehreren Jahren bei weitem noch nicht das zu bewirken, was bisweilen in einem Augenblick ein schönes Antlitz oder eine schöne Hand bewirkt!

Die Zeit, welche die Freundschaften immer enger knüpft, schwächt die Liebe.

So lange die Liebe dauert, besteht sie durch sich selbst und bisweilen durch Dinge, von denen man glauben sollte, daß sie sie löschen müßten, durch Launen, durch Schroffheiten, durch Entfernung, durch Eifersucht. Die Freundschaft dagegen bedarf der Hilfsmittel: sie erstirbt aus Mangel an Aufmerksamkeiten, an Vertrauen und Gefälligkeit.

Es giebt weit mehr Beispiele von einer außergewöhnlichen Liebe, als von einer vollkommenen Freundschaft.

Liebe und Freundschaft schließen einander aus.

Derjenige, welcher die Liebe in ihrer Größe erfahren hat, vernachlässigt die Freundschaft; aber derjenige, welcher sich an der Freundschaft erschöpft hat, hat deswegen doch noch keinen Schritt zur Liebe gethan.

Die Liebe beginnt mit der Liebe; aber von der innigsten Freundschaft kann man nur zu einer schwachen Liebe übergehen.

Nichts gleicht mehr einer lebhaften Freundschaft, als jene Verbindungen, die wir im Interesse unserer Liebe zu unterhalten suchen.

Man liebt wohl nur ein einziges Mal wahrhaft, und zwar das erste Mal. Die Zuneigungen, die später folgen, sind weniger unfreiwillig.

Von der Liebe, welche plötzlich entsteht, zu genesen, bedarf es der längsten Zeit.

Die Liebe, welche nach und nach und stufenweise wächst, gleicht zu sehr der Freundschaft, als daß sie eine heftige Leidenschaft wäre.

Wer stark genug liebt, um zu wünschen, daß er es noch millionenmal mehr könnte, der steht an Liebe nur dem nach, welcher mehr liebt, als er es wünscht.

Wenn ich zugebe, daß man in der Heftigkeit einer großen Leidenschaft jemanden mehr lieben kann, als sich selbst — wem werde ich dadurch mehr Vergnügen gewähren: denen, welche lieben, oder denen, welche geliebt werden?

Die Männer möchten sich oft gern der Liebe ergeben, und wissen es doch nicht anzufangen, um zum Ziel zu gelangen; sie suchen umher nach ihrer Niederlage, ohne sie irgendwo anzutreffen, und werden dadurch, wenn ich so sagen darf, gezwungen, frei zu bleiben.

Diejenigen, welche sich anfänglich mit der heftigsten Leidenschaft lieben, tragen bald von beiden Seiten dazu bei, sich immer weniger und endlich gar nicht mehr zu lieben. Wer hat nun am meisten Schuld an solchem Bruche, der Mann oder das Weib? Das ist nicht leicht zu entscheiden. Die Frauen beschuldigen die Männer der Flatterhaftigkeit, und die Männer jene der Leichtfertigkeit.

Wie zartempfindend man auch in der Liebe sei, so verzeiht man bei ihr doch leichter Fehler, als bei der Freundschaft.

Für den, welcher leidenschaftlich liebt, ist es eine süße Rache, durch sein ganzes Betragen zu bewirken, daß sich eine undankbare Person als eine höchst undankbare darstelle.

Es ist ein trauriges Gefühl, zu lieben, ohne bedeutendes Vermögen, welches uns die Mittel gewährt, den geliebten Gegenstand mit Gaben zu überschütten und ihn so glücklich zu machen, daß ihm kein Wunsch übrig bleibt.

Wenn eine Frau, für die man einst eine tiefe Leidenschaft empfunden hat und welche sich dagegen gleichgültig verhielt, uns im spätern Leben einen Dienst leistet, so laufen wir, sei er auch noch so wichtig, große Gefahr, undankbar zu sein.

Eine große Erkenntlichkeit erzeugt oft viele Zuneigung und Freundschaft gegen die Person, die uns dazu verpflichtete.

Es genügt uns, mit den geliebten Personen nur zusammen zu sein: zu träumen, mit ihnen zu sprechen oder auch nicht zu sprechen, an sie zu denken, an die gleichgültigsten Dinge zu denken, wenn nur in ihrer Nähe, ist Alles gleich.

Es ist kein so großer Schritt vom Haß zur Freundschaft, als von der Antipathie zu ihr.

Es scheint ein weniger seltner Fall zu sein, daß man von der Antipathie zur Liebe, als daß man von jener zur Freundschaft übergeht.

Man vertraut sein Geheimniß der Freundschaft an, aber in der Liebe entschlüpft es uns.

Man kann Jemandes Vertrauen genießen, ohne sein Herz zu besitzen; denn wer das Herz besitzt, bedarf keiner vertraulichen Eröffnungen, da Alles vor ihm offen liegt.

In der Freundschaft sieht man nur die Fehler, welche unsern Freunden nachtheilig sein können. In der Liebe sieht man an dem geliebten Gegenstande nur diejenigen, durch die man selbst leidet.

Nur von dem ersten Verdruß in der Liebe, wie von dem ersten Vergehn in der Freundschaft kann man einen vortheilhaften Gebrauch machen.

Es scheint, daß, wenn man einen ungerechten, wunderlichen und unbegründeten Verdacht einmal Eifersucht nannte, man der andern Art von Eifersucht, welche ein gerechtes, natürliches und auf die Vernunft und die Erfahrung gegründetes Gefühl ist, einen andern Namen geben sollte.

Das Temperament hat viel Antheil an der Eifersucht, und diese setzt nicht immer eine große Leidenschaft voraus; dennoch ist heftige Liebe ohne Zartgefühl ein Widerspruch.

Es geschieht oft, daß man ganz allein für sich am Zartgefühl leidet: leidet man aber an der Eifersucht, so läßt man es Andere empfinden.

Diejenigen Frauen, welche uns in nichts schonen und uns keine Veranlassung zur Eifersucht ersparen, würden gar keine Eifersucht von unserer Seite verdienen, wenn man dabei mehr auf ihre Ansichten und ihr Benehmen, als auf ihr Herz Rücksicht nähme.

Die Erkaltungen und Erschlaffungen in der Freundschaft haben ihre Ursachen; in der Liebe giebt es fast keinen andern Grund, sich nicht mehr zu lieben, als weil man sich zu sehr geliebt hat.

Man ist ebenso wenig Herr darüber, stets zu lieben, als man es gewesen ist, nicht zu lieben.

Liebesverhältnisse ersterben durch den Ueberdruß, und das Vergessen begräbt sie.

Der Beginn und die Abnahme der Liebe lassen sich an der Verlegenheit merken, die man fühlt, sich allein zu befinden.

Das Aufhören der Liebe beweist deutlich, daß der Mensch ein beschränktes Wesen ist und das Herz seine Gränzen hat.

Lieben ist eine Schwäche; so wie davon genesen oft nur eine andere Schwäche ist.

Man genest, sobald man sich tröstet; man hat in dem Herzen nichts, um es immer zu beweinen und immerfort zu lieben.

Für gewisse Verluste müßte es eigentlich in dem Herzen unerschöpfliche Quellen des Schmerzes geben. Selten bezwingt man durch Tugend oder durch Geistesstärke eine große Trauer. Man vergießt bittere Thränen und ist schmerzlich ergriffen; dann aber ist man so schwach, oder so leicht gesinnt, daß man sich tröstet.

Wenn eine Häßliche Liebe erweckt, so muß diese wohl eine heftige sein; denn sie ist doch unstreitig nur möglich vermöge einer ungewöhnlichen Nachsicht ihres Geliebten, oder durch Reize, die geheimer und unwiderstehlicher wirken, als die der Schönheit.

Noch lange Zeit kann man aus Gewohnheit mit einander verkehren und sich mit dem Munde sagen, daß man sich liebe, nachdem das gegenseitige Verhalten schon lange zu erkennen gegeben hat, daß man sich nicht mehr liebt.

Jemanden vergessen wollen, heißt an ihn denken. Die Liebe hat mit den Gewissenszweifeln das gemein, daß sie sich durch die Betrachtungen und Rückerinnerungen, die man anstellt, um sich davon zu befreien, erbittert. Wenn möglich, muß man an seine Leidenschaft gar nicht mehr denken, um sie zu schwächen.

Man möchte gern das ganze Glück, oder wenn sich dies

nicht mehr so thun läßt, das ganze Unglück dessen ausmachen, was man liebt.

Das, was man liebt, bedauern zu müssen, ist noch ein Glück zu nennen im Vergleich damit, mit dem leben zu müssen, was man haßt.

Wie groß auch die Uneigennützigkeit sei, die man in Betreff derer hegt, die man liebt, so muß man sich doch bisweilen um ihretwillen Zwang auflegen und großmüthig genug sein, etwas von ihnen anzunehmen.

Derjenige darf vom Freunde annehmen, der ebenso zart das Vergnügen empfindet, von ihm zu empfangen, als der Freund, ihm darzubieten.

Geben ist Handeln: es heißt nicht leiden durch seine Wohlthaten, noch der Belästigung oder der Benöthigung derer nachgeben, die uns darum angehen.

Wenn man denen, die man liebte, gegeben hat, so giebt es, was sich auch immer ereignen mag, durchaus keine Veranlassung mehr, an unsere Wohlthaten zu denken.

Es giebt ein lateinisches Sprichwort: daß der Haß weniger theuer zu stehen kommt, als die Liebe, oder mit andern Worten: daß die Freundschaft mehr Beschwerden auferlegt, als der Haß. Es ist wahr, daß man nicht verpflichtet ist, seinen Feinden zu geben; aber kostet es denn nichts, wenn man sich rächt? oder, wenn es süß und natürlich ist, dem, der uns haßt, Uebles anzuthun: ist dies es weniger, wenn man dem, der uns liebt, Gutes thut? Würde es uns nicht drückend und peinlich sein, es ihnen nicht zu erweisen?

Es liegt eine Erquickung darin, den Augen desjenigen zu begegnen, dem man soeben gegeben hat.

Ich weiß nicht, ob eine Wohlthat, die einem Undankbaren, und ebenso einem Unwürdigen zufällt, nicht einen andern Namen erfordert und ob sie mehr Anerkennung verdiente.

Die wahre Freigebigkeit besteht weniger darin, viel zu geben, als zur rechten Zeit zu geben.

Wenn es wahr ist, daß das Erbarmen oder das Mitleiden einen Rückblick auf uns selbst in sich enthält, der uns an die

Stelle der Unglücklichen versetzt: warum ziehen diese so wenig Trost von uns in ihrem Elend?

Es ist besser, sich der Undankbarkeit auszusetzen, als den Unglücklichen etwas vorzuenthalten.

Die Erfahrung bestätigt es, daß die Weichlichkeit und die Nachsicht in Beziehung auf sich, sowie die Hartherzigkeit gegen Andere nur ein und dasselbe Laster sind.

Ein für die Arbeit und Beschwerde abgehärteter und gegen sich selbst unerbittlicher Mensch ist gegen Andere nur in Folge außergewöhnlicher Vernunft nachsichtig.

Wie unangenehm auch das Gefühl sei, sich von einem Bedürftigen belästigt zu finden, so wird man sich doch kaum über die neuen Hilfsquellen freuen, die ihn der Abhängigkeit von uns entzogen haben. Auf gleiche Weise wird die Freude über die erhöhte Stellung eines Freundes durch das kleine Mißgefühl aufgewogen, ihn entweder über uns erhoben, oder auch nur uns gleichgestellt zu sehen. So sind wir nie ganz einig in uns. Denn wir möchten gern solche haben, die von uns abhängen, nur soll es uns nichts kosten; und ebenso wünschen wir das Glück unserer Freunde, aber wenn es da ist, so sind wir nicht immer gleich von vorn herein darüber erfreut.

Man fordert auf, man ladet ein, man bietet sein Haus, seine Tafel, sein Vermögen und seine Dienste an; es handelt sich nur um das Worthalten.

Für sich selbst bedarf man nur eines einzigen treuen Freundes; es ist sogar schon viel, einen solchen gefunden zu haben; aber um Andern dienstgefällig zu sein, kann man der Freunde nie zu viel besitzen.

Wenn man bei gewissen Personen alles Mögliche versucht hat, weil man sich in die Nothwendigkeit versetzt sah, sie für sich zu gewinnen, und dies uns nicht geglückt ist, so bleibt nur noch ein einziges Mittel übrig, und das ist: unser Bestreben sofort aufzugeben.

Sich gegen seine Feinde so verhalten, als wenn sie einst unsere Freunde sein sollten, und gegen die Freunde, als ob sie unsere Feinde werden könnten, widerspricht der Natur des

Hasses und den Gesetzen der Freundschaft: das ist keine moralische, sondern eine politische Maxime.

Man muß sich diejenigen nicht zu Feinden machen, die wir, wenn wir sie besser kennten, gern unter unsre Freunde zählen würden. Man muß sich so sichere Freunde wählen, und von einer so gewissenhaften Rechtschaffenheit, daß diese, wenn sie auch nicht unsere Freunde bleiben sollten, doch unser Vertrauen nicht mißbrauchen, noch uns als unsere Feinde Furcht einflößen würden.

Der Umgang mit seinen Freunden aus Zuneigung und Achtung ist angenehm; blos aus Interesse mit ihnen zu verkehren, ist peinlich: es ist ein Bittgesuch.

Man muß sich um die Gunst derer, denen man wohl will, weit mehr bewerben, als um die Gunst derer, von denen man Wohlwollen erwartet.

Man eilt nicht mit gleichem Fluge zur Gründung seines Glücks, wie zur Erreichung der leichtfertigen und Phantasiedinge. Seinen Launen zu folgen, giebt ein Gefühl von Freiheit, während das Streben nach fester Einrichtung ein Gefühl von Knechtschaft in uns erregt. Es ist so natürlich, viele Wünsche zu hegen, und wenig dafür zu thun, — sich würdig zu glauben, daß man das Glück finde, ohne es gesucht zu haben.

Wer Glücksgüter, die er wünscht, zu erwarten versteht, wird sich nicht gleich der Verzweiflung ergeben, wenn sie ihm fehlschlagen; wer dagegen mit heftiger Ungeduld Wünsche hegt, setzt zu viel von dem Seinigen daran, als daß er durch den Erfolg entsprechend belohnt würde.

Es giebt manche Leute, die zu heftig und zu entschieden eine gewisse Sache wünschen, als daß sie nicht, aus Furcht, sie zu verfehlen, alles ins Werk setzten, was sie dieselbe nothwendig verfehlen lassen muß.

Die ersehntesten Dinge erfüllen sich nicht, oder wenn sie sich erfüllen, so geschieht es weder zu der Zeit, noch unter den Umständen, wo sie uns eine außerordentliche Freude gewährt haben würden.

Man muß lachen, noch ehe man glücklich ist, aus Besorgniß, zu sterben, ohne gelacht zu haben.

Das Leben ist kurz, wenn es diesen Namen verdient nur, insofern es angenehm ist; denn wenn man alle die Stunden, welche man auf angenehme Weise zubringt, zusammenstellte, so würde man aus einer großen Anzahl von Jahren kaum ein Leben von einigen Monaten zusammenbringen.

Wie schwer ist es, mit jemandem zufrieden zu sein!

Man würde sich nicht einer gewissen Freude bei dem Untergange eines bösen Menschen erwehren können; man würde dann die Frucht davon, daß man ihn haßte, genießen und aus ihr all den Gewinn ziehen, den man davon erwarten kann, nämlich die Freude über seinen Untergang. Endlich erfolgt sogar sein Tod; aber unter einer Verbindung von Umständen, worin unsere Interessen es nicht gestatten, uns darüber zu freuen: er stirbt zu früh oder zu spät.

Einem stolzen Menschen fällt es schwer, dem zu verzeihen, der ihn auf einem Fehler ertappt und worüber er sich mit Recht beschwert. Sein Stolz wird nur beschwichtigt, wenn er seine Ueberlegenheit wiedergewinnt und dem Andern beweisen kann, daß er Unrecht habe.

Wie unsere Zuneigung für Personen, denen wir Gutes thun, immer mehr zunimmt, ebenso hassen wir auch diejenigen heftig, welche uns sehr beleidigt haben.

Es ist ebenso schwer, das Gefühl für Beleidigungen gleich im Anfang in uns zu ersticken, als es nach Verlauf einer gewissen Anzahl von Jahren noch geltend zu machen.

Aus Schwäche haßt man einen Feind und sinnt darauf, sich an ihm zu rächen, und aus Trägheit beruhigt man sich und unterläßt die Rache.

Es liegt ebenso viel Trägheit als Schwäche darin, sich beherrschen zu lassen.

Man darf nicht daran denken, jemanden mit einmal und ohne alle Vorbereitung in einer wichtigen Angelegenheit und die für ihn oder die Seinigen von wesentlichem Belang ist, beherrschen zu wollen; denn er würde von vorn herein die Herr-

schaft und Obmacht, die man seinem Geist auflegen will, gewahr werden und das Joch aus Scham oder Eigensinn abschütteln. Man muß bei ihm mit Kleinem beginnen, und von da aus ist der Fortschritt bis zum Größten unfehlbar. Mancher konnte im Anfang höchstens wagen, ihn zur Abreise aufs Land oder zur Rückkehr nach der Stadt zu bewegen, und endigte damit, ihm ein Testament zu dictiren, worin er seinen Sohn blos auf das Pflichttheil setzte.

Um jemanden lange Zeit und unbedingt zu beherrschen, muß man ihn mit leichter Hand lenken und ihn so wenig als möglich seine Abhängigkeit fühlen lassen.

Manche lassen sich bis auf einen gewissen Punkt beherrschen, über den hinaus sie aber nicht mehr zu behandeln und zu lenken sind; man verliert plötzlich den Weg zu ihrem Herzen und zu ihrem Geiste; weder Ansehn, noch Geschmeidigkeit, noch Gewalt, noch Geschicklichkeit können sie zähmen; nur mit dem Unterschiede, daß die Einen aus Vernunft und gutem Grunde sich so verhalten, die Andern aus Temperament und Laune.

Man findet Menschen, welche weder Vernunft noch guten Rath anhören und die willentlich Irrthümer begehen, aus Furcht, beherrscht zu werden.

Andere lassen sich von ihren Freunden in ziemlich gleichgültigen Angelegenheiten beherrschen und schreiben sich daraus ein Recht zu, ihrerseits diese in wichtigen und erheblichen Dingen zu leiten.

Drance giebt sich das Ansehen, als beherrsche er seinen Gebieter, der ebenso wenig daran glaubt als das Publikum. Unaufhörlich zu einem Großen sprechen, dem man dient, an Orten und in Zeiten, wo es sich am wenigsten schickt, ihm ins Ohr flüstern oder in geheimnißvollen Ausdrücken zu ihm reden, in seiner Gegenwart beinahe in Lachen ausbrechen, ihm das Wort abschneiden, sich zwischen ihn und diejenigen setzen, die mit ihm sprechen, mißfällig auf die herabsehen, welche zu ihm kommen, um ihm ihre Aufmerksamkeit zu bezeigen, oder ungeduldig auf der Lauer stehen, daß sie sich entfernen; sich neben ihn in einer zu freien Stellung setzen, sich mit dem Rücken an

einen Kamin gelehnt hinstellen, ihn an dem Kleide zupfen, ihm auf den Fersen nachgehen, den Vertrauten spielen, sich Freiheiten herausnehmen: das Alles bezeichnet mehr einen Gecken, als einen Günstling.

Ein verständiger Mann läßt weder sich beherrschen, noch sucht er Andere zu beherrschen; er will, daß einzig und allein und allezeit die Vernunft herrsche.

Ich würde es nicht ungern haben, mich einer vernünftigen Person anvertrauen zu können und von ihr in allen Dingen und unbedingt und jederzeit geleitet zu werden; ich wäre sicher, ohne die Mühe, mit mir zu Rathe gehn zu müssen, recht zu handeln, und könnte die Ruhe desjenigen genießen, der von der Vernunft geleitet wird.

Alle Leidenschaften haben etwas Lügnerisches in sich: sie verkleiden sich für die Augen Anderer, so oft sie es können, und verbergen sich vor sich selbst. Es giebt kein Laster, was nicht eine verstellte Aehnlichkeit mit einer Tugend hat und dies nicht benutzte.

Man schlägt ein Andachtsbuch auf, und es rührt; man öffnet ein anderes, ein galantes, es macht Eindruck. Darf ich sagen, daß einzig das Herz die Gegensätze aussöhnt und das Unverträgliche in sich aufnimmt?

Die Menschen erröthen weniger über ihre Laster, als über ihre Schwachheiten und ihr eitles Bestreben. Mancher ist ohne Hehl ungerecht, gewaltthätig, verrätherisch, verläumderisch, der seine Liebe oder seinen Ehrgeiz verheimlicht, ohne weitere Absicht, als um sie zu verbergen.

Der Fall ereignet sich selten, wo man sagen kann, ich bin ehrgeizig gewesen. Entweder ist man es gar nicht, oder man ist es immer. Aber es kommt eine Zeit, wo man es eingesteht, daß man geliebt hat.

Die Menschen beginnen mit der Liebe und endigen mit dem Ehrgeiz; sie befinden sich erst in einer ruhigern Verfassung, wenn sie sterben.

Nichts kostet der Leidenschaft weniger, als sich über die Vernunft wegzusetzen: ihr großer Triumph ist, bei dem, woran ihr liegt, die Oberhand zu gewinnen.

Man ist geselliger und umgänglicher durch das Herz, als durch den Geist.

Es giebt gewisse große Gesinnungen, gewisse edle und erhabene Handlungen, welche wir weniger unserer Geisteskraft, als der Güte unseres Naturells verdanken.

Es giebt auf der Welt selten ein schöneres Uebermaß, als das in der Dankbarkeit.

Man muß sehr von Geist entblößt sein, wenn die Liebe, die Bosheit und die Nothwendigkeit keinen aus uns hervorlocken.

Es giebt Orte, die man bewundert, und es giebt andere, welche unser Gefühl ansprechen und wo man gern leben möchte.

Es scheint mir, daß man von den Orten abhängig ist, je nach der Geistesstimmung, der Laune, der Leidenschaft, dem Geschmack und den Gefühlen.

Diejenigen, welche Gutes thun, verdienten einzig beneidet zu werden, wenn es nicht noch einen bessern Entschluß zu fassen gäbe, nämlich: noch besser zu handeln. Das ist eine süße Rache an denen, die uns zu solcher Eifersucht reizen.

Manche versagen sich die Liebe und das Versemachen, als zwei Schwachheiten, welche sie nicht zu gestehen wagen; die erstere als eine des Herzens, die andere als eine des Geistes.

Im Laufe des Lebens ergeben sich so köstliche Freuden und so zarte Verbindungen, die uns doch verwehrt sind, daß der Wunsch wenigstens natürlich ist, sie möchten uns gestattet sein. So große Reize können nur von dem des Vermögens, ihnen aus Tugend zu entsagen, überwogen werden.

Fünftes Kapitel.

Von der Gesellschaft und der Unterhaltung.

Ein sehr abgeschmackter Charakter ist der, gar keinen zu haben.

Es gehört zu der Rolle eines Albernen, beschwerlich zu sein. Ein gewandter Mensch fühlt, ob er gelegen ist, oder ob

er langweilt: er weiß sich in dem Augenblick unsichtbar zu machen, welcher dem vorhergeht, in dem er irgendwo überflüssig sein würde.

Wo man nur hintritt, stößt man auf schlechte Spaßmacher, und es regnet im ganzen Lande von dieser Art von Insekten. Ein guter Witzbold ist eine seltene Waare. Für einen, der es von Natur ist, ist es noch eine sehr kitzliche Sache, die Rolle lange Zeit zu behaupten. Selten findet es statt, daß der, welcher Lachen erregt, sich auch Achtung erwirbt.

Der schlüpfrigen Geister giebt es viele, noch mehr der schmähsüchtigen oder satirischen, der feinsinnigen wenige. Um mit Anmuth scherzen und mit Glück auf die geringfügigsten Dinge anspielen zu können, bedarf es sehr vieler guten Lebensart, sehr vieler Feinheit und selbst sehr großer Fruchtbarkeit des Geistes. In solcher Weise spotten heißt schaffen — aus Nichts Etwas machen.

Wenn man all dem Frostigen, Leeren und Albernen in den gewöhnlichen Unterhaltungen eine ernste Aufmerksamkeit schenkte, so würde man sich schämen, zu sprechen oder zuzuhören, und sich zu einem fortwährenden Stillschweigen verdammen, was noch schlimmer sein würde, als die unnützen Gespräche. Man muß sich also allen Geistern anbequemen; man muß dies Mittheilen falscher Neuigkeiten, weitschichtiger Betrachtungen über die gegenwärtige Regierung oder über das Interesse der Fürsten, das Vorbringen schöner Gesinnungen, was stets auf dieselbe Weise wiederkehrt, als ein nothwendiges Uebel hinnehmen: man muß Aronce in Sprichwörtern reden, und Melinden von sich, von ihren Nervenzufällen, ihrer Migräne und ihrer Schlaflosigkeit sprechen lassen.

Ihr seht Leute, welche in den Unterhaltungen, oder in dem geringen Verkehr, in dem ihr mit ihnen steht, euch mißfallen durch ihre lächerlichen Ausdrücke, durch die ungewöhnlichen und, geradezu gesagt, unpassenden Redensarten, deren sie sich bedienen, sowie durch die Verbindung gewisser Worte, die sich nur in ihrem Munde so zusammenfinden und mit denen sie Dinge bezeichnen, welche damit zu belegen ihren ersten Erfindern

nie in den Sinn gekommen ist. Sie folgen, wenn sie sprechen, weder der Vernunft, noch dem Gebrauche, sondern ihrem wunderlichen Ingenium, welches durch das Gelüst, immer spaßhaft zu sein, vielleicht auch zu glänzen, unvermerkt in ein Kauderwelsch verfällt, das ihnen eigen ist und zuletzt zu ihrem natürlichen Idiom wird. Sie begleiten eine so ungereimte Redeweise mit angekünstelten Geberden und mit einer nachgemachten Aussprache. Alle sind eingenommen von sich selbst und von der Anmuth ihres Geistes, und man kann nicht sagen, daß sie durchaus davon entblößt seien; aber man bedauert sie, daß sie dessen so wenig haben, und was schlimmer ist, daß man davon leidet.

Was sagen Sie? — Wie? — Ich verstehe es nicht. Beliebte es Ihnen wohl, es zu wiederholen? — Ich habe es noch weniger verstanden. — Endlich errathe ich es: Sie wollen mir sagen, Acis, daß es kalt ist. Warum sagten Sie nicht einfach: es ist kalt? Sie wollen mir zu verstehen geben, daß es regnet oder schneit; sagen Sie doch: es regnet, es schneit. Sie finden mich gut aussehend und wollen mir dazu Glück wünschen; sagen Sie doch: ich finde Ihr Aussehen gut. — Aber das ist ja sehr einfach, sehr klar, antworten Sie; und überdies, wer würde dies nicht ebenso sagen können? — „Was thut das, Acis? ist es denn ein so großes Unglück, verstanden zu werden, wenn man spricht, und zu sprechen wie jedermann? Etwas geht Ihnen ab, Acis, Ihnen und Ihresgleichen, die den schwülstigen Ausdruck lieben; Sie vermuthen es gar nicht, und ich werde Ihr Erstaunen erregen: etwas mangelt Ihnen und das ist — Geist. — Das ist jedoch noch nicht Alles. Sie haben auch etwas zu viel; — das ist die Einbildung, mehr Geist zu haben als die Andern. Da haben Sie die Quelle Ihres bombastischen Gallimathias, Ihrer verwickelten Phrasen, Ihrer großen Worte, die nichts bedeuten. Sie treten an jenen Mann heran, oder in dieses Zimmer ein, und ich zupfe Sie am Kleide und sage Ihnen ins Ohr: „Nehmen Sie sich in Acht, Geist zu haben; zeigen Sie ja keinen; das ist Ihre Aufgabe; nehmen Sie, wenn Sie können, eine einfache Sprache an, eine solche, wie diejenigen haben, in welchen Sie

keinen Geist finden werden; vielleicht wird man dann glauben, daß Sie welchen haben.“ —

Wer ist sicher, in Männergesellschaften nicht auf gewisse selbstgefällige, oberflächliche, familiäre, vorlaute Geister zu treffen, die in einer Gesellschaft fortwährend sprechen und die man anhören muß? Man hört sie schon im Vorzimmer; ohne Rüge und ohne Furcht, daß man sie störe, tritt man ein; sie setzen ihre Mittheilungen fort, ohne die geringste Beachtung derjenigen, die da kommen oder gehen, sowie des Standes oder des Verdienstes der Personen, welche die Gesellschaft bilden. Sie bringen den, welcher eine Neuigkeit zu berichten beginnt, dadurch zum Schweigen, daß sie sie nach ihrer Art erzählen, welche natürlich die beste ist. Sie nennen dabei einen gewissen Zamet oder Ruccellai oder Conchini, die sie gar nicht kennen, mit denen sie niemals gesprochen haben und die sie als gnädigste Herren anreden würden, wenn sie mit ihnen sprächen. Sie nähern sich bisweilen dem Ohre des Vornehmsten in der Versammlung, um ihn mit einer Nachricht zu beglücken, welche noch niemand kennt und die sie noch nicht zu Andrer Ohren gebracht wünschen; sie unterdrücken einige Namen, um die Geschichte, die sie mittheilen, noch im Dunkeln zu lassen, und falsche Anwendungen zu vermeiden. Ihr bittet, ihr dringt vergeblich in sie; da giebt es Dinge, die sie durchaus nicht sagen werden, Leute, die sie um alle Welt nicht nennen dürfen; sie haben ihr Ehrenwort dabei verpfändet, denn es ist das äußerste Geheimniß, es ist ein Mysterium, es sei denn, daß ihr das Unmögliche von ihnen verlangtet: — denn in der Sache, die ihr von ihnen zu erfahren wünscht, wissen Sie weder das Factum, noch die Namen.

Arrias hat Alles gelesen, Alles gesehen; er will uns das wenigstens glauben machen. Das ist ein universeller Mensch und giebt sich auch für einen solchen aus. Er wagt eher eine Lüge, als daß er schweigt oder etwas nicht zu wissen scheint. Man spricht an der Tafel von einem Großen an einem Hofe des Nordens; er ergreift das Wort und nimmt es denen vor dem Munde weg, die soeben sagen wollten, was sie darüber wußten;

er ist in jener Gegend zu Hause, wie wenn er dort geboren wäre; er spricht von den Sitten an jenem Hofe, von den Frauen des Landes, von seinen Gesetzen und seinen Gebräuchen; er erzählt Histörchen, die dort vorgegangen sind, findet sie sehr unterhaltend und lacht selbst zuerst darüber bis zum Bersten. Es wagt jemand, ihm zu widersprechen, und beweist ihm klar, daß er ganz Unwahres gesagt habe. Arrias geräth darüber nicht in Verlegenheit, er fährt im Gegentheil hitzig gegen den, der ihn unterbricht, auf. Ich bringe nichts vor, sagt er zu ihm, ich erzähle nichts, was ich nicht von Grund aus weiß; ich habe es von Sethon, dem französischen Gesandten an jenem Hofe, erfahren, der vor einigen Tagen nach Paris gekommen ist, mit dem ich sehr genau bekannt bin, den ich bis aufs Geringste ausgefragt habe, und der mir keinen Umstand verhehlt hat. Er nahm jetzt den Faden seiner Erzählung mit noch größerer Zuversicht auf, als womit er begonnen hatte, als einer der Eingeladenen zu ihm sagte: „Ich bin Sethon, von dem Sie sprechen, und bin soeben von meinem Gesandtschaftsposten angekommen.“

Bei den Unterhaltungen muß man eine Wahl treffen zwischen einer gewissen Bequemlichkeit im Sprechen, oder einem bisweilen zerstreuten Wesen, welches, indem es uns von dem Gespräch weitab führt, veranlaßt, daß man entweder alberne Fragen thut, oder schiefe Antworten giebt; und zwischen einer zudringlichen Aufmerksamkeit, die man bei dem geringsten Wort, das jemandem entschlüpft, zu zeigen bestrebt ist, indem man es auffängt, damit umherspielt, ein Räthsel darin findet, was den Andern entgeht, und Feinheit und Scharfsinn dahinter sucht, blos um Gelegenheit zu haben, den seinigen anzubringen.

In sich selbst verliebt und fest davon überzeugt sein, daß man vielen Geist besitze, ist ein Fall, der fast nur bei demjenigen stattfinden kann, der gar keinen oder nur geringen hat. Zu bedauern ist alsdann der, welcher dem Gespräch eines solchen Menschen ausgesetzt ist. Wie viel niedliche Redensarten wird er ausstehn müssen! wie viele von jenen abenteuerlichen Worten,

welche unversehens zum Vorschein kommen, eine Weile dauern und die man bald nimmer wieder hört. Wenn ein Solcher etwas berichtet, so geschieht es weniger deswegen, damit diejenigen, die ihm zuhören, es erfahren, als damit er das Verdienst habe, es vorzutragen, und zwar vortrefflich vorzutragen; die Erzählung wird zu einem Roman unter seinen Händen. Er läßt die Leute in seiner Art und Weise denken, legt ihnen seine kleinen Sprecheigenheiten in den Mund und läßt sie immer sehr ausführlich reden. Darauf verfällt er in Parenthesen, welche für Episoden gelten können, die aber sowohl ihn, den Sprecher, als euch, die ihr ihm geduldig zuhört, die Hauptsache der Geschichte vergessen lassen. Was sollte nun aus euch und ihm werden, wenn nicht glücklicher Weise jemand dazu käme, durch dessen Erscheinen die Gesellschaft in Unordnung geräth, und wodurch die Erzählung ins Vergessen kommt?

Ich höre den Théodect schon im Vorzimmer; er verstärkt seine Stimme in dem Maße, als er näher kommt; endlich ist er eingetreten. Er lacht, er schreit, er bricht los. Die Ohren verstopft! — das schallt dem Donner gleich. Er ist nicht weniger schrecklich durch das, was er sagt, als durch den Ton, womit er es sagt. Er gönnt sich gar nicht Ruhe und läßt von diesem gewaltigen Lärm nur nach, um Nichtigkeiten und Albernheiten herzuplappern. Er nimmt so wenig Rücksicht auf die Zeit, wie auf die Personen und die Wohlanständigkeit, damit jeder sein Theil bekommt, ohne daß dies in seiner Absicht liegt. Er hat sich noch nicht niedergelassen, als er auch schon, ohne daß er es weiß, die ganze Versammlung verletzt hat. Ist aufgetragen, so setzt er sich zuerst an die Tafel und auf den ersten Platz; die Damen sitzen rechts und links ihm zunächst. Er ißt, er trinkt, er erzählt, er macht seine Späße, er fährt plötzlich zwischen das Gespräch; er kennt keine Unterscheidung der Personen, weder des Gastgebers noch der Gäste; er mißbraucht die thörichte Nachsicht, die man gegen ihn hat. Ist er es, ist es Euthydem, welcher das Gastmahl giebt? Er reißt die ganze Autorität der Tafel an sich, und man läuft weniger Schaden dabei, wenn man sie ihm überläßt, als wenn man sie ihm streitig macht; der

Wein und die Speisen tragen nichts zu seinem Charakter bei. Spielt man, so gewinnt er; den, welcher verliert, will er necken und er beleidigt ihn. Er hat die Lacher auf seiner Seite: es giebt keine Art von Albernheit, die man ihm nicht hingehen läßt. — Ich suche dem endlich zu entkommen und verschwinde, unfähig, Théodect und die, welche sich Alles von ihm gefallen lassen, länger zu ertragen.

Troïlus ist denen nützlich, die zu viel Vermögen haben; er zieht sie aus der Verlegenheit, wo sie mit ihrem Ueberflusse hin sollen; er nimmt ihnen die Mühe ab, Geld aufzuhäufen, Contracte zu schließen, ihre Koffer zuzumachen und die Schlüssel mit sich herumzutragen und die Beraubung durch einen Diener zu befürchten. Er ist ihnen bei ihren Vergnügungen behilflich und macht sich später dazu geschickt, sie in ihren Leidenschaften zu unterstützen. Bald regelt und beherrscht er sie in ihrem Benehmen. Er ist das Orakel eines Hauses; er ist der, den man erwartet — was sage ich? — der, dem man zuvorkommt, dessen Entscheidungen man zu errathen sucht. Er sagt von diesem Sklaven: man muß ihm die Peitsche geben und man peitscht ihn; und von einem andern: den muß man frei lassen, und man giebt ihm die Freiheit. Man bemerkt, daß ein Schmarotzer der Tafel ihm kein Lächeln abgewinnt; er kann ihm also mißfallen, und er wird verabschiedet. Der Hausherr ist glücklich, wenn Troïlus ihm seine Frau und Kinder läßt. Wenn dieser an der Tafel sitzt und über ein Gericht äußert, daß es etwas Leckeres sei, so finden sowohl der Herr als die Gäste, die davon ohne weitere Betrachtung aßen, es ebenfalls vortrefflich und können nicht genug davon genießen. Wenn er im Gegentheil von einem andern Gericht sagt, es sei unschmackhaft, so wagen diejenigen, welche es zu kosten anfingen, nicht, den Bissen, den sie schon im Munde hatten, hinunter zu schlingen, sondern spucken ihn auf den Boden. Aller Augen sind auf ihn gerichtet, beobachten seine Haltung, seine Mienen, ehe sie über den Wein oder über die Speisen, welche aufgetragen sind, ein Wort verlieren. Suchet ihn nirgend anderswo, als in dem Hause jenes Reichen, den er tyrannisirt. Dort speist er, schläft er und wartet

er seine Verdauung ab; dort schilt er seinen Bedienten aus, empfängt die, die für ihn arbeiten, und sucht seine Gläubiger zu beschwichtigen. Er spielt den Herrn, ja den Herrscher in einem Saale; er läßt sich dort den Hof machen und nimmt die Huldigungen derer in Empfang, welche, schlauer als Andere, nur durch Troïlus zum Herrn des Hauses gelangen wollen. Wenn man unglücklicher Weise eintritt, ohne eine Physiognomie zu haben, die ihm behagt, so runzelt er die Stirn und wendet sein Gesicht ab; wenn man ihn anredet, so steht er nicht auf; wenn man sich neben ihn setzt, so entfernt er sich; wenn man zu ihm spricht, so antwortet er gar nicht; wenn man dennoch zu sprechen fortfährt, so geht er in ein anderes Zimmer; wenn man ihm folgt, so sucht er die Treppe zu erreichen; er geht eher alle Stockwerke hinab, oder er würde sich zum Fenster hinausstürzen, ehe er sich jemanden nahe kommen ließe, der eine Gesichtsbildung oder den Ton einer Stimme hat, die ihm mißfällig sind. Einer oder der Andere sind dem Troïlus angenehm, und man bedient sich ihrer mit Glück, wenn man sich bei ihm einschmeicheln oder seine Gunst erobern will. Mit der Zeit nimmt er gar keine Rücksicht mehr, da er darüber erhaben ist, sich behaupten zu wollen oder durch das geringste der Talente, die ihn anfangs zur Geltung gebracht haben, auch ferner zu gefallen. Es will viel sagen, wenn er bisweilen aus seinem Nachsinnen und seiner Schweigsamkeit herausgeht, um zu widersprechen, oder wenn er gar Tadelns halber sich einmal des Tages herabläßt, Geist zu zeigen. Weit entfernt, von ihm zu erwarten, daß er eure Ansichten billige, daß er gefällig sei, euch lobe, seid ihr nicht sicher, ob ihm euer Beifall genehm sei und ob er eure Zuvorkommenheit gutheiße.

Sie müssen jenen Unbekannten, den der Zufall in einer öffentlichen Kutsche, bei einem Feste oder einem Schauspiele, an Ihre Seite gebracht hat, sprechen lassen, und es wird Sie, um ihn kennen zu lernen, bald nichts weiter als das Zuhören kosten. Sie werden seinen Namen, seine Wohnung, seine Heimat, den Stand seines Vermögens, seinen Beruf, den seines Vaters, aus welchem Hause seine Mutter ist, seine Verwandtschaft, seine Verbindungen, sowie sein Familienwappen erfahren; Sie

werden begreifen, daß er von Adel ist, ein Schloß, schöne Hausgeräthe, Dienerschaft und eine Kutsche hat.

Es giebt Menschen, die stets einen Augenblick früher sprechen, als sie gedacht haben; es giebt andere, die eine ermüdende Aufmerksamkeit auf ihre Rede verwenden und von denen man, so sehr sie auch ihren Geist anstrengen, in der Unterhaltung auszustehen hat; sie sind wie durchknetet mit Phrasen und kleinen Sprachwendungen, gedrechselt in ihren Geberden und ihrer ganzen Haltung; sie sind Puristen, und wagen das geringere Wort nicht, sollte es auch die schönste Wirkung von der Welt hervorbringen; kein glücklicher Ausdruck entschlüpft ihnen, nichts fließt bei ihnen aus erster Quelle und mit Freiheit: sie sprechen sauber und langweilig.

Der Geist der Unterhaltung besteht weit weniger darin, viel Geist zu zeigen, als vielmehr Andere ihn finden zu lassen. Wer aus der Unterhaltung mit euch zufrieden mit sich und seinem Geiste davongeht, der ist es sicherlich auch mit euch vollkommen. Die Menschen wollen nicht euch bewundern, nein, sie selbst wollen gefallen; sie wollen weniger unterrichtet, ja selbst ergetzt sein, als selbst ergetzen und Beifall ernten, und das ausgesuchteste Vergnügen ist ihnen, Andern welches zu bereiten.

Weder in unsern Gesprächen, noch in unsern Schriften dürfen wir zu viel Einbildungskraft zeigen; sie erzeugt oft nur leere und kindische Einfälle, die nichts weniger als dazu dienen, den Geschmack zu vervollkommnen und uns besser zu machen. Unsere Gedanken müssen der Ertrag unseres Urtheils sein.

Es ist ein großes Unglück, nicht Geist genug zu besitzen, um gut zu sprechen, noch Verstand genug, um zu schweigen: das ist der Grund alles Ungehörigen.

Mit Bescheidenheit von etwas sagen, entweder daß es gut oder daß es schlecht sei, nebst den Gründen, warum es so ist, erfordert gesunden Verstand und Ausdrucksfähigkeit; es ist eine Angelegenheit. Kürzer ist es freilich, in entschiedenem Tone und worin zugleich der Beweis für das, was man sagt, liegen soll, behaupten, daß etwas abscheulich oder daß es wundervoll sei.

Nichts ist den Rücksichten gegen Gott und die Welt weniger gemäß, als im Gespräch Alles, ja selbst die gleichgültigsten Dinge, die man sagt, durch lange und widerwärtige Schwüre zu betheuern. Ein Ehrenmann, welcher Ja und Nein sagt, verdient Glauben: sein Charakter gilt bei ihm statt der Schwüre, verleiht seinen Worten Glaubhaftigkeit und erwirbt ihm alle Art von Zutrauen.

Wer unaufhörlich sagt, daß er Ehrgefühl und Rechtschaffenheit besitze, daß er niemandem schade; daß er es sich gefallen lasse, daß das Ueble, was er Andern zufüge, auch ihm geschehe, und wer es beschwört, um es uns glaubhaft zu machen, der versteht nicht einmal den redlichen Mann zu spielen.

Durch all seine Bescheidenheit kann der rechtliche Mann nicht verhindern, daß man von ihm dasselbe sage, was man dem unredlichen nachsagt.

Cléon zeigt in seinen Reden wenig Höflichkeit oder wenig Billigkeit, das heißt Eins oder das Andere; aber er fügt auch noch hinzu, daß er einmal so sei und daß er so rede, wie er denke.

Man kann gut sprechen, geläufig sprechen, richtig sprechen, zur gelegenen Zeit sprechen. Man verstößt gegen die letzte Art, wenn man sich über eine üppige Mahlzeit, von der man eben kommt, vor Leuten, die sich ihr Brot knapp zumessen müssen, ausführlich ergeht; wenn man vor Kranken sich seiner erfreulichen Gesundheit rühmt; wenn man einen Menschen, der weder Renten bezieht, noch eine eigene Wohnung hat, von seinem Reichthum, seinen Revenüen, seiner Einrichtung unterhält; kurz, wenn man Unglücklichen von seinem Glücke vorspricht. Eine solche Unterhaltung ist zu angreifend für sie, und die Vergleichung, die sie zwischen ihrem und eurem Zustand anstellen, thut ihnen weh.

„Was Sie anbetrifft", sagt Eutiphron, „Sie sind reich und dürfen es sein; zehntausend Livres Renten und auf Grundstücken ruhend, das ist nicht übel, das ist angenehm, und es läßt sich wenigstens dabei glücklich sein;" während er, der so spricht, fünfzigtausend Livres jährlicher Einkünfte hat und glaubt, daß

dies nur die Hälfte von dem sei, was er zu haben verdient. Er schätzt euch ab, er stellt in Gedanken eure Ausgaben fest; und wenn er euch eines größeren Glücks für würdig hielte (und wäre es selbst das, wonach er strebt), so würde er es euch sicherlich wünschen. — Er ist nicht der Einzige, welcher so schlechte Abschätzungen oder so unfreundliche Vergleiche anstellt: die Welt ist voll von Eutiphrons.

Jemand, der dem Zuge der allgemeinen Sitte folgt, welche einmal das Loben eingeführt hat, und auch, weil er sich an das Schmeicheln und an das Uebertreiben gewöhnt hat, beglückwünscht den Théodem wegen einer Rede, die er nicht mit angehört hat und über die ihm noch niemand etwas hat mittheilen können. Er unterläßt nicht, ihm von seinem Rednertalent, von seinem Geberdenspiel und hauptsächlich von der Treue seines Gedächtnisses vorzusprechen; und in Wahrheit ist Théodem — stecken geblieben.

Ihr findet barsche, unruhige, wichtigthuende Menschen, welche, obgleich müßig und ohne irgend ein Geschäft, das sie wo andershin ruft, euch so zu sagen mit wenigen Worten abfertigen und nur sobald als möglich von euch loszukommen suchen; man spricht noch mit ihnen, als sie auch schon auf und davon gegangen und verschwunden sind. Ihr Benehmen ist ebenso ungeziemend als das derjenigen, die euch aufhalten, blos um euch zu langweilen; nur sind jene vielleicht weniger unbequem.

Den Mund aufthun und beleidigen, ist bei manchen Leuten ein und dasselbe: sie sind beißend und bitter; ihre Redeweise ist mit Galle und Wermuth versetzt; Spott, Beleidigung, Angriff fließen ihnen von den Lippen wie ihr Speichel. Es wäre ihr Vortheil, wären sie stumm und blödsinnig geboren. Ihre Lebhaftigkeit und ihr Witz dient ihnen mehr zum Schaden, als manchen anderen ihre Dummheit. Sie bleiben nicht dabei, blos mit Bitterkeit zu antworten, sondern greifen oft mit Unverschämtheit an; sie schlagen auf alles los, was vor die Klinge ihrer Zunge kommt, auf Anwesende wie auf Abwesende; sie stoßen von vorn und nach der Seite wie Widder. Will man

von Widdern verlangen, daß sie keine Hörner haben? Ebenso wenig darf man hoffen, daß sich so hartköpfige, so wilde und ungelehrige Naturen durch diese Charakterzeichnung werden bessern lassen. Das Beste, was man thun kann, ist, sobald sie sich nur von Weitem blicken lassen, sie aus allen Kräften zu fliehen, ohne sich auch nur umzusehen.

Es giebt Leute von einem gewissen Stoffe oder von einem gewissen Charakter, mit denen man sich niemals einlassen, über die man sich so wenig als möglich beklagen und gegen die man sich sogar nicht gestatten muß, Recht haben zu wollen.

Bei einem heftigen Streite zwischen zwei Personen, von denen die eine Recht, die andere Unrecht hat, unterlassen die meisten von denjenigen, die zugegen waren, niemals, entweder um sich ein Urtheil zu ersparen, oder um einen Mittelweg einzuschlagen, der mir stets unstatthaft erschienen ist, beide Theile zu verdammen: eine wichtige Lehre und ein dringender und unvermeidlicher Beweggrund, nach Osten hin die Flucht zu ergreifen, wenn sich die alberne Menge im Westen befindet, um dem zu entgehen, daß man an ihrem Unrechte Theil nehme.

Ich habe einen Menschen nicht gern, den ich nicht zuerst anreden, noch vorher grüßen darf, ehe er mich grüßt, ohne mich in seinen Augen herabzusetzen oder ihn in seiner hohen Meinung von sich selbst zu bestärken. Montaigne würde sagen: „Ich will meine Ellbogen frei haben und höflich und leutselig nach meiner Weise sein, ohne Bedenklichkeiten oder Folgerungen. Ich mag um alles nicht wider meine Neigung kämpfen und wider den Strich meiner Natur handeln, die mich zu dem hinzieht, den ich mir entgegenkommen sehe. Ist er meinesgleichen und mir nicht feindlich gesinnt, so setze ich einen guten Empfang bei ihm voraus; ich frage nach seinem Befinden und seiner Gesundheit, ich biete ihm meine Dienste an, ohne erst lange über das Mehr oder Weniger zu markten, oder, wie man sagt, auf der Hut zu sein. Derjenige mißfällt mir, der mir, vermöge der Kenntniß, die ich von seiner Lebensart und Handlungsweise habe, diese Freiheit und Offenherzigkeit benimmt. Wie soll ich jetzt auf der Stelle, sobald ich diesen Menschen nur von fern

erblicke, daran denken, eine ernste und gewichtige Haltung anzunehmen, die ihm meine Meinung darthut, daß ich wohl so viel als er, wenn nicht mehr, werth bin, und mich deswegen meiner guten Eigenschaften sowie seiner schlechten erinnern und dann eine Vergleichung zwischen beiden anstellen? Das macht mir zu viel Mühe, und ich bin eines so jähen und plötzlichen Abwägens durchaus nicht fähig; und wenn es mir auch einmal glücken sollte, so würde ich doch nicht umhin können, bei einem zweiten Versuche mich gehen zu lassen und den ersten Lügen zu strafen; ich kann mich nicht zwingen und mir Gewalt anthun, um jemandem stolz zu begegnen."

Bei aller Tugend, Fähigkeit und guten Aufführung kann man doch unerträglich sein. Gute Sitten, die man als etwas Geringfügiges vernachlässigt, sind oft das, was die Menschen über euch im Guten wie im Schlimmen entscheiden läßt: eine kleine Aufmerksamkeit darauf, sie angenehm und gefällig zu machen, verhindert die üblen Urtheile. Es bedarf fast nichts, um für stolz, unhöflich, hochmüthig und ungefällig gehalten zu werden; aber es bedarf noch weniger, um für das Gegentheil zu gelten.

Die feine Lebensart schließt nicht immer Güte, Billigkeit, Gefälligkeit, Dankbarkeit in sich; aber sie verleiht wenigstens den Anschein davon und stellt den Menschen äußerlich so dar, wie er innerlich sein sollte.

Man kann einen bestimmten Begriff von dem Geiste der feinen Lebensart, aber keine Anweisung zur Ausübung derselben geben; sie folgt dem Gebrauch und den angenommenen Gewohnheiten; sie ist an die Zeit, an den Ort, an die Personen gebunden, und keineswegs dieselbe bei den beiden Geschlechtern, noch in verschiedenen Lagen. Der Geist allein lehrt sie uns nicht begreifen, er kann nur dazu helfen, daß man sie durch Nachahmung sich zu eigen mache und sich darin vervollkommne. Es giebt Temperamente, die nur für die feine Lebensart empfänglich sind, und wieder andere, die sich nur für die Ausübung großer Talente und gediegener Tugend eignen. Doch ist es wahr, daß feine Sitten dem Verdienste Geltung verschaffen

und es angenehm machen, und daß man sehr ausgezeichnete Eigenschaften haben muß, wenn man sich ohne feine Lebensart in Achtung halten will.

Mir scheint der Geist der feinen Lebensart in einer gewissen Achtsamkeit auf ein solches Benehmen zu bestehen, daß Andere durch unsere Reden wie durch unsere Handlungsweise sowohl mit uns als mit sich zufrieden sind.

Es ist ein Verstoß gegen die feine Lebensart, in Gegenwart derer, die ihr veranlaßt habt, zu singen oder ein Instrument zu spielen, einen Andern, der dieselben Talente besitzt, übermäßig zu loben, sowie vor denen, die euch ihre Verse vorlesen, einen anderen Dichter zu preisen.

Bei Mahlzeiten oder Festen, welche man Andern giebt, bei Geschenken, die man ihnen macht, sowie bei allen Vergnügungen, die man ihnen bereitet, gilt es, sein Bestes zu thun und es nach ihrem Geschmack einzurichten. Das Letztere ist das Vorzüglichere.

Es würde eine gewisse Unbildung verrathen, wenn wir mit Gleichgültigkeit jede Art von Lob zurückweisen wollten; man darf für dasjenige, welches uns von redlich Gesinnten, die das Lobenswerthe an uns mit aufrichtigem Sinne loben, gespendet wird, empfänglich sein.

Ein Mann von Geist, der von Natur stolz ist, wird durch Armuth nicht demüthig und nachgiebig. Wenn im Gegentheil etwas sein Benehmen zu mildern, ihn sanfter und umgänglicher zu machen vermag, so ist es der Umstand, daß er in einigermaßen glückliche Umstände kommt.

Nicht alle die unerfreulichen Charaktere, wovon die Welt voll ist, ertragen zu können, zeugt von keinem sehr starken eigenen Charakter: im Verkehr muß es ebenso gut Scheidemünze als Goldstücke geben.

Mit uneinigen Leuten leben und von beiden Theilen die wechselseitigen Klagen anhören müssen, heißt grade so viel, als nicht aus dem Gerichtssaale herausgehen und vom Morgen bis zum Abende Gerichtsverhandlungen beiwohnen.

Man kennt Leute, die ihr Leben in einer engen Verbindung zugebracht haben: ihre Besitzthümer hatten sie gemein-

schaftlich; sie hatten zusammen eine und dieselbe Wohnung, sie verloren sich nicht aus dem Gesicht. Jetzt mehr als achtzigjährig, sind sie gewahr geworden, daß sie einander verlassen und ihre Gemeinschaft aufheben müssen. Sie hatten nur noch einen Tag zu leben und wagten doch das Unternehmen nicht, ihn noch mit einander zuzubringen; sie beeilten sich mit dem Bruche, ehe sie starben; sie hatten grade nur so viel Kapital, um sich bis so weit zu Gefallen zu leben. Sie haben für das gute Beispiel zu lange gelebt: einen Augenblick früher wären sie gesellig gestorben und hätten ein seltenes Muster der Beständigkeit in der Freundschaft hinterlassen.

Das Innere der Familien wird oft durch Mißtrauen, durch Eifersüchteleien und Abneigungen gestört, während uns ein zufrieden, einträchtiglich und heiter erscheinendes Aeußere täuscht und uns darin einen Frieden vermuthen läßt, der keineswegs vorhanden ist. Wenige sind der näheren Untersuchung werth. Der Besuch, den ihr machtet, hat soeben einen häuslichen Zwist unterbrochen, der nur auf euren Weggang wartet, um sofort wieder zu beginnen.

In der Gesellschaft ist es die Vernunft, welche am ersten nachgiebt. Die Verständigsten werden oft durch den Thörichtsten und Wunderlichsten gelenkt; man sucht seine schwache Seite, seine Gemüthsstimmung, seine Launen zu erkennen; man bequemt sich nach ihm, vermeidet ihn zu reizen, jedermann giebt ihm nach; der geringste Strahl von Heiterkeit, der sich auf seinem Gesichte zeigt, erwirbt ihm Lobeserhebungen; man rechnet es ihm hoch an, daß er nicht immer unleidlich ist: man fürchtet ihn, schont ihn, gehorcht ihm, ja manchmal liebt man ihn.

Nur Diejenigen, welche bejahrte Seitenverwandte gehabt haben, oder die noch welche haben und um deren Erbschaft es sich handelt, wissen davon zu sagen, was das kostet.

Cleant ist ein sehr anständiger Mann und hat sich eine Frau gewählt, welche die beste und einsichtigste Person von der Welt ist. Jedes macht seinerseits das volle Vergnügen und die ganze Annehmlichkeit der Gesellschaften aus, worin sie sich befinden: nirgends kann man mehr Rechtschaffenheit und gute

Lebensart sehen. Morgen trennen sie sich, und die Acten über ihre Scheidung liegen schon bei dem Notar bereit. Es giebt, ohne Unwahrheit zu sagen, gewisse Verdienste, die nicht für einander passen, und gewisse unvereinbare Tugenden.

Man kann sicher auf die Mitgift, das Leibgedinge und die Verträge rechnen, aber schwach auf die Alimentengelder, welche von einem schwankenden Einvernehmen der Schwiegermutter und Schwiegertochter abhängen, das oft schon im Jahre der Verheirathung Schiffbruch leidet.

Ein Schwiegervater liebt seinen Schwiegersohn, liebt seine Schwiegertochter. Eine Schwiegermutter liebt auch ihren Schwiegersohn, aber nicht ihre Schwiegertochter. Alles ist gegenseitig.

Was eine Stiefmutter von Allem auf der Welt am wenigsten liebt, das sind ihre Stiefkinder, und je mehr sie in ihren Mann verliebt ist, desto mehr ist sie Stiefmutter.

Die Stiefmütter machen die Städte und Flecken öde und bevölkern das Land nicht weniger mit Bettlern, Herumstreichern, Bedienten und Sclaven als die Armuth.

G** und H** sind Gutsnachbarn und ihre Ländereien stoßen aneinander; sie bewohnen eine verlassene und einsame Gegend. Es scheint, daß die Abgelegenheit von Städten und allem Verkehre, die Scheu vor einer gänzlichen Einsamkeit oder die Liebe zur Geselligkeit sie hätte zu einer gegenseitigen Verbindung nöthigen müssen. Doch ist es schwer, die Lappalie zu bezeichnen, welche sie miteinander hat brechen lassen, die sie gegen einander unversöhnlich macht und ihren Haß noch auf ihre Nachkommen vererben wird. Noch nie haben sich Verwandte oder sogar Brüder um eine unbedeutendere Sache zerworfen.

Ich setze den Fall, daß es nur zwei Menschen auf der Erde gäbe, die sie ganz allein inne hätten und die sie unter sich beide theilten, und ich bin überzeugt, daß sich bald genug ein Grund finden würde, mit einander zu brechen, und wäre es auch nur der Gränzen wegen.

Oft ist es kürzer und nützlicher, sich in Andere zu schicken, als danach zu streben, daß Andere sich nach uns richten.

Ich nähere mich einer kleinen Stadt und befinde mich schon auf einer Anhöhe, von wo aus ich sie erblicke. Sie liegt auf der Mitte des Abhanges; ein Flüßchen bespült ihre Mauern und durchfließt einen schönen Wiesengrund; ein dichter Wald schließt sie ein und schützt sie vor den kalten Nordwinden. Ich sehe sie in einer so günstigen Beleuchtung, daß ich ihre Thürme zählen kann; sie erscheint mir wie auf den Abhang des Hügels hingemalt. Es entfährt mir ein Ausruf, und ich sage: Welche Wonne, unter einem so schönen Himmel und an einem so köstlichen Orte seine Tage zu verleben! — Ich steige in dem Städtchen ab, und habe noch nicht zwei Nächte darin geschlafen, als ich auch schon denen gleiche, die es bewohnen: ich wünsche mich hinaus.

Es giebt etwas, was man unter dem Himmel noch gar nicht gesehen hat und allem Anschein nach auch nie zu sehen bekommen wird, und das ist: eine kleine Stadt, die keinerlei Parteien in sich hegt, wo die Familien in Eintracht leben, wo die Verwandten sich mit Vertrauen sehen, wo eine Heirath keinen Bürgerzwist erzeugt, wo nicht alle Augenblicke bei der Opfergabe, bei dem Räuchern und der Austheilung der Hostie, bei Processionen und Leichenbegängnissen der Rangstreit erwacht; woraus man die Klatscherei, das Lügen und die Lästersucht verbannt hat; wo man den Landvogt und den Präsidenten, die Gewählten und die Beisitzer zusammen sprechen sieht; wo der Dekan gut mit seinen Stiftsherren steht, wo die Stiftsherren nicht auf die Kapläne verächtlich herabsehen, und diese die Kantoren dulden.

Bewohner der Provinz und Dummköpfe sind stets geneigt, sich zu erbosen, indem sie glauben, daß man sich über sie lustig mache oder sie mißachte. Man darf niemals auch nur den leichtesten und erlaubtesten Scherz wagen, als gegen gebildete Leute oder solche von Geist.

Großen gegenüber darf man niemals die Vorhand haben wollen, sie verbieten es durch ihr Ansehn; aber auch nicht bei Kleinen, sie treiben euch durch ihr: Was wollen Sie! zurück.

Jedes Verdienst fühlt sich, erkennt sich, erräth sich gegenseitig. Will man geschätzt werden, so muß man mit schätzenswerthen Personen verkehren.

Wer durch eine hohe Stellung über den Andern steht, die ihn vor einer Gegenbemerkung sichert, darf sich nie in beißendem Spott auslassen.

Es giebt kleine Gebrechen, die man gern dem Tadel preis giebt und über deren Bespöttlung wir nicht in Haß verfallen. Diese Fehler müssen wir wählen, wenn wir über Andere spotten wollen.

Ueber Leute von Geist zu lachen, ist das Vorrecht der Dummköpfe: sie sind in der Welt das, was die Narren am Hofe sind. Ich spreche ohne Nutzanwendung.

Die Spottsucht ist oft Armuth an Geist.

Sie glauben Jenen hinters Licht geführt zu haben; wenn er sich nun aber so stellt, als wäre er es: wer ist dann der größere Tropf, er oder Sie?

Wenn ihr genau Achtung darauf gebt, was für Leute das sind, die nicht zu loben vermögen, die nur immer tadeln, die mit niemandem zufrieden sind: so werdet ihr die Bemerkung machen, daß es grade solche sind, mit denen niemand zufrieden ist.

Ein hochmüthiges und sich brüstendes Wesen erzeugt in der Gesellschaft grade das Gegentheil von dem, was man in Betracht des Geschätztseinwollens beabsichtigt.

Das Vergnügen der Geselligkeit unter Freunden wird unterhalten durch eine gewisse Gleichheit des Geschmackes in dem, was die Sitten anbetrifft, und durch einige Meinungsverschiedenheit über die Wissenschaften. Dadurch befestigt man sich entweder in den Ansichten, oder man übt und unterrichtet sich durch den Wortwechsel.

Man kommt in der Freundschaft nicht weit, wenn man nicht bereit ist, einander kleine Fehler zu verzeihen.

Wie viel schöne, aber unnütze Gründe versucht man vor dem auszukramen, der sich in einem großen Unglück befindet, um ihn zu beruhigen! Die Dinge da draußen, welche man die Ereignisse nennt, sind oft weit stärker als die Vernunft und die Natur. „Esset, schlafet, gebt euch nicht so tödtlichem Kummer hin, denkt ans Leben“ — Frostiges Geschwätz, welches auf das Unmög-

liche hinausläuft. „Handeln Sie vernünftig, sich so sehr zu härmen?“ heißt das nicht so viel als: „Sind Sie nicht thöricht, so unglücklich zu sein?“

Guter Rath, so nothwendig in Geschäften, ist in der Gesellschaft bisweilen dem, der ihn giebt, nachtheilig, und dem, welchem er gegeben wird, unnütz. In Betreff der Sitten macht ihr vielleicht Fehler bemerklich, die man entweder nicht zugesteht, oder die man sogar für Tugenden hält; in Betreff der Werke streicht ihr vielleicht grade die Stellen, die ihrem Verfasser bewundernswerth erscheinen, worin er sich im voraus selbst gefällt, worin er sich selbst übertroffen zu haben glaubt. Und so verliert ihr das Vertrauen eurer Freunde, ohne sie gebessert oder geschickter gemacht zu haben.

Man hat vor noch nicht langer Zeit einen Zirkel von Personen beiderlei Geschlechts gekannt, die untereinander durch Gespräch und geistigen Verkehr verbunden waren. Sie überließen dem gemeinen Manne die Kunst, auf eine verständliche Weise zu sprechen. Ein Gegenstand, wenig klar ausgedrückt, zog einen andern, noch dunkler ausgedrückten, nach sich, welchen man durch förmliche Räthsel überbot, die stets durch andauernde Beifallszeichen gekrönt wurden. Durch alles das, was sie Zartheit, Empfindung, Gewandtheit und Feinheit des Ausdrucks nannten, waren sie endlich dahin gelangt, gar nicht mehr verstanden zu werden, ja sich selbst sogar nicht zu verstehen. Um diese Gespräche zu unterhalten, bedurfte es weder gesunden Verstandes, noch des Urtheils, noch des Gedächtnisses, noch der geringsten Fähigkeit: es bedurfte dazu nur des Witzes, nicht der bessern Art, sondern des falschen Witzes, an dem die Einbildungskraft den meisten Antheil hat *).

Ich weiß es, Théobald, Sie sind alt geworden; aber möchten Sie wohl, daß ich glaube, Sie hätten an Kräften abgenommen, Sie wären nicht mehr Poet, nicht mehr Schöngeist; Sie wären gegenwärtig ein ebenso schlechter Beurtheiler aller Art von Werken, als ein elender Schriftsteller; Sie hätten

*) Man nannte diese Gesellschaft „die Preciösen“ oder die Unterhaltungen des Hôtel de Rambouillet.

nichts Ungezwungenes und Zartsinniges mehr in der Unterhaltung? Ihr freies und herausforderndes Wesen versichert und überzeugt mich, daß ganz das Gegentheil stattfindet. Sie sind also heute noch ganz das, was Sie jemals waren, und vielleicht noch vortrefflicher; denn wenn Sie bei Ihrem Alter so lebhaft und feurig sind: welchen Namen, Théobald, hätte man Ihnen in Ihrer Jugendzeit geben müssen, und als Sie der Liebling und der Abgott gewisser Frauen waren, die nur bei Ihnen und auf Ihre Worte schwuren, und welche sagten: „Das ist köstlich! was hat er gesagt?" —

Man spricht ungestüm bei den Unterhaltungen, oft aus Eitelkeit, oft aus erhöhter Stimmung, selten mit hinreichender Achtsamkeit. Ganz eingenommen von dem Verlangen, auf das, was man nicht vernimmt, zu antworten, verfolgt man blos seine Gedanken und entfaltet diese, ohne die geringste Rücksichtnahme auf die Einreden eines Andern. Man ist weit davon entfernt, gemeinschaftlich die Wahrheit zu finden; man hat sich noch gar nicht darüber verständigt, was man sucht. Wer diese Art von Gesprächen anhören und aufschreiben könnte, der würde oft schöne Sachen zum Vorschein bringen, die gar keinen Zusammenhang haben.

Es war eine Zeit lang eine Art von abgeschmackter und kindischer Unterhaltung Mode, die sich durchweg über unnütze Fragen erging in Bezug auf das Herz und das, was man Leidenschaft oder Zärtlichkeit nennt. Das Lesen gewisser Romane hatte sie bei den anständigsten Leuten in der Stadt und am Hofe eingeführt; diese haben sich ihrer begeben, und die Bourgeoisie hat sie nun sammt den Zweideutigkeiten bei sich aufgenommen.

Manche Frauen haben ein so empfindliches Gefühl, daß sie den Namen der Straßen, der Plätze und gewisser öffentlicher Localitäten, von denen sie glauben, daß sie nicht „nobel" genug sind, um gekannt zu sein, nicht wissen wollen oder nicht auszusprechen wagen. Sie sagen le Louvre, la Place Royale; aber sie gebrauchen lieber Wendungen und Umschreibungen, als gewisse Namen auszusprechen; und wenn sie ihnen entschlüpfen, so geschieht es wenigstens mit einiger Umänderung des Wortes

und nach einigen Umständlichkeiten, die sie wieder ins Gleichgewicht bringen. Sie sind hierin weniger natürlich als die Damen des Hofes, die, wenn das Gespräch die Bezeichnungen der „Hallen", des Châtelet oder Aehnliches erfordert, sagen: les Halles, le Châtelet.

Wenn man sich manchmal stellt, als erinnere man sich gewisser Namen nicht, weil man sie für unbekannt hält, und sich bestrebt, sie zu verstümmeln, indem man sie ausspricht, so ist die hohe Meinung daran schuld, die wir von dem unsrigen haben.

Man sagt wohl in heitrer Laune und in der Freiheit der Unterhaltung abgeschmackte Dinge, die man in Wahrheit auch nur für solche giebt und sie nur gut findet, weil sie übertrieben schlecht sind. Diese niedrige Art zu scherzen ist von dem Volke, dem sie eigenthümlich ist, sogar auf einen großen Theil der Jugend des Hofes übergegangen, der davon bereits angesteckt ist. Zwar leidet sie an zu großer Abgeschmacktheit und Plumpheit, als daß man fürchten dürfte, sie werde sich weiter ausbreiten und größere Fortschritte in einem Lande machen, welches der Mittelpunkt des guten Geschmacks und der feinen Bildung ist; aber es ist doch nothwendig, denen, die sich ihr hingeben, Widerwillen dagegen einzuflößen. Denn wenn auch kein Ernst dahinter liegt, so unterläßt sie doch nicht, im Geist dieser Leute und im gewöhnlichen Verkehre die Stelle von etwas Besserem einzunehmen.

Zwischen dem, daß man von schlechten Dingen, und dem, daß man von guten spricht, die jedermann kennt, die man aber für neu ausgiebt, weiß ich nicht zu wählen.

„Lucan hat etwas Hübsches gesagt" — „Es giebt ein Witzwort des Claudian" — „Da ist diese Stelle im Seneca" — und nun folgt eine lange Zeile Latein, die man oft vor Leuten anführt, die es nicht verstehen und sich doch stellen, als verstünden sie es. Das Geheimniß wäre, einen großen Sinn und viel Geist zu haben; denn man ließe dann entweder die Alten ganz aus dem Spiel, oder, wenn man sie mit Achtsamkeit gelesen hätte, würde man es auch verstehen, die besten und zwar zu gelegner Zeit anzuführen.

Hermagoras weiß nicht, wer der König von Ungarn ist; er erstaunt, den König von Böhmen nicht erwähnen zu hören.

Sprechen Sie ihm nicht von den Kriegen mit Flandern und Holland, erlassen Sie ihm wenigstens, darauf zu antworten; er vermengt die Zeiten, er weiß nicht, wann sie begonnen haben, noch wann sie aufhörten. Schlachten, Belagerungen, Alles ist ihm neu. Aber er ist in dem Kriege der Riesen zu Hause, er erzählt dessen Verlauf und die geringsten Einzelheiten daraus, nichts entgeht ihm. Ebenso mischt er das erschreckliche Chaos der großen Weltreiche, das Babylonische und Assyrische durcheinander; er kennt aus dem Grunde die Egypter und ihre Dynastien. Er hat niemals Versailles gesehen, er wird es auch gar nicht sehen; aber den Babylonischen Thurm hat er fast mit eignen Augen gesehen; er zählt die Stufen desselben; er weiß, wie viel Baumeister diesem Werke vorgestanden haben, er weiß sogar die Namen derselben. Soll ich erwähnen, daß er glaubt, Heinrich IV. (der Große) sei Heinrichs III. Sohn? Er verachtet es wenigstens, etwas von den Geschlechtern von Frankreich, von Oesterreich, von Bayern zu wissen. „Welche Kleinigkeiten!" sagt er, während er aus dem Kopfe eine ganze Liste von Medischen und Babylonischen Königen herzählt, und die Namen: Apronal, Hérigebal, Noesnemordach, Mardokempad sind ihm so geläufig, wie uns die der Valois und der Bourbons. Er fragt, ob der Kaiser jemals verheirathet gewesen ist; aber niemand wird ihn belehren, daß Ninus zwei Frauen gehabt habe. Man sagt ihm, daß der König sich einer vollkommenen Gesundheit erfreut; er erinnert sich, daß Thermosis, ein egyptischer König, kränklich war, und daß er diese Leibesbeschaffenheit von seinem Großvater Aliphartumosis geerbt hatte. Was weiß er nicht? was von dem ehrwürdigen Alterthume wäre ihm verborgen? Er wird euch sagen, daß Semiramis, oder wie Einige wollen, Serimaris, grade so sprach wie ihr Sohn Ninias, so daß man sie in der Rede nicht unterscheiden konnte. Ob dies nun der Fall war, weil die Mutter eine so männliche Stimme hatte wie ihr Sohn, oder der Sohn eine so weibliche wie seine Mutter, wagt er nicht zu entscheiden. Er wird euch angeben, daß Nimrod Linkhand war und Sesostris beide Hände gleichmäßig gebrauchte; daß es ein Irrthum ist,

wenn man sich einbildet, ein Artaxerxes sei Langhand genannt worden, weil ihm die Arme bis auf die Kniee herabgingen, und nicht, weil bei ihm eine Hand länger als die andere war; und er fügt noch hinzu, es gäbe gewichtige Historiker, welche versicherten, daß dies die rechte Hand gewesen sei, er aber halte nichtsdestoweniger die Behauptung für sehr gegründet, daß es sei die linke gewesen.

Ascanius ist Bildhauer, Hegion Gießer, Aeschines Walker und Cydias Schöngeist — das ist seine Profession. Er hat ein Aushängeschild, eine Werkstatt, bestellte Arbeiten und Gesellen, welche unter seiner Aufsicht arbeiten. Er würde euch die Strophen, die er euch versprochen hat, nicht unter einem Monat haben liefern können, wenn er Dositheen, die ihn um eine Elegie angegangen ist, nicht sein Wort gebrochen hätte. Eine Idylle ist auf dem Werkstuhl; sie ist für Crantor bestimmt, der ihn drängt und ihn eine reichliche Bezahlung hoffen läßt. Prosa, Verse, was wünscht ihr? Es glückt ihm gleich sehr in dem Einen wie in dem Andern. Verlangt von ihm Trostschreiben, sogar über eine Abwesenheit: er wird sie liefern; oder nehmt die schon fertigen; tretet in sein Magazin, da habt ihr nur zu wählen. Er hat einen Freund, der durchaus kein anderes Geschäft treibt, als ihn lange Zeit einem gewissen Kreise von Leuten zu versprechen, und ihn endlich als einen seltenen Menschen und von auserlesener Unterhaltung in den Häusern einzuführen; und dort, gerade wie der Sänger seine Stimme und der Lautenspieler sein Instrument vor den Leuten hören läßt, für welche man ihn eingeladen hat, trägt Cydias, nachdem er sich geräuspert, seine Handkrause aufgestreift, die Hand ausgestreckt und die Finger gespreizt hat, mit Ernst und Würde seine ausgeklügelten Gedanken und sein sophistisches Geschwätz vor. Verschieden von denen, welche, in den Grundsätzen übereinstimmend und die Vernunft oder die Wahrheit nur als eine einzige erkennend, nach einander das Wort ergreifen, um sich über ihre Ansichten zu vereinigen, öffnet er den Mund nur, um zu widersprechen. „Mir scheint es", sagt er mit Geziertheit, „ganz das Gegentheil zu sein von dem, was Sie sagen;" oder: „ich könnte nicht Ihrer

Meinung sein"; oder auch: „das ist einstmals auch mein Lieblingsstück gewesen, wie es jetzt das Ihrige ist", aber ..... „drei Dinge", fügt er hinzu, „kommen hier in Erwägung" ..... und dann fügt er noch ein viertes hinzu. Hohler Schwätzer, der nicht sobald den Fuß in eine Versammlung gesetzt hat, als er sich auch schon eine Frau ausersieht, bei der er sich einschmeicheln, sich mit seiner Schöngeisterei oder seiner Philosophie herausputzen und seine bewundernswürdigen Einfälle anbringen könne. Denn mag er nun sprechen oder schreiben, so braucht man ihn nicht in Verdacht zu haben, daß er das Wahre oder das Falsche, das Vernünftige oder das Lächerliche ins Auge gefaßt habe; er vermeidet einzig, in den Sinn Anderer einzugehen, irgend Jemandes Meinung zu sein. Auch wartet er in einem Gesellschaftskreise, bis ein Jeder über den Gegenstand, der sich darbietet, oder den er oft selbst herbeigezogen, seine Erklärung abgegeben hat, um im belehrenden Tone ganz neue, aber, nach seiner Ansicht, entscheidende und unwiderlegliche Dinge zu sagen. Cydias vergleicht sich mit Lucian und Seneca, dem Philosophen und tragischen Dichter, stellt sich über Platon, Virgil und Theocrit; und sein Schmeichler trägt Sorge dafür, ihn alle Morgen in dieser Meinung zu bestätigen. Aus Geschmack und Interesse mit den Verächtern Homers übereinstimmend, erwartet er gelassen, daß die Menschen, enttäuscht, ihm die modernen Poeten vorziehen werden. In diesem Falle denkt er sich an der Spitze der Letzteren, und weiß, wem er den zweiten Platz zusprechen wird. Er ist, mit Einem Worte, ein Gemisch von einem Pedanten und einem Preciösen, ganz dazu geeignet, von der Bourgeoisie und der Provinz bewundert zu werden, an welchem man dessen ungeachtet nichts Bedeutendes wahrnimmt, als die Meinung, die er von sich selbst hat.

Nur tiefe Unwissenheit ist es, die den dogmatischen Ton eingiebt. Wer nichts weiß, glaubt Andern das, was er selbst soeben erst gelernt hat, beibringen zu müssen; wer dagegen viel weiß, der denkt kaum daran, daß man das, was er sagt, nicht wissen könne, und spricht deshalb ganz unbesorgt.

Die größten Dinge dürfen nur einfach gesagt werden, sie verlieren durch die Emphase. Die kleinsten muß man edel ausdrücken; sie behaupten sich nur durch den Ausdruck, den Ton und die Manier.

Es scheint mir, daß man die Dinge noch feiner sagt, als man sie schreiben kann.

Fast nur gute Geburt, oder eine gute Erziehung macht die Menschen der Verschwiegenheit fähig.

Jedes Vertrauen hat seine Gefahr, wenn es nicht vollständig ist. Es giebt wenige Fälle, in denen man nicht Alles sagen oder Alles verheimlichen soll. Man hat demjenigen, dem man einen Umstand vorenthalten zu müssen glaubt, schon zu viel von seinem Geheimnisse enthüllt.

Es versprechen Manche, euch ein Geheimniß zu bewahren, und sie verrathen es selbst wider ihr Wissen. Sie bewegen nicht die Lippen, und man vernimmt sie doch; man liest auf ihrer Stirn und in ihren Augen; man sieht mitten durch ihre Brust hindurch, sie sind durchsichtig. Andere sagen nicht geradezu deutlich etwas heraus, was ihnen anvertraut worden ist; aber sie sprechen und handeln so, daß man es von selbst herausbekommt. Einige endlich verachten geradezu euer Geheimniß, von welchem Belang es auch sein mag. „Es ist ein Geheimniß! Der und der hat es mir mitgetheilt und hat mir verboten, es weiter zu sagen" — und dann sagen sie es.

An der Enthüllung eines jeden Geheimnisses ist der schuld, welcher es jemandem vertraut hat.

Nicander unterhält sich mit Elisen von der sanften und zuvorkommenden Weise, in der er mit seiner Frau, von dem Tag an, als er sie zur Gattin wählte, bis zu ihrem Tode gelebt hat. Er hat schon gesagt, wie sehr er bedaure, daß sie ihm keine Kinder hinterlassen hat, und er wiederholt es. Bald spricht er von den Häusern, die er in der Stadt besitzt, bald von einem Gute, das er draußen auf dem Lande hat; er überschlägt das Einkommen, das es ihm abwirft; er entwirft Pläne zu Gebäuden, beschreibt deren Lage, übertreibt die Bequemlichkeit der Zimmer, ebenso wie die Pracht und Zierlichkeit der Ausstattung. Er versichert, daß er einen guten Tisch

liebe, daß er Equipagen halte; er beklagt sich, daß seine Frau so wenig Geschmack am Spiel und an der Gesellschaft gehabt habe. Einer seiner Freunde habe zu ihm gesagt: „Sie sind reich, warum kaufen Sie sich nicht jene Stelle? warum kaufen Sie sich nicht noch jenes Gut, das Ihre Besitzungen erweitern würde?“ Man hält mich (fügt er hinzu) für viel vermögender, als ich bin. Er vergißt nicht seine Herkunft und seine Verbindungen: „Monsieur le Surintendant, der mein Vetter ist, und Madame la Chancelière, die meine Verwandte ist“: das ist so seine Art zu reden. Er erzählt eine Thatsache, welche beweist, wie viel Grund er hat, mit seinen nächsten Verwandten und selbst denen, die einst seine Erben sein sollen, unzufrieden zu sein: „Hab' ich Unrecht?“ fragt er Elisen; „habe ich große Ursache, ihnen wohl zu wollen?“ und er macht sie darüber zum Richter. Hierauf läßt er einfließen, daß er eine schwache und wankende Gesundheit habe; er spricht von der Gruft, in der er beigesetzt sein wolle. Er benimmt sich vertraulich, einschmeichelnd und dienstgefällig gegen diejenigen, welche er in der Nähe der Person findet, nach der er angelt. Aber Elise hat nicht den Muth, reich zu sein, wenn sie ihn zum Gemahl nehmen soll. In dem Augenblicke, als er noch spricht, meldet man einen Cavalier an, der durch sein bloßes Erscheinen die Batterie des städtischen Bewerbers zum Schweigen bringt; außer Fassung und voll Aerger steht er auf und geht anderswohin, um dort zu erklären, daß er sich wieder verheirathen wolle.

Der Weise vermeidet zuweilen die Welt, aus Furcht, gelangweilt zu werden.

Sechstes Kapitel.

Von den Glücksgütern.

Ein sehr Reicher kann sich Zwischengerichte auftragen und sein Täfelwerk wie seine Nebengemächer mit Malereien verzieren lassen, kann sich eines Palastes auf dem Lande und eines andern in der Stadt erfreuen, eine stattliche Equipage halten, einen Duc in seine Familie bringen und aus seinem Sohn einen großen Herrn machen: das ist billig und seinen Umständen entsprechend. Andern ziemt es vielleicht nur, zufrieden zu leben.

Eine hohe Geburt und ein großes Vermögen dienen dem Verdienst zum Ausrufer und machen es eher bemerklich.

Was den ehrgeizigen Gecken wegen seines Ehrgeizes entschuldigt, ist die Sorgfalt, die man, wenn er ein großes Vermögen erlangt hat, anwendet, um in ihm ein Verdienst ausfindig zu machen, das er niemals gehabt hat, und zwar ein ebenso großes, als er zu haben sich einbildet.

In dem Maße, als Gunst und großes Vermögen von einem Menschen weichen, lassen sie an ihm das Lächerliche zum Vorschein kommen, welches sie verdeckten, und das an ihm haftete, ohne daß es jemand gewahr wurde.

Wenn man es nicht mit eignen Augen sähe, so wäre es unmöglich, sich das seltsame Mißverhältniß vorzustellen, welches die größere oder geringere Menge von Geldstücken unter den Menschen hervorbringt.

Dieses Mehr oder Weniger entscheidet für den Degen, für das Gewand des Rechtsgelehrten oder für die Kirche; es giebt fast keine andere Berufung.

Zwei Kaufleute waren Nachbarn und trieben dasselbe Handelsgeschäft, hatten jedoch in der Folge ein sehr verschiedenes Schicksal. Jeder von ihnen besaß eine einzige Tochter, die beide zusammen auferzogen worden waren und in jener Vertraulichkeit gelebt hatten, welche gleiches Alter und gleiche Lage erzeugen. Die eine von ihnen sucht, um sich vor dem äußersten Elend zu retten, ein Unterkommen. Sie tritt in den Dienst einer

sehr vornehmen Dame, und zwar einer der ersten am Hofe — es ist ihre ehemalige Freundin.

Wenn ein Finanzmann in seinen Speculationen unglücklich ist, so sagen die Höflinge von ihm: „Er ist ein Bürgerlicher, ein Mensch von niederer Herkunft, ein Tropf!" Ist er darin glücklich, so gehen sie ihn um seine Tochter an.

Gewisse Leute*) haben in ihrer Jugend ein bestimmtes Gewerbe erlernt, um die übrige Zeit ihres Lebens hindurch ein anderes und zwar davon sehr verschiedenes zu treiben.

Ein Mensch ist häßlich, von kleiner Gestalt und hat wenig Verstand. Man flüstert mir ins Ohr: „Er hat fünfzigtausend Livres Einkünfte!" — Das geht ihn ganz allein an, und ich werde darum weder schlimmer noch besser daran sein. Wenn ich aber anfange, ihn mit andern Augen anzusehen und mich gar nicht erwehren kann, anders zu handeln — welche Thorheit!

Ein sehr unnützes Vornehmen würde es sein, einen sehr dummen, aber sehr reichen Menschen lächerlich machen zu wollen: er würde die Lacher auf seiner Seite haben.

Wenn N..., mit einem grob anfahrenden Thürsteher nach Schweizerart, mit einem Vorsaal oder Vorzimmer, jemanden nur recht sehnlich harren und lange auf sich warten läßt, endlich mit gewichtiger Miene und abgemessenem Gang erscheint, ein wenig Gehör schenkt und ihn nicht zur Thür begleitet — so wird er, wie untergeordnet er auch sonst sein mag, doch ein Gefühl von sich erwecken, welches dem der Achtung nahe kommt.

Ich komme an Eure Thür, Clitiphon: ein nothwendiges Geschäft mit Euch treibt mich aus meinem Bett und Zimmer. Wollte Gott, daß ich Euch weder um Schutz anzugehen, noch zu belästigen brauchte! Eure Sclaven sagen mir, daß Ihr Euch eingeschlossen habt, und mich vor einer vollen Stunde nicht vorlassen könnt. Ich komme vor der angegebenen Zeit zurück, und nun sagen sie mir, daß Ihr ausgegangen seid. Was so gar Mühseliges, Clitiphon, treibt Ihr denn in jenem entlegensten Eurer Gemächer, daß es Euch verhindert, mich vor-

---

*) Die ehemaligen Finanzpächter.

zulassen? Ich hatte Euch nur um eine einzige Sache zu bitten, und Ihr brauchtet nur ein Wort darauf zu erwiedern: ja oder nein. Wollt Ihr Euch kostbar machen? Zeigt Euch gefällig gegen die, welche von Euch abhängen, und Ihr werdet es durch ein solches Benehmen mehr sein, als dadurch, daß Ihr Euch den Blicken entzieht. O wichtiger und mit Geschäften überhäufter Mann! — wenn Ihr Eurerseits meiner Dienste nöthig habt, so kommt in die Stille meines Kabinets: der Philosoph wird zugänglich sein, ich werde Euch durchaus nicht auf einen andern Tag verweisen! Ihr werdet mich über den Büchern des Platon finden, die von der geistigen Natur der Seele handeln und wie sie sich von dem Körper unterscheidet; oder mit der Feder in der Hand, um die Entfernungen des Saturn und des Jupiter zu berechnen. Ich bewundere Gott in seinen Werken, und ich forsche nach der Erkenntniß der Wahrheit, um meinen Geist zu regeln und besser zu werden. Tretet ein, alle Thüren stehen Euch offen — mein Vorzimmer ist nicht dazu da, um sich darin, auf mich wartend, zu langweilen; schreitet nur gleich bis in mein Zimmer vorwärts, ohne Euch erst anmelden zu lassen: Ihr werdet mir etwas Köstlicheres bringen, als Silber und Gold, wenn Ihr mir Gelegenheit gebt, Euch einen Dienst zu leisten. Sprecht, was soll ich für Euch thun? Soll ich meine Bücher, meine Studien verlassen; soll ich von meinem Werke, ja von dieser Zeile weggehen, die ich soeben angefangen habe? Welche glückliche Unterbrechung für mich, wenn ich Euch nützlich sein kann! Der Geldzähler, der Geschäftsmensch ist ein Bär, der sich nicht zähmen läßt: nur mit Mühe bekommt man ihn in seinem Bureau zu Gesicht; was sage ich? man bekommt ihn gar nicht zu sehen; denn erst sieht man ihn noch nicht, und bald sieht man ihn nicht mehr. Der Mann der Wissenschaft hingegen ist zugänglich, gleich einem Brunnen im Winkel der Marktplätze; er ist Allen sichtbar zu jeder Stunde, in allen Zuständen, bei Tisch, im Bett, entkleidet, bekleidet, gesund oder krank: er kann nicht wichtig thun, und er will es auch nicht.

Beneiden wir gewissen Leuten ihre großen Reichthümer

nicht: sie besitzen sie nur auf schwere Bedingungen hin, denen wir uns nicht unterwerfen möchten. Sie haben dem Besitz derselben ihre Ruhe, ihre Gesundheit, ihre Ehre und ihr Gewissen zum Opfer gebracht. Das heißt doch allzu theuer erkaufen; bei einem solchen Handel ist nichts zu gewinnen.

Die P. T. S.*) lassen uns alle Gemüthsregungen nach einander empfinden. Zuerst verachtet man sie, wegen ihrer dunklen Herkunft; dann beneidet man sie, haßt sie, fürchtet sie, schätzt sie mitunter und bezeigt ihnen Achtung. Man lebt lange genug, um sie endlich zu bemitleiden.

Sosias hat sich, vermittelst einer kleinen Einnahme, vom Livréebedienten zu einem Unterpächter emporgeschwungen; und durch Erpressungen, Gewaltmaßregeln und Mißbrauch, den er mit seinen „Ermächtigungen" getrieben, hat er endlich auf den Trümmern mehrerer Familien eine gewisse Stufe des Ansehens erstiegen. Durch ein Amt geadelt, fehlte ihm nun nichts mehr, als ein Ehrenmann zu werden: eine Stelle als Kirchenvorsteher hat dieses Wunder bewirkt.

Arsure nahm ihren Weg allein und zu Fuß nach dem großen Säuleneingang von Saint **, hörte von weitem die Predigt eines Carmelitermönches oder eines gelehrten Predigers an, den sie nur in schräger Richtung sehen konnte und von dem ihr viele Worte verloren gingen. Ihre Tugend war unbekannt, bekannt aber, wie ihre Person, ihre Andachtsliebe. Ihr Mann ist zu dem „achten Denar vom Pachtzins" gelangt. Welch ungeheures Glück in weniger als sechs Monaten! Sie kommt jetzt nur in einem Wagen zur Kirche; man trägt ihr eine schwere Schleppe nach; der Kanzelredner hält inne, während sie Platz nimmt; sie sieht ihn von vorn, verliert nicht ein einziges Wort, noch die geringste Geberde von ihm; es entsteht eine eifrige Bewerbung unter den Priestern darum, bei welchem sie beichten soll; alle wollen ihr die Absolution ertheilen, aber der Pfarrer trägt den Sieg davon.

Man trägt den Crösus auf den Kirchhof. Von all seinen

*) Partisans, so nannte man die Finanzpächter, welche die königlichen Einkünfte in Pacht nahmen.

unermeßlichen Reichthümern, welche Raub und Erpressungen ihm verschafft haben, und die er im Luxus und an leckerer Tafel vergeudet hat, ist ihm nicht so viel geblieben, daß man ihn davon beerdigen könnte. Er ist zahlungsunfähig gestorben, ohne Vermögen und demnach aller Hilfe beraubt. Man hat bei ihm weder kühlende, noch herzstärkende Getränke gesehen, weder Aerzte, noch selbst den geringsten Geistlichen, der ihn des ewigen Heils versichert hätte.

Monsieur Champagne unterzeichnet beim Weggehen von einem Mittagsmahle, das ihm den Magen anschwellt und unter der Wirkung der angenehmen Dünste der Weine von Avenay und Sillery, einen ihm vorgelegten Befehl, der eine ganze Provinz des Brotes berauben würde, wenn man dem nicht vorbeugte. Er ist zu entschuldigen. Wie läßt sich denn in der ersten Stunde der Verdauung begreifen, daß man irgendwo vor Hunger sterben könne?

Sylvain ist durch seine Finanzpächtereinkünfte zu Geburt und einem andern Namen gelangt. Er ist Herr des Kirchspiels, worin seine Vorfahren den Grundzins zahlten. Ehmals hätte er bei Cleobul nicht einmal als Page eintreten können, jetzt ist er sein Schwiegersohn.

Dorus läßt sich in einer Sänfte auf der Appischen Straße einhertragen; ihm voraus gehen seine Freigelassenen und Sclaven, welche das Volk zurückscheuchen und es Platz machen heißen; es fehlen ihm nur Lictoren. Mit solcher Geleitschaft zieht er in Rom ein, wo er über die Niedrigkeit und Armuth seines Vaters Sanga zu triumphiren scheint.

Man kann schwerlich einen größern Vortheil von seinem Vermögen ziehen als Periander. Es verleiht ihm Rang, Kredit, Ansehen. Man bewirbt sich schon um seine Freundschaft, man erbittet sich seine Protection. Er ist schon so weit, von sich zu sagen: „Ein Mann wie ich“; ja er geht noch weiter und sagt: „Ein Mann von meiner Bedeutung“; und er benimmt sich als solcher, und niemand von denen, welchen er Geld leiht, oder welche er an seiner Tafel empfängt, die fein besetzt ist, würde es wagen, sich dagegen aufzulehnen. Sein Wohn-

haus ist prächtig; ringsum umgeben es dorische Säulen; das ist keine Thüre, das ist eine Säulenhalle. Ist dies das Haus eines Privatmanns? ist es ein Tempel? Das Volk wird ganz irre daran. Er ist der Gebieter, der das ganze Viertel beherrscht. Er ist es, den man beneidet und dessen Fall man gern sähe; er ist es, dessen Frau sich durch ihr Perlenhalsband alle Damen der Nachbarschaft zu Feindinnen gemacht hat. Alles ist wohlbestellt an diesem Mann; nichts widerspricht sich in der Größe, die er erreicht hat, für die er nichts schuldig geblieben ist, die er bezahlt hat. Warum ist sein Vater, so alt und hinfällig, nicht vor zwanzig Jahren gestorben, ehe noch der Name des Periander in der Welt erwähnt wurde? Wie wird er jene verhaßten „Papierwische"*) ertragen können, welche gewisse Personalverhältnisse ans Tageslicht ziehen und oft die Wittwe und die Erben zum Erröthen zwingen? Wird er sie vor den Augen einer ganzen, neidischen, boshaften, hellsehenden Stadt und auf Kosten von tausend Menschen, die bei feierlichen Leichenbegängnissen durchaus ihren Rang behaupten wollen, vernichten? Oder will man andernfalls, daß er aus seinem Vater einen edlen, und vielleicht einen ehrenwerthen Mann mache, er, der ein „gnädiger Herr" ist?

Wie viele Menschen gleichen jenen schon starken und entwickelten Bäumen, welche man in die Gärten verpflanzt, wo sie die Augen derer überraschen, die sie an schönen Stellen angebracht finden, wo sie keine haben wachsen sehen, und weder wissen, daß sie gepflanzt wurden, noch wie sie gediehen.

Wenn manche Verstorbene auf die Welt zurückkämen und sähen, wie ihre großen Namen und ihre bestbetitelten Güter nebst ihren Schlössern von Leuten getragen und besessen werden, deren Väter vielleicht ihre Pächter waren: welchen Begriff würden sie sich von unserem Jahrhundert machen?

Nichts läßt besser begreifen, wie wenig Gott den Menschen zu geben glaubt, indem er ihnen die Reichthümer, das Geld, die großen Etablissements und die andern Güter überläßt, als

*) Billete für die Beerdigung. (Bemerkung La Bruyère's.)

die Vertheilung, die er davon macht, und die Art von Leuten, die damit am besten versehen werden.

Wenn ihr in die Küchen geht, wo man das Geheimniß, eurem Gaumen zu schmeicheln und euch über Bedürfniß essen zu lassen, bis zur Kunst und Methode gebracht sieht; wenn ihr genau die Zubereitungen der Fleischspeisen beobachtet, aus welchen das Gastmahl, das man für euch zurichtet, bestehen soll; wenn ihr darauf achtet, durch welche Hände sie gehen, wie auch die verschiedenen Gestalten, welche sie annehmen, ehe sie zu einer köstlichen Speise werden und jene Sauberkeit und Zierlichkeit erlangen, die eure Augen verlocken, euch über die Wahl schwanken lassen und euch zu dem Entschluß verleiten, von Allem kosten zu wollen; kurz, wenn ihr das ganze Mahl anderswo als auf einer wohl gedeckten Tafel erblickt: welche Unsauberkeit! wie ekelerregend! — Wenn ihr hinter eine Bühne geht und die Gewichte, die Räder, das Seilwerk überzählt, welche die Flugvorrichtungen, die Maschinen in Bewegung setzen; wenn ihr betrachtet, wie viele Leute zur Ausführung dieser Bewegungen erforderlich sind, welche Kraft der Arme, welche Anspannung der Sehnen sie dabei anwenden — so werdet ihr sagen: Sind das die wirkenden Ursachen und Hilfsmittel bei diesem so schönen, so natürlichen Schauspiel, welches aus sich selbst belebt zu sein und zu handeln scheint? Ihr werdet ausrufen: Welche Anstrengungen! welche gewaltsame Kraftanwendung! — In gleicher Weise sehet dem Vermögen der Finanzpächter nicht auf den Grund!

Jener so frische, so blühende Bursche von so strahlender Gesundheit ist Herr von einer Abtei und von zehn andern Beneficien. Alle zusammen bringen ihm hundertundzwanzigtausend Livres Einkünfte, die ihm nur in blanken Goldstücken gezahlt werden. Anderwärts giebt es hundertundzwanzig arme Familien, die sich während des Winters nicht wärmen können, keine Kleider haben, um ihre Blöße zu decken, und oft des Bissens Brot ermangeln: ihre Armuth ist außerordentlich und entsetzlich. Welche Vertheilung! und das sollte nicht klar ein zukünftiges Leben beweisen?

Chrysipp, ein Emporkömmling und der erste Edelmann in seiner Familie, strebte vor dreißig Jahren danach, dereinst zweitausend Livres Einkünfte zu besitzen als sein ganzes Vermögen. Dies war damals der Gipfel seiner Wünsche und seines höchsten Ehrgeizes. So hat er sich geäußert, man erinnert sich dessen noch. Jetzt hat er es, ich weiß nicht, auf welchen Wegen, so weit gebracht, daß er einer seiner Töchter zur Mitgift so viel in Revenüen mitgeben konnte, als er selbst sich einst zum Kapital als ganzes Vermögen während seines Lebens wünschte. Eine gleiche Summe liegt abgezählt in seinen Kisten für jedes seiner übrigen Kinder, die er noch zu versorgen hat, und deren Anzahl ist nicht unbedeutend. Und dies Alles nur als Abschlag auf die Erbschaft; nach seinem Tode stehen noch andere Besitzthümer in Aussicht. Noch lebt er, obgleich hoch bei Jahren, und er benutzt den Rest seines Lebens dazu, für seine Bereicherung zu arbeiten.

Laßt nur den Ergast so fortgewähren, und er wird eine rechtliche Anforderung an alle die machen, welche von dem Wasser des Flusses trinken oder auf dem festen Erdboden gehen. Er versteht sogar Schilf, Binsen und Nesseln in Gold zu verwandeln; er hört alle Rathschläge an und bringt alle, die er gehört hat, in Vorschlag. Der Fürst ertheilt Andern nur auf Kosten Ergasts Geschenke und erweist ihnen die Gnaden, die ihm zukämen: das ist ein unersättlicher Hunger, zu erlangen und zu besitzen. Er würde mit den Künsten und den Wissenschaften Handel treiben und sogar die Harmonie der Musik zu seinem Vortheil ausbeuten. Wenn man ihm glauben wollte, so müßte das Volk, damit es das Vergnügen hätte, ihn reich zu sehen, eine Koppel Hunde und einen Marstall bei ihm zu sehen, die Erinnerung an die Musik des Orpheus verlieren und sich mit der seinigen zufrieden stellen können.

Unterhandelt nicht mit Criton, er hat einzig seinen Vortheil im Auge. Die Falle ist denen sicher gestellt, die zu seinem Stalle, seinem Landgut, oder was er sonst besitzt, Lust haben sollten: er wird euch übertriebene Bedingungen auferlegen. Man verspreche sich ja keine Schonung oder einen gütlichen

Vergleich von einem Menschen, der so voll von seinem eigenen Interesse und ein solcher Feind des eurigen ist. Der braucht einen Gimpel.

Brontin zieht sich zurück, sagt das Volk, und schließt sich auf acht Tage mit Heiligen ein: diese haben ihre Betrachtungen, und er hat die seinigen.

Das Volk hat oft den Genuß einer Tragödie: es sieht auf der Bühne der Welt die widerwärtigsten Personen, die in den verschiedenen Scenen das meiste Unheil angerichtet haben, und die es am meisten gehaßt hat, zu Grunde gehen.

Wenn man das Leben der P. T. S. *) in zwei gleiche Theile theilt, so ist der erste, der bewegte, handelnde, ganz mit der Absicht ausgefüllt, das Volk zu quälen, und der zweite, dem Tode nähere, sich gegenseitig zu verrathen und zu ruiniren.

Dieser Mann, der das Glück so Vieler gemacht, der auch das Eurige gegründet hat, hat nicht sein eigenes aufrecht erhalten, noch das seiner Frau und seiner Kinder vor seinem Tode sichern können: sie leben verborgen und im Elend. Wie wohlunterrichtet Ihr auch von ihrer jammervollen Lage seid, Ihr denkt nicht daran sie zu mildern; in der That, Ihr könnt es nicht, denn Ihr müßt Tafel halten, Ihr müßt bauen. Aber aus Erkenntlichkeit bewahrt Ihr das Bildniß Eures Wohlthäters, nur daß es aus dem Kabinet in das Vorzimmer übergegangen ist. Welche Rücksicht! Es konnte ja auch in die Rumpelkammer wandern.

Es giebt eine Härte des Naturells und eine andere der Lage und des Standes. Diese ist, wie jene, die Ursache davon, daß man sich gegen das Elend Anderer verhärtet, ja nicht einmal das Unglück der eigenen Familie beklagt. Ein tüchtiger Finanzmann beweint weder seine Freunde, noch seine Frau, noch seine Kinder.

Flieht, rettet Euch; Ihr seid nicht weit entfernt genug. — „Ich bin, sagt Ihr, unter dem andern Wendekreis." — Geht bis unter den Pol in der andern Hemisphäre; steigt hinauf zu den Sternen, wenn es Euch möglich ist. — „Nun, ich bin da." —

---

*) Siehe oben, S. 135.

Sehr gut; nun seid Ihr in Sicherheit. Ich sehe da einen Menschen, gierig, unersättlich, unerbittlich, der auf Kosten alles dessen, was sich auf seinem Wege befinden und dem er zufällig begegnen wird, und sollte es Andern auch noch so viel Schaden zufügen, nur für sich allein sorgen, sein Vermögen vergrößern und Besitzthümer vollauf haben will. —

„Sein Glück machen" — ist eine so schöne Redensart, und drückt etwas so Hübsches aus, daß sie in allgemeinem Gebrauch ist. Man kennt sie in allen Sprachen; sie gefällt den Fremden und den Barbaren; sie herrscht am Hofe und in der Stadt; sie hat sich in die Klöster eingeschlichen und die Mauern der Abteien beiderlei Geschlechts übersprungen. Es giebt keinen geweihten Ort, wo sie nicht eingedrungen, keine Wüste, keine Einöde, wo sie nicht bekannt wäre.

Wenn man viel neue Kontrakte schließt, oder gewahr wird, daß das Geld in den Kisten sich anhäuft, so hält man sich endlich für einen guten Kopf und fast für fähig, zu regieren.

Es gehört eine gewisse Art von Geist dazu, um Glück zu machen, und besonders ein großes Glück; es ist weder der gute, noch der schöne Geist, weder der große, noch der erhabene, weder der starke, noch der feine. Ich weiß nicht genau, was für eine Art es ist, und ich erwarte, daß mich jemand darüber belehren möchte.

Es bedarf weniger Geist als Gewohnheit oder Erfahrung dazu, sein Glück zu machen. Man denkt zu spät daran, und wenn man endlich auf den Gedanken kommt, so beginnt man mit Fehlern, welche zu verbessern man nicht immer die Muße hat. Daher rührt es vielleicht, daß die Glücksfälle so selten sind.

Ein Mensch von geringem Geiste kann den Wunsch hegen, emporzusteigen. Er vernachlässigt alles Sonstige; er denkt vom Morgen bis zum Abende, träumt in der Nacht nur von einer Sache, nämlich sich emporzuschwingen. Er hat zeitig, schon von seiner Kindheit an damit begonnen, die Spuren des Glücks zu verfolgen. Wenn ihm eine Schranke entgegenstarrt, die ihm den Pfad versperrt, so umgeht er sie natürlich und weicht zur Rechten oder zur Linken aus, je nachdem er einen

Ausweg oder die Wahrscheinlichkeit eines solchen erspäht; und wenn ihn von neuem Hindernisse aufhalten, so betritt er auch wohl den Pfad wieder, den er verlassen hatte. Er ist, je nach der Natur der Schwierigkeiten, entschlossen, bald sie zu überwinden, bald sie zu vermeiden, oder auch andere Maßregeln zu ergreifen. Sein Interesse, die Gewohnheit, Vermuthungen leiten ihn. Bedarf denn ein Reisender so großer Talente und eines so guten Kopfes, um anfangs der großen Landstraße zu folgen, und, wenn diese übergefüllt und versperrt ist, einen Landweg einzuschlagen und kreuz und quer feldein zu gehen, dann wieder in den anfänglichen Weg einzulenken und diesen zu verfolgen, um an sein Ziel zu gelangen? Bedarf es so vielen Geistes, um seine Zwecke zu erreichen? Ist also ein einfältiger, aber zu Ansehen gediehener Reicher ein solches Wunder?

Es giebt sogar Dummköpfe und so zu sagen Blödsinnige, die sich gute Stellungen verschaffen und in Reichthum zu sterben wissen, ohne daß man sie im mindesten im Verdacht zu haben brauchte, daß sie durch ihre Thätigkeit oder den geringsten Erwerbfleiß dazu beigetragen hätten: irgend jemand hat sie an die Quelle eines Flusses hingeführt, oder es hat sie wohl auch der Zufall darauf stoßen lassen. Man hat zu ihnen gesagt: Willst du Wasser? schöpfe. Und sie haben geschöpft.

In der Jugend ist man oft arm: entweder hat man sich noch nichts errungen, oder es sind uns noch keine Hinterlassenschaften zugefallen. Der Reichthum und das Alter finden sich zu gleicher Zeit ein. So sehr selten geschieht es, daß die Menschen alle Vortheile vereinigen können! und wenn dies bei einigen stattfindet, so ist doch nichts dabei, weshalb man sie beneiden dürfte. Sie haben genug durch den Tod zu verlieren, als daß sie nicht beklagt zu werden verdienten.

Man muß mit dreißig Jahren daran denken, vermögend zu werden; mit fünfzigen läßt es sich nicht mehr thun. Im Alter baut man, und man stirbt, eben wenn die Maler und Glaser ans Werk gehen.

Was ist die Frucht eines großen Vermögens, wenn es

nicht die ist, der Eitelkeit, des Erwerbfleißes, der Anstrengung und des Aufwands derer zu genießen, die vor uns da waren, und selbst zu arbeiten, zu pflanzen, zu bauen, zu erwerben für die Nachkommen?

Man öffnet alle Morgen den Laden und legt die Waaren aus, um seine Leute zu betrügen, und man schließt ihn am Abende, nachdem man sie den ganzen Tag über betrogen hat.

Der Kaufmann legt Proben vor, um dann von seiner Waare das Schlechteste zu geben. Er wendet die Glanzpresse und die falschen Lüstres an, um die Mängel seiner Waare zu verdecken, und damit sie guten Schein habe; er schlägt vor, um sie für einen höheren Preis zu verkaufen, als sie werth ist; er hat falsche und geheimnißvolle Stempel, um glauben zu machen, daß man nur den wahren Werth dafür zahle; ein schlechtes Ellenmaß, um so viel als möglich abzuzwacken; und er hat eine Goldwage, damit der, an welchen er die Waare abliefert, sie ihm in vollwichtigem Golde bezahle.

In allen Verhältnissen steht der Arme dem rechtlichen Menschen sehr nahe, und der Reiche ist nicht weit entfernt von der Spitzbüberei. Gewandtheit und Geschicklichkeit allein führen nicht zu unermeßlichen Reichthümern.

Man kann in irgend einer Kunst oder in irgend einem Handel, welcher Art sie auch seien, vermittelst der Schautragung einer gewissen Redlichkeit reich werden.

Unter allen Mitteln, sein Glück zu machen, ist das kürzeste und beste das: die Leute klar erkennen zu lassen, daß es in ihrem Interesse liege, euch Gutes zu erweisen.

Von den Sorgen des Lebens bedrängt, bisweilen auch von der Begierde nach Gewinn oder Ruhm getrieben, pflegen die Menschen oft unheilige Talente, oder befassen sich mit zweideutigen Gewerben, deren gefährliche Folgen sie sich selbst lange Zeit verbergen. Sie geben sie später in Folge einer unbedachtsamen Frömmigkeit auf, die sie immer erst anwandelt, nachdem sie ihre Ernte eingeheimst haben und wenn sie sich eines festgegründeten Vermögens erfreuen.

Es giebt Elend auf der Erde, welches das Herz ergreift. Manchen fehlt es sogar an Lebensmitteln, sie erschrecken vor dem Winter und fürchten sich zu leben. Anderswo speist man frühreife Früchte; man zwingt die Erde und die Jahreszeiten, für einen verwöhnten Gaumen zu sorgen. Bloße Bürgersleute haben, rein auf Grund ihres Reichthums, den Uebermuth gehabt, in einem einzigen Bissen den Betrag der Nahrung für hundert Familien zu verschlingen. Halte wer will so große Gegensätze aus: ich meinerseits, wenn ich es kann, will weder unglücklich noch glücklich sein, ich flüchte mich in die Mittelmäßigkeit.

Man weiß, daß die Armen über das, was ihnen alles abgeht, verdrießlich sind, und daß niemand sie tröstet; aber wenn es wahr ist, daß die Reichen in Zorn gerathen können, so geschieht es darüber, daß ihnen jemals das Geringste abgehen könne, oder daß jemand sich ihnen widersetzen wolle.

Wer mehr einnimmt, als er verzehrt, ist reich; wessen Ausgaben die Einnahmen übersteigen, ist arm.

Mancher mit zwei Millionen Livres Einkünften des Jahres kann sich bei fünfmalhunderttausend arm fühlen.

Nichts läßt eine längere Dauer hoffen, als ein mittelmäßiges Vermögen; und von nichts ist leichter das Ende abzusehen, als von einem großen.

Die nächste Veranlassung zur Armuth sind große Reichthümer.

Wenn es wahr ist, daß man durch alles das reich ist, dessen man nicht bedarf, so ist der Weise ein sehr reicher Mann.

Und ist es wahr, daß man durch alles das, was man wünscht, arm ist, so schmachten der Ehrgeizige und der Habsüchtige in äußerster Armuth.

Die Leidenschaften tyrannisiren den Menschen; die Ehrsucht aber hält in ihm die übrigen Leidenschaften zurück und giebt ihm eine Zeit lang den Anschein aller Tugenden. So habe ich jenen Triphon, den alle Laster beherrschen, für nüchtern, keusch, freigebig, bescheiden und sogar für fromm gehalten;

und ich würde noch glauben, daß er es sei, wenn er nicht zu guterletzt sein Glück gemacht hätte.

Man beruhigt sich nicht bei dem Wunsche, zu besitzen und seine Habe zu vergrößern; der Aerger nimmt überhand, und der Tod kommt heran, so daß man mit welkem Gesicht und bereits schwachen Füßen sagt: „Ach mein Vermögen, meine angelegten Gelder!“

Es giebt auf der Welt zwei Arten, sich empor zu bringen, entweder durch seine eigene Strebsamkeit, oder durch den Schwachsinn Anderer.

Die Gesichtszüge offenbaren das Naturell und die Sitten; aber die Miene giebt die Glücksgüter an: das Mehr oder Weniger von tausend Livres Einkünften findet sich auf den Gesichtern geschrieben.

Chrysant, ein reicher und unverschämter Mensch, läßt sich nicht gern in Gesellschaft von Eugen sehen, einem verdienstvollen, aber armen Menschen: er würde sich dadurch für entehrt halten. Eugen hat in Bezug auf Chrysant dieselbe Neigung; und so laufen sie nicht Gefahr, aneinander zu stoßen.

Wenn ich sehe, wie gewisse Leute, die mir früher mit ihren Höflichkeitsbezeigungen zuvorkamen, jetzt im Gegentheil erwarten, daß ich sie grüße, und sich mit mir auf einen vornehm gespreizten Ton stellen, so sage ich bei mir selbst: Sehr gut! ich bin entzückt darüber; um so besser für sie. Ihr sollt sehen: dieser Mensch hat eine bessere Wohnung, bessere Möbeln und eine bessere Kost als ehemals; gewiß hat er seit einigen Monaten irgend ein Geschäft angefangen, das ihm bereits einen ansehnlichen Gewinn gebracht hat. Gott gebe, daß er in kurzer Zeit dahin gelangt, mich zu verachten.

Wenn die Gedanken, die Bücher und ihre Verfasser von den Reichen und von denen abhingen, die ein schönes Vermögen zusammengebracht haben, welche Aechtung würde stattfinden! Dabei wäre an keine Zurückberufung zu denken. Welchen Ton, welche Obergewalt maßen sie sich nicht über die Gelehrten an! welche Erhabenheit beobachten sie nicht in Betracht jener „armseligen“ Menschen, denen ihr Verdienst weder eine Stellung,

noch Reichthum verschafft hat, und die sich noch erlauben, mit Urtheil zu denken und zu schreiben! Man muß gestehen: die Gegenwart ist den Reichen günstig, aber die Zukunft gehört den Tugendhaften und Gescheidten. Homer lebt noch und wird immer leben: die Steuereinnehmer, die Staatspächter werden nicht mehr genannt. Sind sie gewesen? ihr Vaterland, ihre Namen, sind sie bekannt? Hat es in Griechenland Finanzpächter gegeben? Was ist aus diesen wichtigen Leuten geworden, die den Homer über die Achsel ansahen; die auf öffentlichem Markte ihn nur zu vermeiden suchten; die seinen Gruß nicht erwiederten, oder ihn nur bei seinem Namen grüßten; die sich nicht herabließen, ihn zu ihrer Tafel zu ziehen; kurz, die ihn als einen Menschen betrachteten, der nicht reich war, und der ein Buch machte? Was wird aus den Fauconnets werden? wird ihr Andenken auch so weit auf die Nachwelt kommen, als das des Descartes, der als Franzose geboren ward und in Schweden starb?

Aus demselben Grunde des Hochmuths, aus welchem man sich stolz über die Geringeren erhebt, kriecht man verächtlicher Weise vor den höher Gestellten. Es ist das Eigenthümliche dieses Lasters, das sich weder auf persönliches Verdienst, noch auf Tugend, sondern auf Reichthümer, Stellen, äußeres Ansehn und unnütze Kenntnisse gründet, uns in gleichem Grade dahin zu bringen, diejenigen, welche weniger von dieser Art von Gütern aufzuweisen haben als wir, zu verachten, und diejenigen, welche sie in höherem Maße besitzen als wir, zu hoch zu schätzen.

Es giebt schmutzige, aus Koth und Unrath zusammengeknetete Seelen, die nur eingenommen sind für Gewinn und Eigennutz, wie schöne Seelen für Ruhm und Tugend; nur einer einzigen Wollust fähig, nämlich der, an sich zu raffen oder keinen Verlust zu erleiden; versessen und begierig auf den zehnten Pfennig, ausschließlich mit ihren Schuldnern beschäftigt; stets in Sorge wegen der Herabsetzung und Entwerthung der Münzen; vergraben und gleichsam versunken in Kontrakte, Urkunden und Pergamente. Solche Leute sind weder Blutsverwandte, noch

Freunde, noch Mitbürger, noch Christen, vielleicht nicht einmal Menschen; sie sind Geldsäcke.

Laßt uns damit beginnen, daß wir jene edlen und muthigen Seelen, wenn es deren noch auf der Erde giebt, ausnehmen, welche hilfreich und gleichsam erfinderisch sind, Gutes zu thun; welche keine Noth, kein Mißverhältniß, keine Verläumdung von denen zu trennen vermag, die sie einmal als Freunde anerkannt haben. Aber nach dieser Vorausschickung laßt uns ungescheut etwas Trauriges erwähnen, das uns eine schmerzliche Vorstellung erweckt. Es giebt auf der Welt keinen durch gesellschaftliche Bande und Wohlwollen mit uns so eng Verbundenen, der, wie sehr er uns auch lieben, Geschmack an uns finden, uns tausend Liebesdienste erweisen und uns nützen mag, doch in Folge davon, daß er zu sehr an seinem Interesse hängt, nicht leicht die Neigung in sich spürte, mit uns zu brechen und uns feindselig zu werden.

Während Oront zugleich mit seinen Jahren sein Kapital und seine Zinsen vermehrt, wird in irgend einer Familie ein Mädchen geboren und erzogen, wächst auf, wird schöner und tritt in sein sechszehntes Jahr. Jener läßt sich mit fünfzig Jahren erbitten, das junge, schöne, geistvolle Mädchen zu heirathen. Dieser Mensch, ohne Geburt, ohne Geist und ohne das geringste Verdienst, wird allen seinen Nebenbuhlern vorgezogen.

Die Ehe, welche dem Mann eine Quelle alles Glückes sein sollte, ist ihm durch seine Vermögensumstände oft eine schwere Bürde, unter welcher er erliegt. Dann sind Frau und Kinder eine heftige Versuchung zu Betrug, Lüge und unerlaubtem Gewinne; er befindet sich in der Klemme zwischen Gaunerei und Armuth. Eine schreckliche Situation!

Eine Wittwe heirathen, heißt in gutem Französisch so viel als: sein Glück machen; nur hat es nicht immer den guten Erfolg, der damit bezeichnet wird.

Wer bei der Erbtheilung mit seinen Brüdern nur so viel erhält, daß er als guter Praktiker bequem leben kann, will Beamter werden; der einfache Beamte erhebt sich zur Magistrats-

person, und die Magistratsperson will Präsident werden; und so in allen Lagen, in denen die Menschen gebunden und in Dürftigkeit schmachten, nachdem sie über ihr Glück hinaus gestrebt und so zu sagen ihr Schicksal erstürmt haben, gleich sehr unfähig, nicht reich sein zu wollen, und reich zu bleiben.

Speise gut zu Mittage, Clearch, speise des Abends, lege Holz ans Feuer, kaufe einen Mantel, laß dein Zimmer tapeziren; du hast deinen Erben gar nicht lieb, oder du kennst ihn gar nicht, oder du hast gar keinen.

In jungen Jahren speichert man für sein Alter auf; im Alter spart man für den Tod.

Ein verschwenderischer Erbe bezahlt ein prächtiges Leichenbegängniß und vergeudet das Uebrige.

Der Geizige giebt, todt, an einem einzigen Tage mehr aus, als, lebend, in zehn Jahren; und sein Erbe mehr in zehn Monaten, als jener in seinem ganzen Leben zu verausgaben im Stande war.

Was man verschwendet, um das beraubt man seinen Erben; was man auf schmutzige Weise erspart, das entzieht man sich selbst. Die Mitte liegt in der Gerechtigkeit gegen sich, wie gegen Andere.

Die Kinder würden den Vätern vielleicht weit theurer sein, sowie andrerseits die Väter ihren Kindern, wenn diese nicht den Anspruch hätten, Erben zu werden.

Traurige Lage des Menschen, die ihm das Leben trübt: — schwitzen, wachen, sich krümmen, abhängig sein zu müssen, nur um ein wenig Vermögen zu erlangen, oder es dem Todeskampf unserer Nächsten zu verdanken. Wer sich des Wunsches enthält, daß sein Vater bald hinscheiden möge, ist ein rechtschaffener Mann.

Der Charakter desjenigen, welcher jemanden beerben will, nimmt den eines Gefälligen an. Wir werden nicht besser geschmeichelt und durch Gehorsam erfreut, nicht mehr begleitet, mehr gesellig umgeben, mehr gepflegt, mehr geschont, mehr geliebkost von jemandem während unseres Lebens, als von demjenigen,

welcher durch unsern Tod zu gewinnen glaubt und wünscht, daß er eintreten möge.

Alle Menschen betrachten sich, vermöge der verschiedenen Stellungen, der Aemter und Nachfolgerschaften, als wechselseitige Erben untereinander, und hegen in Folge dieses Interesses, während des ganzen Laufes ihres Lebens, ein geheimes und verborgenes Verlangen, daß der Andere bald sterben möge. Der Glücklichste in jeder Lage ist derjenige, welcher durch seinen Tod das Meiste zu verlieren und seinem Nachfolger zu hinterlassen hat.

Man sagt, daß das Spiel die Stände ausgleiche; aber man findet sie oft so seltsam unverhältnißmäßig gemischt, und es liegt zwischen zwei verschiedenen Ständen eine so ungeheure und so tiefe Zwischenkluft, daß es den Augen wehe thut, solche äußerste Enden sich nähern zu sehen. Es kommt uns vor wie eine Musik, die aus dem Tone fällt; wie schlecht zusammengestellte Farben, wie Fluchworte, die das Ohr beleidigen, wie lärmendes Geräusch oder wie Töne, die uns Schauder erregen; es ist, mit Einem Worte, ein Umstürzen alles Wohlanständigen. Wenn man mir dagegen einwirft, daß dieses im ganzen Westen Herkommen ist, so antworte ich, daß es vielleicht auch eines von den Dingen sein mag, die uns in den Augen des andern Theiles der Welt als Barbaren erscheinen lassen, und welches die Orientalen, die etwa zu uns kommen, in ihren Notizbüchern mit heimtragen. Ich zweifle sogar nicht daran, daß diese übermäßige Vertraulichkeit bei ihnen noch mehr Anstoß finde, als wir uns von ihrem Zombaya und ihren andern fußfälligen Begrüßungen verletzt fühlen.

Eine Sitzung der Reichsstände, oder die wegen einer sehr wichtigen Angelegenheit versammelten Kammern bieten den Augen keinen so gewichtigen und so ernsten Anblick dar, als eine Tafel, umgeben von Leuten, die ein hohes Spiel spielen. Eine düstere Strenge herrscht auf ihren Gesichtern; unzubeschwichtigende, unversöhnliche gegenseitige Feinde, so lange die Sitzung dauert, erkennen sie weder freundschaftliche Verbindungen, noch

Verwandschaftsbande, noch Geburt, noch Standesunterschiede an. Der Zufall allein, die blinde und regellose Gottheit, präsidirt in der Versammlung und entscheidet darin auf gebieterische Weise. Alle zollen ihm Ehrfurcht durch ein tiefes Stillschweigen und durch eine Aufmerksamkeit, deren sie an irgend einem andern Platze ganz unfähig wären; alle Leidenschaften, gleichsam ihres Amtes entsetzt, weichen einer einzigen. Hier ist der Höfling weder zuckersüß, noch schmeichlerisch, noch zuvorkommend gefällig, noch selbst frömmlerisch.

Man erkennt an denen, welche das Spiel und der Gewinn berühmt gemacht haben, nicht mehr die geringste Spur ihres früheren Zustandes. Sie verlieren ihresgleichen aus dem Gesicht und stellen sich den vornehmsten Großen zur Seite. Doch findet der Fall statt, daß das Glück der Würfel oder des Landsknechtspiels sie oft wieder dahin zurückbringt, von wo es sie hergeholt hat.

Ich wundere mich nicht, daß es öffentliche Spielhäuser giebt, als ebenso viele der Habsucht der Menschen gestellte Fallen, als Schlünde, wohinein das Geld der Privatleute fällt und ohne Wiederkehr hinabstürzt; als furchtbare Klippen, woran die Spieler scheitern und zu Grunde gehen; daß von solchen Orten geheime Kundschafter ausgehen, um zur bestimmten Stunde zu erforschen, wer angekommen ist mit frischem Gelde zu einer neuen Beute; wer einen Proceß gewonnen hat, wodurch ihm eine große Summe zugefallen ist; wer ein Geschenk erhalten, wer im Spiel einen beträchtlichen Gewinn gethan, welcher vornehme Sohn kürzlich eine reiche Verlassenschaft geerntet hat, oder welcher unvorsichtige Factor die Gelder seiner Kasse auf eine Karte wagen will. Betrügen ist allerdings ein niedriges und ehrloses Gewerbe; aber das Gewerbe ist alt, längst bekannt und zu aller Zeit von jener Gattung von Menschen geübt worden, welche ich Spieler von Profession nenne (brelandiers). Ihr Schild hängt an ihrer Thür; es fehlt nicht viel, daß darauf stände: „Hier wird redlich betrogen.“ Denn würden sie sich für untadelhaft ausgeben wollen? Wer weiß nicht, daß in diesen Häusern Eintreten

und Verlieren Eins und dasselbe ist? Daß dennoch so viele einfältige Tröpfe, als sie zu ihrem Bestehen nöthig haben, in ihre Hände gerathen, das geht über meinen Verstand.

Tausend Leute stürzen sich durch das Spiel ins Verderben und sagen euch kaltblütig, daß sie sich des Spielens nicht erwehren können. Welche Ausrede! Giebt es eine Leidenschaft, wie gewaltsam oder schmachvoll sie sei, welche nicht dieselbe Sprache führen dürfte? Wie würde man den ansehen, welcher sagte, er könne sich nicht enthalten zu stehlen, zu morden, oder sich in einen Abgrund zu stürzen? Ein abscheuliches, ununterbrochenes Spiel, ohne Zurückhaltung, ohne Schranken, wobei man keine andere Absicht hat, als seinen Gegner gänzlich zu Grunde zu richten, wobei man von der Begierde nach Gewinn fortgerissen, über den Verlust zur Verzweiflung getrieben und von der Habsucht verzehrt wird; wo man auf eine Karte oder auf das Glück der Würfel sein eignes Glück, das Glück von Frau und Kindern setzt: ist das etwas Erlaubtes, oder etwas, dessen man sich nicht erwehren kann? Muß man sich nicht bisweilen weit größere Gewalt anthun, wenn man, durch das Spiel zu gänzlicher Zerrüttung gebracht, Kleider und Nahrung entbehren muß und ebenso der Mittel, sie seiner Familie zu verschaffen?

Man hat gutes Spiel mit Einem, der sein Vermögen nicht dazu benutzt, seine Töchter auszustatten, seine Schulden zu bezahlen, oder Verträge abzuschließen; nur darf man weder seine Kinder noch seine Frau sein.

Ich gestatte niemandem, ein Schelm zu sein, aber einem Schelm erlaube ich, hohes Spiel zu spielen; einem anständigen Manne verbiete ich es. Es heißt allzu kindisch handeln, wenn man sich einem großen Verlust aussetzt.

Nur ein Bedauern bleibt fortwährend bestehen, und das ist jenes, welches seinen Grund in dem Verluste des Vermögens hat. Die Zeit, welche jeden anderen Verlust nach und nach verschmerzen läßt, schärft das Gefühl für diesen. Wir empfinden es in allen Augenblicken unseres ganzen übrigen Lebens, wo es uns an der Hilfsquelle mangelt, die wir eingebüßt haben.

Weder die Aufstände, Zenobia, die euer Reich beunruhigen, noch der Krieg, den ihr seit dem Tode des Königs, eures Gemahls, mit männlichem Sinne fortführt, vermindern im geringsten eure Prachtliebe. Ihr habt die Ufer des Euphrat jeder andern Gegend vorgezogen, um an ihnen ein prachtvolles Gebäude aufführen zu lassen. Die Luft dort ist gesund und gemäßigt, die Lage ist reizend: ein heiliger Hain, den Schatten von der Abendseite. Die Götter Syriens, die von Zeit zu Zeit auf der Erde verweilen, hätten sich keinen schönern Wohnort auserlesen können. Die Gefilde rings umher sind von Menschen belebt, welche Bäume fällen und behauen, welche kommen und gehen, welche die Stämme des Libanon, die Erzmassen und die Porphyrblöcke daher wälzen und fahren. Die Krahne und die Maschinen stöhnen in der Luft und gewähren denen, die nach Arabien ziehen, die Hoffnung, bei ihrer Rückkehr in die Heimat diesen Palast vollendet und in jenem Glanze zu erblicken, den er nach eurem Wunsche haben soll, bevor ihr selbst und eure Kinder, die Prinzen, ihn zu eurer Wohnstatt macht. Sparet nichts daran, große Königin; schmücket ihn mit Gold und aller Kunst eurer vortrefflichsten Werkmeister aus; lasset die Phidias und die Zeuxis eures Jahrhunderts all ihre Kunst an euren Zimmerdecken und eurem Täfelwerk entfalten; zeichnet ihnen große und kostbare Gärten vor, deren zauberhafte Wirkung solcher Art sei, daß sie gar nicht von Menschenhänden geschaffen zu sein scheinen; erschöpfet eure Schätze und euren Kunstfleiß an diesem unvergleichlichen Meisterstücke; und nachdem ihr, Zenobia, die letzte Hand daran gelegt habt, wird eines Tags einer von den Hirten, welche die nahen Sandebenen von Palmyra bewohnen, reich geworden durch den Zoll eurer Flüsse, mit baarem Gelde diesen königlichen Palast kaufen, um ihn noch zu verschönern und ihn seiner und seines Glücks würdiger zu machen.

Dieser Palast, diese Zimmereinrichtungen, diese Gärten, diese schönen Gewässer entzücken euch und entlocken euch beim ersten Blick einen Freudenruf über ein so köstliches Gebäude und das seltene Glück dessen, der es besitzt. Er ist nicht

mehr; er hat darüber weder so angenehme, noch so ruhige Freude empfunden wie ihr, er hat nicht Einen heitern Tag darin verlebt, nicht eine ungestörte Nacht. Er hat sich in Schulden gestürzt, um es bis zu diesem Grade von Schönheit herzustellen, durch den es euch entzückt. Seine Gläubiger haben ihn hinausgetrieben. Er hat den Kopf gewendet, hat es zum letzten Mal von ferne betrachtet und ist vor Herzensbeklemmung gestorben.

Man kann nicht umhin, in manchen Familien das, was man Launen des Glücks oder Spiel des Zufalls nennt, wahrzunehmen. Es sind hundert Jahre her, daß man gar nicht von diesen Familien sprach — sie waren wie gar nicht vorhanden. Plötzlich thut sich der Himmel zu ihren Gunsten auf: Glücksgüter, Ehren, Würden strömen zu wiederholten Malen auf sie herab; sie schwimmen im Glücke. Eumolp, einer von jenen Menschen, die keine Großväter haben, hat wenigstens einen Vater gehabt, der sich so hoch empor geschwungen, daß alles, was jener im Laufe eines langen Lebens wünschen konnte, darin bestand, den Vater zu erreichen, und er hat ihn erreicht. Besaßen diese beiden Menschen etwa vorzüglichen Geist, die Fähigkeit, tiefe Pläne zu fassen? war es die Frucht kluger Conjecturen? — Das Glück lächelt ihnen zuletzt nicht mehr, es wendet seine Launen anderswohin und behandelt ihre Nachkommen wie ihre Vorfahren.

Die unmittelbarste Ursache der Zerrüttung und des Verfalls von Personen zweier Stände, des Rechtsgelehrten und des Soldaten, ist, daß ihr Aufwand sich nach dem Stand allein und nicht nach dem Vermögen richtet.

Giton hat eine frische Gesichtsfarbe, ein volles Gesicht und herabhängende Backen, einen festen und zuversichtlichen Blick, breite Schultern, einen gerundeten Bauch, einen sichern und entschlossenen Schritt. Er spricht mit Selbstvertrauen, läßt den, mit dem er spricht, seine Worte wiederholen, und billigt nur sehr bedingt das, was jener sagt. Er entfaltet ein großes Taschentuch und schneuzt sich mit großem Geräusch; er spuckt weit von sich und niest sehr laut. Er schläft des Tages, er schläft in der Nacht, und sehr tief; er schnarcht, selbst in Gesellschaft.

An der Tafel wie beim Spazierengehen braucht er mehr Platz als ein Anderer. Wenn er mit seinesgleichen geht, ist er in der Mitte; hält er an, so hält man auch an; geht er weiter, so geht man mit ihm weiter: Alle richten sich nach ihm. Er unterbricht, er verbessert diejenigen, welche das Wort haben. Ihm fällt man nicht ins Wort, man hört ihm so lange zu, als es ihm zu sprechen beliebt; man stimmt seiner Meinung bei, man glaubt ihm die Neuigkeiten, die er zum besten giebt. Wenn er sich setzt, so seht ihr ihn sich in einen Sessel versenken, die Beine übereinander schlagen, die Augenbrauen zusammenziehen, den Hut in die Augen drücken, um niemanden zu sehen, oder ihn eine Weile darauf wieder in die Höhe rücken und seine Stirn entblößen, voll von Stolz und Kühnheit. Er ist aufgeräumt, ein derber Lacher, ungeduldig, anmaßend, jähzornig, freigeistisch, politisirt gern und geheimnißvoll über die Angelegenheiten der Zeit. Er schreibt sich Talente und Geist zu — genug, er ist reich.

Phädon hat tiefliegende Augen, eine erhitzte Hautfarbe, einen ausgetrockneten Körper und ein hageres Gesicht. Er schläft wenig und hat einen sehr leichten Schlummer. Er ist abwesend, träumerisch, und hat bei einem gewissen Grade von Geist doch ein Aussehen von Beschränktheit. Er vergißt zu sagen, was er weiß, oder von Begebenheiten zu sprechen, die ihm bekannt sind, und wenn er es bisweilen thut, so macht er es schlecht; er glaubt denen, zu welchen er spricht, beschwerlich zu fallen; er berichtet kurz, aber trocken; er weiß nicht zu fesseln, nicht zum Lachen zu bewegen. Er zollt Beifall und lacht bei dem, was Andere ihm sagen, er ist ihrer Ansicht; er eilt, er fliegt, um ihnen kleine Dienste zu erweisen. Er ist gefällig, schmeichlerisch, voll Eifer. Geheimnißvoll über seine eigenen Angelegenheiten, erlaubt er sich manchmal Unwahrheiten. Er ist fast abergläubisch pünktlich, übertrieben gewissenhaft, schüchtern. Er geht leise und schwebend; er scheut fast den Boden zu betreten. Er schreitet einher mit gesenkten Blicken und wagt nicht, sie zu den Vorübergehenden zu erheben. Er gehört niemals zur Zahl derer, die einen Kreis der Unter-

haltung bilden, er stellt sich hinter den, welcher spricht, nimmt das, was man sagt, still in sich auf und zieht sich zurück, wenn er bemerkt zu werden glaubt. Er nimmt keinen bestimmten Platz ein, behauptet keine Stelle, sondern geht mit hinaufgezogenen Schultern, den Hut in die Augen gedrückt, damit man ihn ja nicht sehe, seines Weges; er duckt sich zusammen und hüllt sich dicht in seinen Mantel. Es giebt keine so versperrte und von Menschen so überfüllte Straße oder Gallerie, daß er nicht einen Ausweg fände, um ohne Gewaltmittel hinauszukommen und sich unbemerkt durchzuwinden. Wenn man ihn bittet, sich niederzulassen, so berührt er kaum den Rand eines Sitzes. In der Unterhaltung redet er leise und spricht undeutlich, aber nichtsdestoweniger frei über die öffentlichen Angelegenheiten, aufgebracht gegen das jetzige Zeitalter, gemäßigt eingenommen für die Minister und das Ministerium. Er läßt sich eigentlich nur auf Antworten ein. Er hustet, er schneuzt sich hinter seinem Hute, spuckt nahe an sich herunter und wartet, bis er allein ist, um zu niesen; oder wenn ihm dies unversehens widerfährt, so geschieht es, ohne daß die Gesellschaft etwas davon gewahr wird, es kostet Keinem ein „zum Wohlsein", oder ein Kompliment: kurz — er ist arm.

Siebentes Kapitel.

Von Paris.

Man giebt sich in Paris alle Abende, ohne sich zu sprechen, gleichsam öffentliche, aber sehr pünktliche Rendezvous, im Cours*) und in den Tuilerien, um sich gegenseitig zu beschauen und einander zu bekritteln.

Man kann sich dieser Welt nicht entschlagen, die man doch nicht liebt und über die man spottet.

*) Der Cours-la-Reine, der Spazierweg, der heutzutage in den Champs-Elysées mit inbegriffen ist.

Man erwartet sich auf dem Spaziergange gegenseitig auf einer öffentlichen Promenade; man läßt daselbst Einen nach dem Andern die Musterung passiren: Wagen, Pferde, Livréen, Wappen, nichts entgeht den Augen, Alles wird neugierig oder boshaft gemustert, und je nach der prächtigeren oder geringeren Equipage werden die darin sitzenden Personen geachtet oder gering geschätzt.

Jedermann kennt jenen langen Erdwall*), welcher das Bett der Seine begränzt und einengt auf der Seite, wo sie mit der Marne, die sie kurz zuvor aufgenommen hat, in Paris eintritt. Dort unten baden sich die Männer während der Hitze der Hundstage; man sieht sie in ziemlicher Nähe sich ins Wasser stürzen, man sieht sie wieder heraussteigen, und das gewährt Unterhaltung. Ist diese Jahreszeit noch nicht da, so gehn dort auch die Damen der Stadt noch nicht spazieren; ist sie vorüber, so gehn sie nicht mehr dort spazieren.

An den Orten eines allgemeinen Zusammenströmens der Menschen versammeln sich die Frauen, um einen schönen Stoff zur Schau zu stellen und um die Früchte ihrer Toilette zu ernten. Man geht dort nicht einsam mit einer Gefährtin aus dem Bedürfniß der Unterhaltung, nein, man mischt sich unter die Leute, um seine Meinungen über das Theater auszutauschen, sich mit dem Publikum in engeren Verkehr zu setzen und sich gegen die Kritik zu sichern. Dort gerade spricht man sich, ohne sich etwas zu sagen, oder vielmehr man spricht nur um der Vorübergehenden willen, sogar um deren willen, denen zu Liebe man die Stimme erhebt, gesticulirt, Scherze austheilt, nachlässig den Kopf hängen läßt, auf und ab geht.

Die Stadt theilt sich in verschiedene Gesellschaften, die ebenso vielen kleinen Staaten gleichen, welche ihre Gesetze, ihre Gebräuche, ihre eigne Sprache und ihre Witzworte haben. So lange eine solche Vereinigung noch in ihrer Kraft ist, und die Mitglieder noch für einander eingenommen sind, findet man nur

*) Der Quai Saint-Bernard.

das für wohl gesagt und wohl gethan, was von der eigenen Partei ausgeht, und ist unfähig, etwas, das von wo anders her kommt, zu billigen, ja, es geht so weit, daß man diejenigen verachtet, welche nicht in die Geheimnisse eingeweiht sind. Der Mensch von Welt im bessern Sinne, den der Zufall in ihre Mitte geführt, kommt ihnen fremd vor. Er selbst befindet sich unter ihnen wie in einem fernen Lande, dessen Wege, Sprache, Sitten und Gewohnheiten ihm unbekannt sind. Er gewahrt ein Völkchen, das da plaudert, summt, sich in die Ohren flüstert, vor Lachen bersten will, und dann wieder in düsteres Schweigen verfällt. Er verliert seine Fassung, weiß nicht, wo er ein einziges Wort anbringen soll, und kommt selbst nicht dazu, etwas zu hören. Dabei mangelt es niemals an einem schlechten Spaßmacher, der den Ton angiebt und gleichsam der Held der Gesellschaft ist. Dieser hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Andern zu belustigen und erweckt immer schon Gelächter, ehe er noch zu sprechen angefangen hat. Kommt bisweilen eine Dame dazu, die in diese Vergnügungsweise nicht eingeweiht ist, so kann die ausgelassene Bande nicht begreifen, daß sie nicht über Dinge mitlacht, die sie gar nicht versteht, und für Albernheiten unempfänglich scheint, die sie selber nur verstehen, weil sie sie begangen haben. Sie wollen weder den Ton ihrer Stimme, noch ihr Stillschweigen, noch ihren Wuchs, noch ihr Gesicht, noch ihren Anzug, noch ihr Auftreten, noch die Art ihres Hinweggehens gelten lassen. Doch dauert eine und dieselbe Coterie nicht zwei Jahre hindurch; schon im ersten Jahre wird darin fortwährend ein Same der Zwietracht ausgestreut, der im darauffolgenden die Gesellschaft sprengen wird —: die Theilnahme, welche die Schönheit erregt, die Zwischenfälle beim Spiel, das Ausschweifende in den Mahlzeiten, die, anfangs bescheiden, bald zu Pyramiden von Speisen und in aufwandvolle Gastereien ausarten, den kleinen Staat zerrütten und ihm endlich den letzten Streich versetzen. In sehr kurzer Zeit darauf spricht man von diesem Völkchen ebenso wenig, als von den Fliegen des vorigen Jahres.

In der Stadt herrscht die große und die kleine Robe (Amts-

gewand*), und die erstere rächt sich an der letzteren wegen der Herabsetzungen am Hofe und wegen der kleinen Demüthigungen, die sie daselbst auszustehen hat. Zu wissen, welches die Gränzen beider sind, wo die große aufhört und wo die kleine beginnt, ist keine leichte Sache. Es findet sich selbst eine beträchtliche Gesammtheit, welche sich weigert, von der zweiten Klasse zu sein, und der man doch die erste bestreitet. Sie ergiebt sich keineswegs, sondern sucht im Gegentheil durch Würde und Aufwand sich den Magistratspersonen gleichzustellen; aber man weicht ihr nur gezwungen. Man hört sagen, daß der Adel ihres Amtes, die Unabhängigkeit ihrer Thätigkeit, die Gabe der Rede und persönliches Verdienst zum wenigsten die Tausendfrankensäcke aufwiegen, welche der Sohn des Finanzpächters oder des Bankiers für seine Stelle hat zahlen müssen.

Ihr scherzt darüber, daß ihr in eurer Carrosse träumen, oder vielleicht müßig liegen sollt? Geschwind, nehmet euer Buch oder eure Papiere vor, leset, grüßet kaum die Leute, welche an eurer Equipage vorübergehen: sie werden euch für sehr beschäftigt halten; sie werden sagen: Dieser Mann ist unermüdet thätig; er liest, er arbeitet sogar auf der Straße, auf der Reise. Lernet von dem geringsten Advocaten, daß man überhäuft mit Geschäften erscheinen, die Augenbrauen runzeln, über etwas sehr tief nachsinnen und zu gelegener Zeit verstehen muß, Essen und Trinken zu vergessen; daß man sich kaum in seinem Hause sehen lassen darf, daß man verschwinden und wie ein Gespenst sich in das Dunkel seines Kabinets verlieren, sich vor dem Publikum verbergen, das Theater meiden und es denen überlassen muß, welche sich ohne Gefahr dort zeigen können, wenn sie auch kaum die Muße dazu haben — den Gomons und den Duhamels.

Es giebt eine gewisse Anzahl junger Magistratspersonen, welche vermittelst eines großen Vermögens und durch Vergnügungssucht sich einigen von denen zugesellt haben, welche man am Hofe „petits-maîtres“ nennt. Diesen ahmen sie nach, setzen sich kühn über den Ernst der Robe hinweg und glauben sich durch ihr Alter

---

*) Die Magistratspersonen und die Räthe; die Advocaten und die Procuratoren.

und durch ihr Vermögen davon losgesprochen, weise und mäßig zu sein. Sie eignen sich vom Hofe grade das Schlechteste an: die Eitelkeit, die Weichlichkeit, die Unmäßigkeit, die Ausschweifungen, als wenn alle diese Laster ihnen nothwendig wären; und indem sie sich solchergestalt einen Charakter aufzwingen, der weit entfernt von dem ist, den sie eigentlich behaupten sollten, werden sie zuletzt, ihren Wünschen gemäß, treue Copien sehr schlechter Originale.

Der Mann der Robe in der Stadt und ebenderselbe am Hofe sind zwei verschiedene Menschen; nach Hause zurückgekehrt nimmt er seine Gewohnheiten, seine Haltung und seine Miene wieder an, wie er sie hier zurückgelassen hatte: er ist nun nicht mehr so verlegen, noch so anständig.

Die Crispine schießen zusammen und bringen es in ihrer Familie bis auf sechs Pferde, um einer Equipage die gehörige Länge zu geben, die, nebst einem Schwarme von Livréebedienten, wozu ein Jeglicher das Seine beigetragen hat, bewirkt, daß sie bei Hofe oder zu Vincennes triumphiren und sich den jungen Eheleuten, dem Jason, welcher sich zu Grunde richtet, und dem Thrason, der sich verheirathen will und sein Geld für eine bedeutende Stelle in den öffentlichen Schatz niedergelegt [consignirt] hat, gleichstellen dürfen.

Ich höre von den Sannions reden; derselbe Name, dieselben Wappen, die ältere Linie, die jüngere Linie, die Jüngeren der zweiten Linie. Jene führen volle Wappenschilde, diese als Beizeichen einen Turnierkragen, und die andern eine gezackte Einfassung. Sie haben mit den Bourbons eine und dieselbe Farbe, ein und dasselbe Metall; sie führen, wie sie, zwei und eins*) darüber. Es sind zwar keine Lilien, aber sie trösten sich darüber; vielleicht finden sie im Herzen ihre Stücke ebenso ehrenvoll, und sie haben sie ja gemeinsam mit Großen, die damit zufrieden sind. Man sieht sie auf den Trauerbinden und den Fensterscheiben, über der Thür ihres Schlosses, über dem Pfeiler ihrer hohen Gerichtsbarkeit, woran sie soeben einen Menschen,

*) Nämlich Wappenstücke (pièces d'armoiries).

der die Verbannung verdiente, haben hängen lassen; sie bieten sich den Augen von allen Seiten dar: sie befinden sich auf den Möbeln und auf den Schlössern, ihre Carrossen sind damit besäet; ihre Livréen machen ihren Wappen keine Schande. Ich möchte gern zu den Sannions sagen: Eure Thorheit macht sich etwas zu früh geltend; wartet wenigstens, bis das Jahrhundert über eurem Geschlechte zu Ende geht. Denn diejenigen, welche euren Großvater gekannt haben, ihn gesprochen haben, sind alt und können also nicht mehr lange leben. Wer wird dann sagen können, wie sie: Da und da legte er seine Waaren aus und verkaufte sie zu hohen Preisen?

Die Sannions und die Crispine wollen ferner noch, daß man von ihnen sage, sie machten einen außerordentlichen Aufwand, den sie doch keineswegs lieben. Sie machen einen langen und langweiligen Bericht von einem Feste oder von einem Gastmahle, das sie gegeben haben; sie nennen die Summe, welche sie im Spiel verloren haben, und klagen laut über das Geld, das ihnen gar nicht eingefallen ist zu verlieren. Sie sprechen geschwätzig und geheimnißvoll über gewisse Frauen; sie haben sich gegenseitig hundert unterhaltende Dinge zu erzählen; sie haben seit kurzem Entdeckungen gemacht; sie überbieten einander darin, sich als Helden schöner Abenteuer darzustellen. Der eine von ihnen, der sich auf dem Lande spät zu Bett gelegt hat und gern schlafen möchte, steht früh auf, legt Gamaschen und einen leinenen Anzug an, hängt eine Schnur um, woran sich das Pulverhorn befindet, bindet sich die Haare auf und ergreift eine Büchse: der Jäger ist fertig, wenn er nur gut schießen könnte. Er kommt bei Nacht zurück, durchnäßt und todtmüde, ohne etwas geschossen zu haben; er geht am folgenden Morgen wieder auf die Jagd und bringt den ganzen Tag damit zu, auf Krammetsvögel und Rebhühner zu fehlen.

Ein Anderer, der einige schlechte Hunde besitzt, führt gern die Rede im Munde: „Meine Koppel". Er weiß einen Versammlungsort zur Jagd; er begibt sich dahin; er macht sich daran, die Hunde loszukoppeln; er dringt in das Dickicht ein, mischt sich unter die Jäger zu Pferde, hat ein Jagdhorn. Er

fragt sich nicht, wie Menalipp: „Macht es mir Vergnügen?“ Er bildet sich ein, welches zu haben, und vergißt Gesetze und Akten: er ist ein Hippolyt. Menander, der ihn gestern bei einem Processe sah, den er unter den Händen hat, würde heute seinen Referenten nicht wieder erkennen. Beobachtet ihn Tags darauf in seinem Gerichtszimmer, wo man über eine äußerst schwierige und wichtige Rechtssache entscheiden soll: er versammelt seine Herren Collegen um sich, er erzählt ihnen, wie er mit seiner Meute immer hinter dem Hirsche her gewesen, wie er dann bis zum Ersticken seinen Hunden zugeschrieen, welche die Fährte verloren hatten, oder den Jägern, welche von der Spur abgekommen waren, die er seine sechs Hunde hatte einschlagen sehen. Die Stunde drängt; er sagt ihnen schließlich noch etwas von dem Todeskampf des gejagten Hirsches und der Jagdbeute, und beeilt sich nun, mit den Andern sich an den Richtertisch zu setzen.

Wie groß ist die Verblendung mancher Privatpersonen, welche, reich geworden durch die Handelsgeschäfte ihrer Väter, deren Nachlassenschaft sie eben erst eingezogen haben, in Betreff ihrer Garderobe und ihrer Equipage den Fürsten nachahmen, durch eine übertriebene Verschwendung und durch einen lächerlichen Prunk die Pfeile des Hohnes einer ganzen Stadt, die sie zu blenden glauben, auf sich ziehen und sich auf diese Weise zu Grunde richten, um nur Spott über sich zu ernten!

Einige genießen nicht einmal den traurigen Vortheil, ihre Thorheiten weiter wirken zu lassen, als in dem Stadtviertel, wo sie wohnen; dieses ist der alleinige Schauplatz ihrer Eitelkeit. Auf der „Insel“ weiß man gar nicht, daß im „Marais“ André glänzt, und daß er dort sein väterliches Erbtheil vergeudet. Wäre es doch wenigstens in der ganzen Stadt und in den Vorstädten bekannt, so würde es schwerlich der Fall sein, daß sich unter einer so großen Anzahl von Bürgern, die nicht alle über alle Vorkommenheiten richtig zu urtheilen vermögen, nicht wenigstens Einer fände, der von ihm sagte: „Er ist prachtliebend“, und der ihm die Schmausereien, die er dem Xanthus und dem Ariston, sowie die Feste, die er Elamiren giebt, zu Gute

schriebe; aber nein, er zerrüttet sein Vermögen, ohne daß man etwas davon erfährt. Lediglich zu Gunsten von zwei oder drei Personen, die ihn nicht einmal achten, rennt er der Armuth entgegen; und während er heute noch in der Carrosse fährt, wird er in sechs Monaten nicht mehr die Mittel haben, zu Fuße zu gehen.

Narciß steht Morgens auf, um sich Abends schlafen zu legen; er hält seine Ankleidestunden wie eine Dame; er geht alle Tage regelmäßig in die Messe bei den Bernhardinern oder den Minoriten; er ist ein Mensch von leichtem Umgang, und man rechnet auf ihn im Viertel von **, wenn man eines Dritten oder Fünften beim L'Hombre oder beim Reversi-Spiel bedarf. Dort hält er vier Stunden hintereinander den Lehnstuhl bei Aricie besetzt, wo er jeden Abend fünf Goldpistolen dran setzt. Er liest gewissenhaft die „Gazette de Hollande“ und den „Mercure galant“; er hat Bergerac, Desmarets, die Histörchen von Barbin und einige poetische Sammlungen gelesen. Er geht mit Damen auf der Plaine und in dem Cours spazieren und beobachtet, was seine Besuche betrifft, eine religiöse Pünktlichkeit. Er wird morgen ganz dasselbe thun, was er heute thut und was er gestern gethan hat; und so wird er sterben, nachdem er gelebt hat.

Da ist ein Mensch, sagen Sie, den ich schon irgendwo gesehen habe; wo? das weiß ich schwer zu sagen; aber sein Gesicht ist mir ganz bekannt. — Das ist es vielen andern auch, und ich will, wenn es möglich ist, Ihrem Gedächtniß zu Hilfe kommen. War es auf dem Boulevard auf einem Wagenrücksitz, oder in den Tuilerien in der großen Allée, oder auf dem Balkon in der Komödie? War es in der Kirche, auf dem Ball oder zu Rambouillet? Wo könnten Sie ihn nicht gesehen haben, wo wäre er denn nicht zu finden? Findet auf dem Markte irgend eine bedeutende Execution, oder ein Lustfeuer statt, so erscheint er an einem Fenster des Hôtel-de-ville; erwartet man einen prächtigen Einzug, so hat er seinen Platz auf einem Gerüste; wird ein Ringelrennen aufgeführt, siehe da! er tritt ein und stellt sich auf das Amphitheater; empfängt der König Gesandte: er sieht ihren Aufzug mit an, wohnt ihrer Audienz bei und steht in der Reihe, wenn sie davon

zurückkommen. Seine Gegenwart ist ebenso wesentlich nothwendig bei dem Schwure der bündnerischen Schweizer, als die des Kanzlers und der Bünde selbst. Sein Gesicht ist es, das man in den Almanachen das Volk oder eine ganze Versammlung repräsentiren sieht. Es wird eine öffentliche Jagd veranstaltet: er ist zu Pferde dabei. Man spricht von einem Lager, einer Revüe: er ist zu Ouilles, er ist zu Achères; er hat seinen Gefallen an den Truppen, an der Miliz, am Kriege; er betrachtet sich ihn in der Nähe und sogar unter dem Fort Bernardi. Chanley versteht sich auf die Märsche, Jacquier auf die Verpflegungsmittel, Dumetz auf die Artillerie: dieser Mann aber sieht, er ist bei diesem Sehen unter dem Harnisch alt geworden, er ist Zuschauer von Profession. Er thut sonst nichts von dem, was ein Mensch thun soll, er weiß nichts von dem, was er wissen soll; aber er hat gesehen, sagt er, alles gesehen, was man nur sehen kann, und er wird nicht bedauern, zu sterben. Welcher Verlust dann für die ganze Stadt! Wer wird nach ihm verkündigen können: Der Cours ist geschlossen, man geht dort nicht mehr spazieren; der Morast von Vincennes ist ausgetrocknet und wieder erhöht, man darf dort nichts mehr ausschütten? Wer wird ein Concert ankündigen? von einer wunderbaren Rettung, einem Gaukelwerk auf dem Markte Bericht erstatten? wer wird Euch benachrichtigen, daß Beaumavielle gestern mit Tode abgegangen, daß Rochois den Schnupfen hat und acht Tage lang nicht singen wird? wer wird, wie er, einen Bürgerlichen an seinem Wappen und seinen Livréen kennen? wer wird Euch sagen: Scapin führt Lilien in seinem Wappen, und wer wird mehr davon erbaut sein? wer wird mit mehr Eitelkeit und Emphase den Namen einer einfachen Bürgerlichen aussprechen? wer wird besser mit Vaudevilles versehen sein? wer wird den Damen die „Annales galantes“ und das „Journal amoureux“ leihen? wer wird, wie er, bei Tafel einen ganzen Dialog aus der Oper und in einem Damenkabinet die Wuth Rolands zu singen verstehen? Kurz, da es in Paris, wie überall, sehr alberne, sehr fade, geschäftslose, müßige Leute giebt, wer wird ihnen dann so durchaus genügen können?

Theramen war reich und hatte Verdienste; er hat eine Erbschaft gemacht, folglich ist er sehr reich und von sehr großen Verdiensten. Da sind nun alle Frauen in Bewegung, um ihn zum Liebhaber, und alle Mädchen, um ihn zum Freier zu haben. Er geht von Haus zu Haus und erweckt so in den Müttern die Hoffnung, daß er heirathen wolle. Hat er sich niedergelassen, so ziehen sich die Mütter zurück, um ihren Töchtern volle Freiheit zu geben, sich liebenswürdig zu zeigen, und damit Theramen seine Erklärungen anbringen könne. Hier sticht er die runde Sammtmütze*) aus; dort verdunkelt er den Cavalier oder den Edelmann: ein blühender, lebhafter, heiterer, geistreicher junger Mann würde nicht leidenschaftlicher gewünscht, noch besser aufgenommen werden. Man reißt sich ihn gegenseitig aus den Händen; man hat kaum Zeit, demjenigen, der sich mit ihm gleichzeitig zum Besuch einfindet, ein Lächeln zu schenken. Wie viele Verehrer wird er zur Seite drängen! wie viele gute Partien wird er fehlschlagen lassen! Wird er so vielen Erbinnen, die sich um ihn bemühen, Genüge leisten können? Er ist nicht allein der Schrecken der Ehemänner, sondern auch das Schreckbild aller derer, die es zu werden wünschen, und welche durch eine Heirath ihre leere Kasse wieder zu füllen hoffen. Dergleichen glückliche, geldstrotzende Personen sollten aus einer civilisirten Stadt verbannt, oder die Frauenzimmer dazu verurtheilt werden, als wahnsinnig oder nichtswürdig zu gelten, wenn sie dieselben besser behandeln, als solche, die nur Verdienst besitzen.

Paris, für gewöhnlich der Affe des Hofes, versteht es nicht immer, ihm nachzuahmen. Es ahmt ihm in keiner Weise nach in jenem anmuthigen und wohlthuenden äußerlichen Benehmen, welches manche Hofleute und vor allem die Frauen dort in natürlicher Weise gegen einen Mann von Verdienst, und der sogar nichts als Verdienst besitzt, beobachten. Sie erkundigen sich weder nach seinen Kontrakten, noch nach seinen Vorfahren; sie treffen ihn am Hofe, und das genügt ihnen; sie

*) Nämlich der ehemaligen Parlaments-, jetzigen Gerichtspräsidenten, von ihrer Form mortier (Mörser) genannt.

dulden ihn, sie achten ihn. Sie fragen nicht danach, ob er in einer Kutsche oder zu Fuß angekommen ist; ob er eine Stellung, ein Landgut, oder eine Equipage hat. Da sie Hausstaat, Glanz und Würde vollauf besitzen, so erholen sie sich gern einmal an der Philosophie, oder an der Tugend. Hört eine Frau der Stadt das Rollen einer Kutsche, die vor ihrer Hausthür anhält, so brennt sie vor Interesse und Dienstgefälligkeit für den, der sich darin befindet, ohne ihn irgend zu kennen. Hat sie von ihrem Fenster aus gar ein schönes Gespann und viele Livréen bemerkt, haben mehrere Reihen schön vergoldeter Nägel sie geblendet, welche Ungeduld empfindet sie nicht, den Cavalier oder die Magistratsperson bald in ihrem Zimmer zu sehen! Welchen liebenswürdigen Empfang wird sie ihm nicht angedeihen lassen! Wird sie ihre Augen von ihm abziehen? Er verliert in keiner Beziehung bei ihr; man bringt ihm die doppelten Hangeriemen und die Stahlfedern in Anschlag, die ihn sanfter dahinrollen lassen; sie schätzt ihn deswegen höher, sie liebt ihn deshalb mehr.

Jene Geckerei mancher Pariser Frauen, welche bei ihnen eine jämmerliche Nachahmung der Hofdamen erzeugt, ist etwas weit Schlimmeres, als die Ungeschliffenheit der Frauen des Volkes, oder das bäurische Wesen der Dorfweiber: sie hat vor Beiden noch die Ziererei voraus.

Welcher nützliche und löbliche Gebrauch, das Drittel der Mitgift, welche eine Frau zubringt, im Hochzeitsaufwand zu verschwenden; damit anzufangen, daß man sich verabredeter Maßen durch Aufhäufung von überflüssigen Dingen ärmer macht, und schon sein Kapital angreift, um davon den Hauszins, die Möbeln und die Toilette zu bezahlen!

Ein vortrefflicher und einsichtsvoller Gebrauch ist auch der, nach welchem man, eine gewisse Frechheit dem Wohlanstande und der Schamhaftigkeit vorziehend, eine Neuvermählte auf einem Bett wie auf einem Theater ausstellt, um hier mehrere Tage hindurch eine lächerliche Figur zu spielen, und sie in diesem Zustande der Neugierde von Leuten beiderlei Geschlechts

preisgiebt, welche, Bekannte und Unbekannte, von allen Enden der Stadt zu diesem Schauspiele herbeieilen, so lange es dauert!*) Was fehlt einer solchen Sitte noch, um gänzlich närrisch und unbegreiflich zu sein, als daß man sie in irgend einem Bericht über Mingrelien zu lesen bekäme?

Peinliche Gewohnheit, unbequemes Joch! — sich gegenseitig unaufhörlich aufsuchen mit dem ungeduldigen Zweifel, ob man sich treffen werde; sich nur treffen, um sich Nichtigkeiten zu sagen; sich gegenseitig nur Dinge mittheilen, wovon man beiderseits schon benachrichtigt ist, und wobei es sehr wenig darauf ankommt, ob man sie wisse oder nicht; in ein Zimmer eintreten zu keinem andern Zweck, als es wieder zu verlassen; nach Tische von Hause weggehen, nur um Abends wieder dahin zurückzukehren, höchst befriedigt davon, in fünf kurzen Stunden drei Schweizerinnen, eine Frau, die man kaum kennt, und eine andere, die man nicht eben sehr liebt, gesehen zu haben! Wer den Werth der Zeit und wie unersetzlich ihr Verlust ist, zu schätzen weiß, möchte bitterlich weinen über ein solches Elend.

Man wächst in der Stadt in einer groben Gleichgültigkeit gegen Dinge des Feldes und der Landwirthschaft auf. Kaum weiß man die Pflanze, welche den Hanf liefert, von der zu unterscheiden, die den Lein erzeugt, oder den Weizen vom Roggen, und wieder beides nicht vom Mangkorn: man begnügt sich damit, sich zu nähren und zu kleiden. Einer großen Anzahl von Bürgerlichen dürft ihr weder von Brachfeldern, noch von Samenbäumen, noch von Ablegern, noch von Grummet reden, wenn man euch verstehen soll: diese Benennungen sind für sie nicht französisch. Sprechet den Einen vom Ellenmaß, vom Preisansatz oder von Procenten, und den Andern vom Wege der Appellation, von Cassationsgesuchen, von richterlichen Entscheidungen, von Citation und Evocation. Sie kennen die Welt, und zwar von der minder schönen, minder an-

---

*) Es war in der That Gebrauch in Paris, daß neuvermählte Frauen drei Tage lang ihre Besuche auf einem Bette liegend empfingen und deren Fragen und Neckereien ausgesetzt waren.

sprechenden Seite; die Natur, ihre Anfänge, ihre Entwicklung, ihre Gaben und ihre Freigebigkeit kennen sie nicht. Ihre Unwissenheit ist oft freiwillig und gründet sich auf die Achtung, die sie vor ihrem Gewerbe und ihren Fähigkeiten haben. Es giebt keinen so gemeinen Winkeladvokaten, der sich nicht, in seinem düstern und verräucherten Actenzimmer, den Kopf erfüllt von noch schwärzern Kniffen, erhaben dünkte über den Landmann, der den freien Himmel genießt, der das Feld bestellt, der zu rechter Zeit säet und reiche Ernten erzielt. Und wenn er dann und wann von den ersten Menschen oder den Patriarchen, von ihrem ländlichen Leben und ihrer Wirthschaft reden hört, so verwundert er sich, wie man in solchen Zeiten hat leben können, wo es weder Aemter, noch Commissionen, noch Präsidenten, noch Sachwalter gab. Er begreift nicht, daß man jemals ohne Kanzelei, ohne Parquet und ohne Buvette*) hat sein können.

Die römischen Kaiser haben niemals so üppig, so bequem, noch selbst so geschützt gegen Wind, Regen, Staub und Sonne ihre Triumphzüge gehalten, als der Pariser Bürger sich durch die ganze Stadt schaffen zu lassen vermag. Welcher Abstand zwischen dem jetzigen Gebrauche und dem Maulthiere seiner Vorfahren! Sie verstanden es noch nicht, sich des Nothwendigen zu berauben, um Ueberfluß zu haben, noch den Prunk nützlichen Dingen vorzuziehen. Man sah sie noch nicht die Finsterniß durch Wachskerzen erhellen, und sich dabei an einem kleinen Feuer wärmen: das Wachs war für die Altäre und für den Louvre. Sie gingen nicht von einem schlechten Gastmahle weg, um in ihre Carrosse zu steigen; sie redeten sich ein, daß der Mensch seine Beine zum Gehen habe, und sie gingen zu Fuße. Sie hielten sich sauber, wenn es trocken war, und schonten bei feuchtem Wetter ihre Fußbekleidung nicht, so wenig Anstand nehmend, die Straßen und Kreuzwege zu betreten, als der Jäger, der über ein Brachfeld wegschreitet, oder der Soldat, der sich in einem Graben naß

*) Parquet, der bei den öffentlichen Gerichtssitzungen für die Richter bestimmte Raum. Buvette, Trinkzimmer, wo die Richter ꝛc. speisen.

machen muß. Man war damals noch nicht darauf gekommen, zwei Menschen an eine Sänfte zu spannen; es gab sogar Magistratspersonen, die zu Fuß in die Rathsversammlung oder zur gerichtlichen Untersuchung gingen, so bereitwillig, wie Augustus einst auf eigenen Füßen zum Kapitol ging. Auf den Tafeln und den Kredenztischen glänzte zu jener Zeit Zinn, wie Eisen und Kupfer auf den Herden; Silber und Gold lagen in den Kisten. Die Frauen ließen sich durch weibliche Personen bedienen: man erstreckte dies selbst bis auf die Küche. Die schönen Benennungen „Gouverneur“ und „Gouvernante“ waren unsern Vätern nicht unbekannt; sie wußten, wem man die Kinder der Könige und der großen Fürsten anvertraute; aber sie aßen mit ihrer Dienerschaft und ihren Kindern an demselben Tisch, zufrieden, unmittelbar selbst über deren Erziehung zu wachen. In Allem hielten sie Abrechnung mit sich; ihre Ausgaben entsprachen ihrer Einnahme; ihre Livréen ihre Equipagen, ihre Möbeln, ihre Tafel, ihre Stadt- und Landhäuser, Alles war auf das Maß ihrer Einkünfte und nach ihrem Stande eingerichtet. Es gab bei ihnen äußere Unterschiede, welche verhinderten, daß man die Frau eines Sachwalters für die einer Magistratsperson hielt, und jemanden aus dem niedern Bürgerstande oder einen Bedienten für einen Edelmann. Weniger darauf bedacht, ihr väterliches Erbtheil zu verschwenden oder zu vergrößern, als es zu erhalten, hinterließen sie es ungeschmälert ihren Erben, und führten so ein mäßiges Leben bis zu einem ruhigen Tode. Sie sagten nicht: „Die Zeit ist schwer, das Elend ist groß, das Geld ist selten;“ sie hatten dessen zwar weniger als wir, aber sie hatten genug; reicher durch ihre Wirthschaftlichkeit und ihre bescheidenen Ansprüche, als in Folge ihrer Einkünfte und ihrer Besitzungen. Kurz, man war damals von jenem Grundsatze durchdrungen, daß das, was bei den Großen Glanz, Pracht und Luxus ist, bei dem Privatmann Verschwendung, Thorheit, Albernheit sei.“

Achtes Kapitel.

Vom Hofe.

Der ehrenwertheste Vorwurf, den man in gewissem Sinne einem Menschen machen kann, ist der, daß man ihm sagt, er kenne nicht den Hof. Es giebt keine Art von Tugend, welche man ihm durch dieses einzige Wort nicht beilegt.

Ein Mensch, der den Hof kennt, ist Herr über seine Bewegungen, seine Augen, seine Mienen. Er ist undurchdringlich verschlossen; er weiß den schlimmen Diensten einen angenehmen Schein zu geben, lächelt seinen Feinden zu, beherrscht seine Laune, verhehlt seine Leidenschaften, verleugnet sein Herz, spricht und handelt wider seine Gefühle. Dieses ganze außerordentlich erkünstelte Verhalten beruht auf einem Laster, welches man Falschheit nennt, und welches dem Höfling bisweilen ebenso wenig Vortheil bringt, als Freimüthigkeit, Aufrichtigkeit und Tugend.

Wer kann gewisse schillernde Farben benennen, die sich je nach dem Lichte verändern, in welchem man sie betrachtet? Ebenso: wer kann eine Begriffserklärung vom Hofe geben?

Sich dem Hofe nur einen Augenblick entziehen, heißt darauf Verzicht leisten. Der Hofmann, der ihn am Morgen gesehen hat, besucht ihn wieder des Abends, damit er ihn am folgenden Tage wieder erkennen, oder um selbst dort bekannt zu bleiben.

Am Hofe ist man klein, und selbst der Eitelste kommt sich dort so vor; aber das Uebel ist ein gemeinschaftliches, und die Großen selbst erscheinen dort klein.

Die Provinz ist der Ort, von wo aus der Hof, als von seinem eigentlichen Gesichtspunkt, als etwas Bewundernswürdiges erscheint. Nähert man sich ihm, so verkleinern sich seine Annehmlichkeiten, wie die einer Perspective, die man aus zu großer Nähe sieht.

Man gewöhnt sich schwer an ein Leben, das man in einem Vorzimmer, in den Höfen, oder auf der Treppe zubringt.

Der Hof macht nicht zufrieden, er verhindert vielmehr, daß man es irgendwo anders sei.

Ein anständiger Mann hat nöthig, sich den Hof näher anzusehen: er entdeckt bei dieser Gelegenheit gleichsam eine neue Welt, die ihm unbekannt war, worin er in gleichem Maße Laster und Höflichkeit herrschen sieht, und wo Alles für ihn lehrreich ist, das Gute wie das Schlimme.

Der Hof gleicht einem aus Marmor aufgeführten Gebäude, das heißt, er ist aus sehr harten, aber sehr geschliffenen Menschen zusammengesetzt.

Man geht bisweilen an den Hof, um sich dadurch nach der Rückkehr bei dem Edelmann seiner Provinz oder seines Sprengels Achtung zu verschaffen.

Der Sticker und der Zuckerbäcker würden überflüssig sein und nur unnütze Schaustücke anfertigen, wenn man einfach und mäßig wäre. Die Höfe würden verlassen und die Könige fast allein sein, wenn man von der Eitelkeit und vom Eigennutz geheilt wäre. Die Menschen wollen irgendwo Sclaven sein, um sich dort mit dem zu versehen, wodurch sie anderswo herrschen können. Es hat den Anschein, daß man den Ersten am Hofe die Miene des Hochmuths, des Stolzes und der Befehlshaberei en gros überliefert, damit sie in den Provinzen dieselbe im Einzelnen austheilen. Sie verfahren dort, als echte Affen königlicher Hoheit, grade so, wie man gegen sie verfuhr.

Nichts entstellt gewisse Hofleute so sehr, als die Gegenwart des Fürsten; kaum kann man sie an ihren Gesichtern wiedererkennen: ihre Züge sind verändert, und ihre Haltung ist aller Würde beraubt. Die Stolzen und Hoffärtigen sind am meisten verunstaltet, da sie am meisten von dem, was sie sonst sind, verlieren. Der anstandsvolle, dabei bescheidene Mann behauptet sich am besten, weil er nichts an sich umzugestalten hat.

Das höfische Wesen ist ansteckend; man nimmt es in Versailles so leicht an, wie den Normannischen Accent zu Rouen, oder zu Falaise. Es blickt sogar bei Fourieren, bei Unter-

Controleuren und bei den Aufsehern der Obstkammer durch. Man kann mit sehr mittelmäßiger Geistesfähigkeit große Fortschritte darin machen. Ein Mensch von vorzüglicher Geistesanlage und gediegenem Verdienste legt nicht genug Werth auf diese Art von Talent, um es zur Hauptsache seines Studiums zu machen und es sich anzueignen: er erlangt es, ohne daran zu denken, und es fällt ihm nicht ein, dasselbe wieder abzulegen.

Es erscheinen an den Höfen abenteuerliche und dreiste Menschen von einem freien und zudringlichen Charakter, die sich selbst einführen und vorgeben, daß sie in ihrer Kunst alle mögliche Geschicklichkeit besitzen, die Andern abgeht, und denen man auf ihr Wort glaubt. Inzwischen suchen sie aus dem allgemeinen Irrthum und der Neuigkeitsliebe der Menschen Vortheil zu ziehen. Sie brechen sich Bahn durch die große Masse und gelangen bis zum Ohre des Fürsten, mit welchem der Höfling sie sprechen sieht, während er sich schon beglückt fühlt, nur von ihm angesehen zu werden. Sie haben für die Großen das Bequeme, daß sie von ihnen ohne weitere Folge geduldet und ebenso verabschiedet werden können. Dann verschwinden sie, zugleich bereichert und um ihr Ansehen gebracht; und die Welt, welche sie soeben getäuscht haben, ist von neuem bereit, von andern sich täuschen zu lassen.

Ihr sehet Leute, die nur oberflächlich grüßend eintreten, mit erhobenen Schultern einhergehen und sich, wie eine Frau, in die Brust werfen. Sie fragen euch etwas, ohne euch anzusehen; sie sprechen in einem hohen Tone, welcher bedeuten soll, daß sie sich über denen erhaben fühlen, die eben gegenwärtig sind. Sie bleiben stehen, und man umgiebt sie; sie führen das Wort und den Vorsitz in der Gesellschaft und beharren in dieser lächerlichen und nachgemachten Erhabenheit, bis irgend ein Hochgestellter dazu kommt, welcher sie durch seine Erscheinung mit Einem Male herabdrückt und sie auf ihr natürliches Wesen zurückführt, das ihnen weniger schlecht steht.

Die Höfe können eine gewisse Gattung von Hofleuten nicht entbehren, Menschen voll Schmeicheleien und Gefälligkeiten, die

sich bei den Frauen beliebt, sich ihnen dienstlich zu machen wissen, denen sie Vergnügen verschaffen, deren Schwächen sie erlauschen, deren sämmtlichen Leidenschaften sie huldigen. Sie flüstern ihnen Unziemlichkeiten in die Ohren, sprechen mit ihnen von ihren Ehemännern und Liebhabern in den angemessenen Ausdrücken, errathen ihre Verdrießlichkeiten, ihre körperlichen Leiden und wissen ihre Niederkunft zu bestimmen. Sie ersinnen die Moden, grübeln über den Luxus und die Ausgaben nach und geben diesem Geschlechte sichere Mittel an die Hand, große Summen für Kleider, Möbeln und Equipagen zu verschwenden. Sie tragen selbst Kleider, die durch Erfindung und Reichthum Aufsehen erregen, und bewohnen alte Paläste nur, nachdem sie dieselben neu hergestellt und verschönert haben. Sie speisen fein und mit Auswahl; es giebt keine Art von wollüstigem Leben, das sie nicht durchkosteten und wovon sie nicht Rechenschaft zu geben wüßten. Sie verdanken sich selbst ihr Vermögen und erhalten es sich mit derselben Geschicklichkeit, mit der sie es erlangt haben. Herabsehend und stolz, gehen sie nicht mehr mit ihresgleichen um, ja grüßen sie nicht mehr. Sie sprechen, wo alle Andern schweigen; sie treten ein, drängen sich zu an solchen Orten und zu solchen Stunden, wo die Großen nicht wagen, sich sehen zu lassen. Diese, nach langem Dienste, den Leib von Wunden bedeckt, mit schönen Aemtern oder hohen Würden bekleidet, haben keine so zuversichtliche Miene, kein so so freies Benehmen. Jene Leutchen besitzen das Ohr der größten Fürsten, wohnen allen ihren Vergnügungen, allen ihren Festen bei, kommen nicht aus dem Louvre oder aus dem Schloß, wo sie herumgehen und sich benehmen, als wären sie zu Hause und unter ihrer Dienerschaft; scheinen sich an tausend Stellen zu vervielfältigen und sind die Gesichter, welche den Neuangekommenen an einem Hofe stets zuerst in die Augen fallen. Sie umarmen, sie werden umarmt; sie lachen, sie machen sich laut, sie sind kurzweilig, sie geben Geschichtchen zum besten. Sie sind verträgliche, unterhaltende, reiche Personen, welche Geld ausleihen und keine weitere Bedeutung haben.

Sollte man von Cimon und Clitander nicht glauben, daß

sie allein mit der Sorge für den Staat bis ins Einzelnste beauftragt wären, und ebenso allein die Verantwortung dafür tragen müßten? Der eine hat mindestens die Landangelegenheiten, der andere die der See zu besorgen. Wer sie schildern könnte, würde die Geschäftigkeit, die Unruhe, die Neugierde, die Thätigkeit darstellen, verstände die Bewegung zu malen. Man hat sie nie sitzen, nie auf einer Stelle verweilen sehen. Ja, wer hat sie selbst gehn sehen? Man sieht sie nur laufen und im Laufen sprechen und euch fragen, ohne eine Antwort abzuwarten. Sie kommen von keinem Orte, sie gehen nach keinem Orte; sie eilen immer hin und her. Haltet sie nicht in ihrem Rennen auf, ihr würdet ihre Maschine ins Stocken bringen. Richtet keine Fragen an sie, oder gönnet ihnen wenigstens Zeit, zu Athem zu kommen und sich daran zu erinnern, daß sie eigentlich gar kein Geschäft vorhaben, daß sie bei euch verweilen können, und zwar lange, und euch sogar folgen können, wohin ihr sie nach Belieben führen wollt. Sie sind nicht die Trabanten des Jupiter, die den Herrscher umkreisen und nahe umgeben; aber sie eilen ihm voraus und kündigen ihn an; sie stürzen sich ungestüm unter die Menge der Höflinge: alles, was ihnen im Wege steht, ist in Gefahr. Ihr Geschäft besteht darin, gesehen und wieder gesehen zu werden, und sie legen sich niemals zu Bett, ohne sich eines so ernsten und für den Staat so wichtigen Amtes entledigt zu haben. Außerdem sind sie von allen gleichgültigen Neuigkeiten gründlich unterrichtet und wissen alles am Hofe, was daselbst unbekannt sein mag. Es mangelt ihnen an keinem der Talente, die dazu nöthig sind, um sich auf mittelmäßige Weise vorwärts zu bringen. Nichtsdestoweniger sind sie aufgeweckte und rüstige Leutchen für alles, wovon sie glauben, daß es ihnen zukomme; ein wenig unternehmend, leichtgesinnt und voreilig, tragen sie Beide, an den Wagen des Glücks gespannt, ihre Nasen hoch, und sind Beide weit davon entfernt, sich selbst darauf sitzen zu sehen.

Ein Hofmann, welcher keinen ganz wohlklingenden Namen hat, muß ihn unter einem besseren verbergen; hat er aber einen solchen, den er zu tragen wagt, so muß er glaublich zu

machen suchen, daß er unter allen Namen der berühmteste sei, wie seine Familie unter allen Familien die älteste. Er muß sich mit den Lothringischen Fürsten, mit den Rohans, den Foix, den Chatillons, den Montmorencis und, wenn möglich, mit den Prinzen von Geblüt in eine Reihe stellen; nur von Herzögen, Cardinälen und Ministern sprechen; in alle seine Gespräche seine väterlichen und mütterlichen Ahnen einfließen lassen und selbst Platz für die Oriflamme und die Kreuzzüge finden; muß Säle haben, die mit Stammbäumen, mit Schilden von sechszehn Feldern und mit Gemälden seiner Ahnen und der Verwandten seiner Ahnen geschmückt sind; muß stolz darauf sein, ein altes Schloß mit Eckthürmchen, Zinnen und Zwinger zu besitzen; muß bei jeder Gelegenheit sagen: „Mein Stamm, mein Zweig, mein Name und mein Wappen"; muß von Dem da sagen, er sei kein Mann vom hohen Adel, von Jener, sie sei kein Fräulein von Adel, oder, wenn man ihm sagt, daß Hyacinth das große Loos gewonnen habe, fragen, ob er ein Edelmann sei. Einige werden über solche Ungereimtheit lachen, er aber wird sie lachen lassen; andere werden Histörchen daraus machen, und er wird ihnen dies Vergnügen gönnen. Er wird stets sagen, daß er gleich nach dem regierenden Hause komme, und weil er es immerfort sagt, so wird man es ihm glauben.

Es ist sehr einfältig, an den Hof den geringsten Zug von Bürgerlichkeit mitzubringen und dort nicht ganz Edelmann zu sein.

Am Hofe legt man sich mit dem persönlichen Interesse zu Bett und steht mit demselben wieder auf; man beschäftigt sich damit am Morgen und am Abend, am Tag und in der Nacht; es ist die Triebfeder, daß man denkt, daß man spricht, daß man schweigt, daß man handelt; der Beweggrund, daß man die Einen anredet und die Andern vernachlässigt; der Maßstab, nach dem man seine Besorgnisse, seine Gefälligkeiten, seine Achtung, seine Gleichgültigkeit, seine Mißachtung abmißt. Welche Schritte auch Einige aus Tugend zur Mäßigung und Lebensweisheit hin thun mögen, die erste beste ehrgeizige Regung reißt sie mit den Habsüchtigsten,

mit den in ihren Wünschen Leidenschaftlichsten und Ehrgeizigsten fort. Welches Mittel giebt es, unbewegt zu bleiben, wo Alles sich bewegt, wo Alles seine Schritte thut, und nicht mit zu rennen, wo alle Andern rennen? Man glaubt sogar, sich selbst verantwortlich zu sein für seine Standeserhöhung und sein Glück. Wer es am Hofe nicht gemacht hat, von dem herrscht die Meinung, daß er es nicht hat machen können; man beruhigt sich dabei. Soll man sich indessen davon zurückziehen, bevor man noch den geringsten Nutzen daraus geschöpft hat, oder soll man noch fortfahren, ohne Gunst und Belohnung dort zu verweilen? Eine so kitzliche, so in Verlegenheit setzende und, was die Entscheidung anbetrifft, so peinliche Frage, daß eine unendliche Menge von Hofschranzen über dem entscheidenden Ja oder Nein alt werden und im Zweifel darüber das Zeitliche gesegnen.

Es giebt am Hofe nichts so Verächtliches und so Werthloses, als einen Menschen, der auf keine Weise zu unserem Glücke etwas beitragen kann: ich erstaune, daß er sich zu zeigen wagt.

Wenn derjenige, welcher einen Mann seiner Zeit und seines Standes, mit welchem er das erste Mal an den Hof gekommen ist, weit hinter sich erblickt, einen triftigen Grund zu haben glaubt, von seinem eigenen Verdienste eingenommen zu sein und sich höher zu schätzen, als jenen Andern, der auf dem Wege zurückgeblieben ist, — so erinnert sich nicht mehr dessen, was er vor seiner Glückszeit von sich selbst und von denen, die ihm zuvorgekommen waren, dachte.

Es heißt viel von unserm Freund erlangen, wenn er, nachdem ihm eine hohe Gunst zu Theil geworden ist, nicht vergißt, daß wir Bekannte sind.

Wenn der, welcher in Gunst steht, sich dieselbe zu nutze macht, ehe sie ihm entschlüpft; wenn er sich eines guten Windes bedient, um seinen Weg zu machen; wenn er die Augen wachsam auf alles gerichtet hält, was eben erledigt ist, sei es eine Postverwaltung oder eine Abtei, um für sich darum nachzusuchen und sie zu ergattern; wenn er sich Pensionen, Patente und Anwart-

schaften auf Stellen verschafft: so werft ihr ihm seine Habsucht und seinen Ehrgeiz vor. Ihr sagt, daß ihn Alles in Versuchung führe, daß er Alles betrachte als ihm selbst, den Seinigen, seinen Kreaturen zukommend, und daß, nach der Menge und Mannigfaltigkeit der Gnadengeschenke, mit denen er sich überhäuft sehe, er allein das Glück Vieler sich angeeignet habe. Indessen, was blieb ihm zu thun übrig? Wenn ich darüber weniger nach euren Reden urtheile, als nach dem, was ihr selbst in ähnlicher Lage gethan haben würdet, so hat er genau dasselbe gethan.

Man tadelt die Leute, welche ein großes Glück machen, wenn sie die Gelegenheiten dazu haben, weil man, bei der Mittelmäßigkeit des seinigen, daran verzweifelt, jemals im Stande zu sein, es wie sie zu machen und sich solchen Tadel zuzuziehen. Wenn man die Kraft besäße, es ihnen nach zu thun, so würde man zu der Empfindung gelangen, daß sie weniger Unrecht haben, und man würde im Urtheil zurückhaltender sein, aus Furcht, daß man im voraus seine eigene Verdammung ausspräche.

Man muß nichts übertreiben und also auch den Höfen nichts Schlimmes zuschreiben, was dort nicht herrscht. Man versündigt sich daselbst nicht ärger an dem wahren Verdienst, als daß man es bisweilen unbelohnt läßt; aber man mißachtet es nicht immer. Wenn man es einmal zu erkennen vermocht hat, so vergißt man es, und man versteht es daselbst vollkommen, nichts oder nur sehr wenig für diejenigen zu thun, die man sehr schätzt.

Es ist eine Seltenheit am Hofe, daß unter allen den Mitteln, die man anwendet, um sein Glück zu machen, sich nicht auch eines findet, das fehlschlägt. Der eine meiner Freunde, der mir sein Fürwort versprochen hat, spricht gar nicht; der andere spricht ohne Nachdruck; einem dritten widerfährt es, daß er ganz gegen meine Interessen und seine Absichten spricht; jenem fehlt es am guten Willen, diesem an Geschicklichkeit und Klugheit: allen mit einander macht es nicht genug Vergnügen, mich glücklich zu sehen, um aus allen Kräften dahin zu wirken,

daß ich es werde. Jeder erinnert sich wohl hinreichend alles dessen, was ihm die Begründung seines Glücks gekostet hat, so wie des Beistandes, der ihm den Weg hat bahnen helfen; ja man wäre sogar ziemlich geneigt, die Dienste, welche uns die Einen erwiesen haben, durch solche, die man Andern bei ähnlicher Benöthigung erzeigte, auszugleichen, wenn nicht die erste und einzige Sorge nach Begründung des Glücks wäre, an sich selbst zu denken.

Die Hofleute wenden alles, was sie an Geist, Gewandtheit und Scharfsinn besitzen, nicht dazu an, um Auskunftsmittel aufzufinden, womit sie sich diejenigen ihrer Freunde, welche sie um ihren Beistand angehen, verpflichten könnten; sondern einzig dazu, um scheinbare Gründe, glaubwürdige Vorwände oder das zu ersinnen, was sie eine Unmöglichkeit nennen, etwas thun zu können. Und dann überreden sie sich, ihrerseits von allen Verpflichtungen der Freundschaft oder der Dankbarkeit befreit zu sein.

Am Hofe will niemand den Anfang machen; man bietet seinen Beistand an, weil man, von sich auf die Andern schließend, hofft, daß keiner den Anfang machen werde, und man auf diese Weise seines Beistandes sich enthoben glaubt. Das ist eine milde und feine Art, seinen Einfluß, seine Dienste und seine Vermittlung, um die man angegangen worden ist, zu verweigern.

Wie viele Leute ersticken euch fast im Privatumgange mit Liebkosungen, lieben euch und schätzen euch, die doch im öffentlichen Verkehr euretwegen in Verlegenheit gerathen, und beim Lever am Hofe oder in der Messe euren Blick und eure Begegnung vermeiden! Nur sehr wenige Hofleute wagen es aus Großherzigkeit oder aus genügendem Selbstvertrauen, offen vor der Welt das alleinstehende und von äußern Stützen entblößte Verdienst zu ehren.

Ich sehe einen Mann von Gefolge umgeben, aber er steht in Amt und Würden; ich sehe einen andern, dem alle Welt sich nahet, aber er steht in Gunst. Dieser hier erfährt Umarmungen und Liebkosungen, selbst von den Großen, aber er ist reich; jener

wird von allen mit Neugierde angestaunt, man weist mit dem Finger auf ihn, aber er ist gelehrt und beredt. Dort entdecke ich einen, den niemand zu grüßen unterläßt, aber er ist ein schlechter Mensch. Ich suche jedoch einen Menschen, der gut ist, der nichts weiter ist und dennoch geehrt und begehrt wird.

Wird jemand zu einem neuen Amte erhoben, da ergießt sich über ihn ein Strom von Lobreden, der die Hofräume und die Kapelle überschwemmt, die Treppen, die Säle, die Gallerie, die ganze Wohnung erreicht: die Fluth geht einem über den Kopf, es ist nicht zum Aushalten. Nicht zwei Menschen stimmen mehr verschieden über diese Person: der Neid, die Eifersucht sprechen wie die reine Schmeichelei; alle lassen sich von dem Strome mit fortreißen, der sie dahinträgt, der sie zwingt, von einem Menschen zu sagen, was sie von ihm denken, oder was sie nicht von ihm denken, sowie oft denjenigen zu loben, den sie gar nicht kennen. Der Mann von Geist, von Verdienst oder von Muth wird in einem Augenblick zu einem Genie ersten Ranges, zu einem Heros, einem Halbgott erhoben. Es wird ihm in allen Schilderungen, die man von ihm macht, so ungeheuer geschmeichelt, daß er sich neben seinen Abbildern entstellt ausnimmt; es ist ihm unmöglich, jemals dahin zu gelangen, bis wohin ihn die niedrige Schmeichelei und Wohldienerei emporgehoben haben; er erröthet über seine eigne Berühmtheit. Beginnt er auf diesem Posten, worauf man ihn gestellt hatte, zu wanken, so springt die Welt sehr schnell zu einer andern Meinung über. Hat er ihn gänzlich eingebüßt, so werden sämmtliche Maschinen, die ihn durch das Beifalljauchzen und die Lobeserhebungen emporgewunden hatten, so gerichtet, daß er in die äußerste Verachtung fallen muß; d. h. niemand wird ihn mehr herabwürdigen, niemand ihn bitterer tadeln und ihm mehr Uebles nachreden, als grade diejenigen, welche vorher wie unsinnig darauf aus waren, Gutes von ihm zu reden.

Ich glaube behaupten zu können, daß man sich leichter zu einer hohen und schwierigen Stellung emporschwingt, als sich darauf erhält.

Man sieht Männer von einem hohen Glücksstande durch

dieselben Fehler herabsinken, durch welche sie sich hinaufgehoben haben.

An den Höfen giebt es eine zweifache Art und Weise dessen, was man nennt, seine Leute verabschieden, oder sich der Menschen entledigen, nämlich: aufgebracht gegen sie sein, oder es so anzustellen wissen, daß sie gegen euch aufgebracht und eurer überdrüssig werden.

Am Hofe sagt man aus zwei Gründen Gutes von jemandem: erstens damit er erfahre, daß wir gut von ihm gesprochen haben, und zweitens, damit er Gleiches auch von uns sage.

Es ist am Hofe ebenso gefährlich, Schritte zur Annäherung zu thun, als es in Verlegenheit bringen kann, sie nicht zu thun

Es giebt Leute, welche deswegen, weil sie eines Menschen Namen und Gesicht nicht kennen, sich dazu berechtigt glauben, über ihn zu lachen oder ihn verächtlich zu behandeln. Sie fragen: Wer ist dieser Mensch; es ist weder Rousseau, noch ein Fabri, noch La Couture*); sie würden ihn sonst jedenfalls kennen.

Man sagt mir von diesem Manne so viel Schlimmes, und ich werde doch so wenig davon an ihm gewahr, daß ich auf den Argwohn gerathe, er möge ein Verdienst haben, welches lästig ist und das der Andern verdunkelt.

Sie sind ein ehrenhafter Mann; Sie wollen den Günstlingen weder gefallen, noch mißfallen, indem Sie sich einzig Ihrem Schutzherrn und Ihrer Pflicht widmen: — Sie sind ein verlorner Mann.

Man ist unverschämt nicht aus Wahl, sondern in Folge des Temperaments: es ist ein Fehler, es zu sein, aber ein natürlicher. Wer nicht mit der Anlage dazu geboren ist, ist bescheiden und springt nicht leicht von einem Aeußersten zum andern über. Es ist ein sehr unnützer Rath, zu ihm zu sagen: Seien Sie doch unverschämt, und es wird Ihnen glücken! —

---

*) J. Bapt. Rousseau (1670—1741), berühmter Odendichter jener Zeit. — Fabri wurde verbrannt, und La Couture war der Schneider der Dauphine und wurde wahnsinnig.

Eine mißrathene Befolgung dieser Lehre würde ihm keinen Vortheil bringen, sondern ihn scheitern lassen. An den Höfen bedarf es nichts Geringeren, als einer wirklichen, angeborenen Unverschämtheit, um zu seinem Zwecke zu gelangen.

Man bemüht sich um eine Stelle, man drängt sich zu, man bewirbt sich eifrig, man quält sich ab, man stellt Gesuche, man wird abgewiesen, man bittet und man erhält das Erbetene: aber, giebt man vor, ohne darum gebeten zu haben, und zu einer Zeit, wo man gar nicht daran gedacht hat, wo man eher an alles Andere dachte. Herkömmlicher Styl, unschuldige Lügnerei, die niemanden täuscht.

Die Menschen wollen nicht, daß die Absichten, die sie in Betreff ihres Glückes haben, aufgedeckt werden, noch daß man durchschaue, daß sie nach dieser oder jener Würde trachten; denn wird ihnen dieselbe verweigert, so ist, wie sie sich überreden, ihre Zurücksetzung eine Schande für sie; wird sie ihnen dagegen gewährt, so gereicht es ihnen mehr zum Ruhme, von demjenigen, der ihnen die Stelle bewilligt, für würdig erachtet zu werden, als wenn sie sich selbst durch ihre Bewerbungen und Kabalen derselben für würdig ausgeben. Sie fühlen sich dann in dem doppelten Schmucke ihrer Würde und ihrer Bescheidenheit.

Welche Schande ist die größere: die Verweigerung einer Stelle, die man verdient, oder die Gewährung einer solchen, die man nicht verdient?

Wie groß die Schwierigkeiten auch seien, um zu einer Stelle am Hofe zu gelangen, so ist es doch noch häkliger und schwieriger, sich der Erlangung der Stelle würdig zu machen.

Es kostet weit weniger, zu bewirken, daß man von uns sagt: Warum hat er diese Stelle erhalten? als zu der Frage Veranlassung zu geben: Warum hat er sie nicht erhalten?

Man meldet sich ferner zu den städtischen Aemtern, man bewirbt sich um eine Stelle in der Französischen Akademie, man sucht um das Consulat nach. Würde denn der Anspruch darauf geringer sein, wenn man die ersten Jahre seines Lebens arbeitete, um sich zu einem bedeutenden Amte fähig zu machen, und es dann ohne alle Geheimnißthuerei und ohne alle Intrigue,

vielmehr offen und mit Zuversicht verlangte, um darin dem Vaterlande, dem Fürsten und dem Staate seine Dienste zu widmen?

Ich weiß keinen Hofmann, dem der Fürst eine gute Verwaltung, eine hohe Stelle oder eine bedeutende Pension verliehen hat, der nicht aus Eitelkeit, oder um seine Uneigennützigkeit zu bezeugen, versicherte, daß er bei weitem weniger durch das Geschenk selbst befriedigt sei, als durch die Art und Weise, wie es ihm zu Theil geworden. Das einzige Wahre und Unzweifelhafte an der Sache ist, daß er so sagt.

Es liegt etwas Rohes darin, auf ungefällige Weise zu geben. Die Hauptsache und das Beschwerlichste ist das Geben; was kostet es denn, noch ein Lächeln hinzuzufügen?

Man muß gleichwohl gestehen, daß es Menschen gegeben hat, welche mit mehr Anstand etwas abschlugen, als andere zu geben verstanden; daß man von einigen erzählt, sie hätten sich so lange bitten lassen, hätten in so unfreundlicher Weise gegeben und eine Gnade, die man ihnen abzwang, an so unangenehme Bedingungen geknüpft, daß es als eine größere Gunst erschien, von ihnen nichts annehmen zu dürfen.

An den Höfen sieht man habgierige Menschen, die sich allen Stellen unterziehen, um der Vortheile davon habhaft zu werden: Verwaltung, Amt, Benefiz, alles ist ihnen recht. Sie schicken sich so vortrefflich an, daß sie vermöge ihrer Beschaffenheit aller Gunstbezeigungen fähig sind. Sie sind Amphibien: sie leben von der Kirche und vom Degen, und werden bald das Geheimniß finden, noch die Robe des Rechtsgelehrten dazuzufügen. Wenn ihr fragt, was diese Leute am Hofe thun? — Nun, sie empfangen, und beneiden alle diejenigen, denen man giebt.

Tausend Menschen am Hofe verbringen ihr Leben damit, diejenigen, welche etwas erhalten, zu umarmen, ihnen die Hand zu drücken, sie zu beglückwünschen, bis sie sterben, ohne selbst etwas erhalten zu haben.

Menophil entlehnt dem einen Stande seine Sitten, einem andern sein Gewand. Er geht das ganze Jahr durch maskirt, obgleich mit unverdecktem Gesicht. Er erscheint am Hofe, in

der Stadt, an andern Orten, immer unter einem bestimmten Namen und in derselben Verkleidung. Man erkennt ihn wieder, und aus seinem Gesicht ersieht man, was er ist.

Um zu den hohen Würden zu gelangen, giebt es die sogenannte große Straße oder den gebahnten Weg; es giebt aber auch noch den krummen oder den Querweg, welcher der kürzeste ist.

Man läuft den Unglücklichen nach, um sie zu betrachten, man bildet Reihen oder stellt sich an die Fenster, um die Züge und die Haltung eines Menschen zu beobachten, der zum Tode verurtheilt ist und weiß, daß er sterben muß. Unersprießliche, bösartige, unmenschliche Neugierde! Wenn die Menschen vernünftig wären, so würde der öffentliche Platz verlassen sein, und man würde es allgemein nur für eine Schmach halten, dergleichen Schauspiele anzusehen. Wenn ihr der Neugierde so unterworfen seid, so befriedigt sie wenigstens an einem edleren Gegenstande. Sehet euch einen Glücklichen an, betrachtet ihn an demselben Tage, an welchem er zu einem neuen Posten ernannt worden ist und die Glückwünsche dazu in Empfang nimmt. Leset in seinen Augen und mitten durch den studirten Gleichmuth und die erkünstelte Bescheidenheit hindurch, wie selbstzufrieden und von sich durchdrungen er ist. Sehet, welche Heiterkeit diese Erfüllung seiner Wünsche in seinem Herzen und auf seinem Gesicht verbreitet; wie er nur noch darauf denkt, zu leben und seine Gesundheit zu erhalten; wie endlich seine innere Freude durchbricht und sich nicht mehr verhehlen kann; wie er sich unter dem Gewicht seines Glückes beugt, und welche frostige und ernste Miene er gegen diejenigen annimmt, die nicht mehr seinesgleichen sind: er antwortet ihnen nicht, er sieht sie nicht. Die Umarmungen und die Schmeicheleien der Großen, die er nicht mehr in solchem Abstande von sich sieht, sind ihm vollends schädlich; er kommt aus der Fassung, er wird betäubt — es ist eine vorübergehende Geistesstörung. — Ihr wollt glücklich sein, ihr schmachtet nach Gnadenbezeigungen, — wie viele Dinge, denen ihr aus dem Wege gehen solltet!

Ein Mensch, der eine Stelle erhalten hat, bedient sich nicht mehr seiner Vernunft und seines Geistes, um sein Benehmen und sein Aeußeres mit der Rücksicht auf Andere zu regeln; er entlehnt seine Richtschnur von seiner Stellung und seinem Stande: daher seine Vergessenheit, sein Hochmuth, seine Anmaßung, Gefühlshärte und Undankbarkeit.

Theonas, seit dreißig Jahren Abbé, wurde müde, es länger zu sein. Noch niemand hat mit so heißem Verlangen und solcher Ungeduld danach geschmachtet, sich mit dem Purpur bekleidet zu sehen, als er, ein goldenes Kreuz auf seiner Brust zu tragen. Und weil die großen Festlichkeiten stets vorübergingen, ohne an seinem Glücke etwas zu ändern, so murrte er über die gegenwärtige Zeit, fand, daß der Staat schlecht regiert würde, und sagte nichts als Unheilvolles voraus. Da er in sich zur Ueberzeugung gekommen war, daß an den Höfen das Verdienst denen, die gefördert sein wollen, hinderlich sei, so hatte er endlich seinen Entschluß gefaßt und der Prälatenwürde entsagt, als plötzlich jemand kommt, ihm mitzutheilen, daß er zum Bischof ernannt sei. Voll Freude und Zuversicht über eine so wenig erwartete Nachricht ruft er aus: Ihr sollt sehen, daß ich nicht dabei stehen bleibe, und daß man mich noch zum Erzbischof ernennen wird.

Am Hofe bedarf man neben den Großen und den Ministern, selbst den bestgesinnten, auch der Schelme; aber ihre Verwendung ist bedenklich, und man muß sie an der rechten Stelle zu gebrauchen wissen. Es giebt Zeiten und Gelegenheiten, wo sie gar nicht durch Andere ersetzt werden können. Ehre, Tugend, Gewissen, allzeit achtungswerthe Eigenschaften, sind oft von keinem Nutzen: was, meint ihr, soll man bisweilen mit einem rechtlichen Mann anfangen?

Jugend des Fürsten — die Quelle großer Reichthümer.

Timant, stets derselbe und ohne etwas von jenem Verdienst einzubüßen, welches ihm im Anfang Ruf und Belohnungen verschaffte, konnte doch nicht verhindern, daß er in den Augen der Hofleute an Werth verlor. Sie waren es müde, ihn hoch-

zuachten; sie begrüßten ihn kalt, sie lächelten ihm nicht mehr zu; sie fingen an, ihn zu meiden, sie umarmten ihn nicht mehr, zogen ihn nicht mehr bei Seite, um ihm geheimnißvoll eine gleichgültige Sache zuzuflüstern, sie hatten ihm überhaupt nichts mehr zu sagen. Er bedurfte dieser Pension, oder dieser neuen Stelle, mit der er kürzlich beehrt worden ist, um seine aus ihrem Gedächtniß halb verlöschten Tugenden wieder aufleben zu lassen und die Vorstellung davon wieder aufzufrischen. Jetzt benehmen sie sich gegen ihn wie im Anfange, ja noch zuvorkommender.

Wie viel Freunde, wie viel Verwandte wachsen dem neuen Minister in einer Nacht zu! Die einen machen ihre alten Verbindungen, ihre Studiengenossenschaft, die Rechte der Nachbarschaft geltend; die andern durchblättern ihre Genealogie, gehen bis auf einen Urgroßvater zurück, rufen sich die ganze väterliche und mütterliche Seite ins Gedächtniß; man will mit diesem Mann in irgend einer Weise verwandt oder befreundet sein, und sagt es mehrmals des Tags, daß man es sei, ja man ließe es gern drucken: „Das ist mein Freund, und ich bin sehr erfreut über seine Erhebung; ich muß Antheil daran nehmen, denn er ist mir ziemlich nahe verwandt.“ Eitle und dem Glück huldigende Menschen! Abgeschmackte Hofschranzen! Habt ihr vor acht Tagen so gesprochen? Ist er seitdem ein rechtlicherer Mann geworden? würdiger der Wahl, die der Fürst getroffen hat? Habt ihr nur auf diesen Umstand gewartet, um ihn besser zu kennen?

Was mich gegen die kleinen Geringschätzungen, die ich bisweilen von den Großen, wie von meines Gleichen auszustehen habe, stützt und aufrecht erhält, ist, daß ich zu mir selbst sage: Diese Leute haben es vielleicht nur auf mein Glück gemünzt, und sie haben Recht, es ist gar gering. Sie würden mich ohne Zweifel anbeten, wenn ich Minister wäre.

Soll ich bald eine Stelle bekommen? Weiß er es schon, oder hat er eine Ahnung davon? Er ist zuvorkommend gegen mich, er grüßt mich.

Einer, der sagt: „Ich habe gestern bei Tibur zu Mittag gespeist“, oder „ich esse heute Abend bei ihm“, und es wiederholt,

der zehnmal den Namen des Plancus in den unbedeutendsten Gesprächen vorbringt, der sagt: „Plancus fragte mich . . . ich sagte zu Plancus“ . . . ebenderselbe erfährt in diesem Augenblicke, daß sein Held durch einen unerwarteten Tod hingerafft worden ist. Er verläßt sein Haus, versammelt Leute auf den Plätzen oder unter den Säulenhallen um sich, klagt den Todten an, verlästert sein Benehmen, verläumdet seine Führung des Consulats, spricht ihm sogar die Kenntniß des Details ab, die ihm die öffentliche Stimme zugesteht, gewährt ihm in keiner Weise ein freundliches Andenken, verweigert ihm das Lob eines ernsten und thätigen Mannes und gönnt ihm nicht einmal die Ehre, ihn unter die Feinde der Regierung zu zählen.

Für einen Mann von Verdienst muß es, wie ich glaube, ein artiger Anblick sein, wenn er denselben Platz in einer Versammlung oder bei einem Schauspiel, der ihm verweigert worden ist, einem Menschen gewährt sieht, der weder Augen hat, um zu sehen, noch Ohren, um zu hören, noch Verstand, um zu erkennen und zu urtheilen, und der nur durch gewisse Livreen, die er selbst nicht mehr trägt, empfehlenswerth ist.

Theodot hat, bei einem ernsten, einfachen Gewand, ein spaßhaftes Gesicht, und zwar das eines Menschen, der auf die Bühne tritt. Seine Stimme, sein Gang, seine Geberde, seine Haltung passen zu diesem Gesicht. Er ist fein, behutsam, übertrieben freundlich, geheimnißvoll. Er nähert sich Euch und sagt Euch ins Ohr: „Es ist schönes Wetter, es ist vortreffliches Thauwetter.“ — Wenn er keine großen Manieren hat, so sind ihm wenigstens alle kleinen eigen, und sogar solche, welche sich kaum für ein junges geziertes Frauenzimmer passen. Denket Euch den Eifer, mit dem ein Kind ein Haus von Karten zu bauen, oder einen Schmetterling zu erhaschen sucht: einen solchen zeigt Theodot für eine ganz nichtige Angelegenheit, die nicht werth ist, daß man sich darum nur rühre. Er aber behandelt sie sehr ernsthaft und als etwas höchst Wichtiges; er ist geschäftig, er giebt sich alle erdenkliche Mühe, er bringt sie glücklich zu Stande. Dann athmet er auf, dann ruht er sich aus, und er thut recht daran: denn sie hat ihm viele Anstrengung gekostet. —

Man sieht Leute, die von einer Gunstbezeigung ganz trunken, ganz bezaubert sind. Sie denken daran am Tage, sie träumen davon in der Nacht. Sie steigen die Treppen zu einem Minister hinauf, sie steigen sie wieder hinab; sie gehen aus seinem Vorzimmer hinaus und kehren wieder dahin zurück. Sie haben ihm nichts zu sagen, aber sie sprechen ihn doch. Sie sprechen ihn zum zweiten Male; seht, wie entzückt sie sind: sie haben mit ihm gesprochen! Drückt sie, windet sie aus, sie triefen von Hochmuth, von Anmaßung, von Selbstüberschätzung. Ihr richtet das Wort an sie, und sie erwiedern euch nichts, sie erkennen euch gar nicht; ihre Augen irren unstät umher, ihr Bewußtsein ist ihnen abhanden gekommen. Ihre Verwandten müssen für sie Sorge tragen und sie einschließen, aus Furcht, daß ihre Thorheit nicht in Tollheit ausarte und Unheil in der Welt anrichte. — Theodot leidet an einem milderen Wahnsinn. Er liebt die Gunstbeweise bis zum Außer-sich-gerathen, aber seine Leidenschaft hat weniger Stürmisches. Ihnen zu Liebe thut er insgeheim Gelübde, er pflegt sie, er widmet ihnen einen geheimnißvollen Kultus. Er lauert auf alles Neue, das in den Livreen der Gunst erscheint. Machen sie einen Anspruch? Er bietet ihnen seinen Beistand an, er wendet alle Mühe für sie auf, er opfert ihnen blindlings Verdienst, Verbindungen, Freundschaft, Verpflichtung, Dankbarkeit. Wenn die Stelle eines Cassini*) erledigt würde, und der Thürsteher oder der Kutscher des von ihm Begünstigten ließe es sich einfallen, darum nachzusuchen, so würde er sein Gesuch unterstützen, er würde ihn dieser Stelle für würdig halten, würde finden, daß er die Fähigkeit dazu habe, zu beobachten und zu berechnen, über Parhelien und Parallaxen zu sprechen. — Wenn Sie wissen möchten, ob Theodot Schriftsteller oder Ausschreiber, Original oder Nachahmer ist, so würde ich Ihnen seine Werke geben und zu Ihnen sagen: Lesen und urtheilen Sie; ob er aber Frömmler oder Höfling ist, wer würde das nach dem Portrait, das ich

*) Giov. Domenico Cassini (1625—1712), berühmter Astronom, Entdecker von vier Monden des Saturn.

soeben von ihm geliefert habe, entscheiden können? Ich würde mich dreister über sein Geschick aussprechen: Ja, Theodot, ich habe Ihnen das Horoskop gestellt; Sie werden eine Stelle erhalten, und das bald. Bleiben Sie nicht mehr die Nächte auf, lassen Sie nichts mehr drucken, das Publikum bittet Sie um Schonung.

Erwartet keine Aufrichtigkeit, keine Freimüthigkeit, keine Billigkeit, keine Gefälligkeiten, keine Dienstleistung, kein Wohlwollen, keine Großmuth, keine Sicherheit mehr von einem Menschen, der sich seit einiger Zeit dem Hofe gewidmet hat und verborgener Weise sein Glück zu machen sucht. Erkennt ihr ihn in seiner Miene, seinen Unterhaltungen wieder? Er nennt nichts mehr bei seinem wahren Namen; es giebt für ihn keine Schelme und keine Schurken, keine Narren und keine frechen Gesellen mehr. Sollte er von Einem unbedachtsamer Weise sagen, was er von ihm denkt, so würde dieser, wenn er es erführe, grade derjenige sein, der ihm in seinem Vorwärtskommen hinderlich wäre. Obgleich er von aller Welt schlecht denkt, so hütet er sich doch, es gegen jemanden zu äußern, und während er niemandem wohl will, als sich allein, möchte er überreden, daß er Allen wohl wolle, damit ihm Alle Gutes erzeigen, oder wenigstens Keiner ihm feindlich gesinnt sei. Nicht zufrieden damit, daß er selbst nicht aufrichtig ist, duldet er es auch nicht, daß ein Anderer es sei; denn die Wahrheit verletzt sein Ohr. Er ist kalt und gleichgültig gegen die Bemerkungen, die man über den Hof und die Hofschranzen macht; und weil er sie verstanden hat, so hält er sich für mitschuldig und verantwortlich. Tyrann der Gesellschaft und Märtyrer seines Ehrgeizes, zeigt er eine traurige Vorsichtigkeit in seinem Benehmen, wie in seinem Gespräch, einen scheinbar harmlosen, aber kalten und erzwungenen Spott, ein erkünsteltes Lachen, verstellte Zärtlichkeiten, eine abgerissene Unterhaltung und häufige Zerstreutheit. Er hat einen Reichthum, ich möchte sagen, Ströme von Lobeserhebungen für das, was ein zu hoher Stelle gelangter, oder in Gunst stehender Mann gethan oder gesagt hat, und für jeden Andern eine schwindsüchtige Trockenheit. Er hat

besondere Höflichkeitsformeln für das Eintreten und für das Weggehen mit Berücksichtigung derer, welche er besucht, oder von denen er besucht wird, und es giebt keinen unter denen, die sich gegenseitig mit Mienen und Redensarten bezahlen, der nicht höchst befriedigt von ihm schiede. Er trachtet auch gleich sehr danach, sich Patrone und Kreaturen zu verschaffen; er ist Vermittler, Vertrauter, Zwischenhändler; er will herrschen. Er zeigt die Inbrunst eines Novizen für alle jene kleinen Künste des Hofes: er weiß, wohin man sich stellen muß, um gesehen zu werden; er weiß euch zu umarmen, Theil an eurer Freude zu nehmen, euch Schlag auf Schlag angelegentliche Fragen über euer Befinden und über eure Verhältnisse zu stellen; und während ihr ihm antwortet, verliert er den Faden seiner Neugierde, unterbricht euch, und knüpft über einen neuen Gegenstand an. Oder wenn unvermuthet einer dazu kommt, dem er eine ganz entgegengesetzte Rede schuldig ist, weiß er, indem er aufhört, euch zu beglückwünschen, dem Andern eine Beileidsbezeigung auszusprechen; mit dem einen Auge weint er, mit dem andern lacht er. Indem er sich bisweilen nach dem Minister, oder nach dem Günstling modelt, spricht er vor den Augen der Welt nichtssagende Dinge — vom Winde, vom Froste; er schweigt im Gegentheile und thut sehr geheimnißvoll mit dem, was er Wichtigeres weiß, und noch viel lieber mit dem, was er gar nicht weiß.

Es giebt ein Land, wo die Freuden sichtbar, aber verstellte sind, und wo der Kummer verborgen, aber ein wahrer ist. Wer sollte denken, daß das Drängen zu den Schauspielen, daß die stürmischen Beifallsausbrüche in den Theatern des Molière und des Arlequin, die Gastmähler, die Jagd, die Ballete, die Carroussels so viele unruhvolle Herzen, so viele Sorgen und verschiedenartige Interessen, so viele Befürchtungen und Hoffnungen, so lebhafte Leidenschaften und so ernste Angelegenheiten verdeckten?

Das Hofleben ist ein ernstes, trauriges und anstrengendes Spiel. Man muß seine Steine und Batterien zurecht stellen, muß sich einen Plan machen, ihn verfolgen, sich

gegen den seines Gegners decken, bisweilen wagen und sich seiner Laune überlassen; und nach allen seinen Träumereien und allen seinen Maßregeln steht man im Schach und ist oftmals matt. Manchmal zieht man mit Bauern, die man wohl aufspart, in die Dame, und gewinnt die Partie. Der Geschickteste oder der Glücklichste trägt den Sieg davon.

Zwei Drittheile meines Lebens sind verflossen; warum soll ich um den Rest in solcher Sorge leben? Das glänzendste Glück verdient nicht die Unruhe, die ich mir mache, noch die kleinlichen Bestrebungen, auf denen ich mich ertappe, noch die Demüthigungen und Beschämungen, die ich auszustehen habe. Dreißig Jahre werden diese Machtkolosse, die man nur sehen konnte, wenn man den Kopf erhob, zerstören; wir alle werden verschwinden, ich, der ich so wenig bin, wie diejenigen, welche ich so begierig ins Auge faßte, und von denen ich all meine Größe erwartete. Das beste aller Glücksgüter, wenn es überhaupt dergleichen giebt, ist die Ruhe, die Zurückgezogenheit und ein Plätzchen, das man sein Eigenthum nennen kann. — So dachte N**, als er in Ungnade war; in seinem Glücke hat er es vergessen.

Ein Adliger, wenn er zu Hause in seiner Provinz lebt, lebt frei, aber ohne Stütze; wenn er am Hofe lebt, findet er Schutz, aber er ist Sclave. Das gleicht sich gegenseitig aus.

Xanthipp hat hinten in seiner Provinz, unter einem alten Dache und in einem schlechten Bette, des Nachts geträumt, er sehe den Fürsten, er spreche mit ihm, und er empfinde darüber eine außerordentliche Freude. Bei seinem Erwachen war er traurig. Er erzählte seinen Traum und sagte: „Welche Trugbilder kommen doch in das Hirn der Menschen, während sie schlafen!“ — Xanthipp lebte weiter, er kam an den Hof, er sah den Fürsten, er sprach mit ihm; und er ist noch weiter gelangt, als in seinem Traume: er ist Günstling.

Wer ist mehr Sclave als ein bestrebsamer Höfling, wenn nicht ein noch bestrebsamerer?

Der Sclave hat nur Einen Herrn; der Ehrsüchtige hat

deren so viele, als Leute vorhanden sind, die ihm zu seinem Glücke förderlich sein können.

Aus tausend kaum gekannten Leuten besteht die Menge, welche beim Lever erschienen, um vom Fürsten gesehen zu werden, der doch nicht tausend auf einmal sehen kann; und wenn er heute nur die sieht, welche er gestern sah und morgen sehen wird — wie viel Unglückliche!

Von all denen, die sich an die Großen herandrängen und die ihnen den Hof machen, ehrt sie nur ein kleiner Theil im Herzen; eine große Anzahl sucht ihre Gunst aus ehrgeizigen und eigennützigen Absichten, eine noch größere Anzahl aus lächerlicher Eitelkeit oder aus einer kindischen Ungeduld, sich bemerkbar zu machen.

Es giebt gewisse Familien, die, in Folge der Gesetze der vornehmen Welt, oder dessen, was man Anstand nennt, unversöhnlich sein müssen. Auf einmal sieht man sie versöhnt: ein Unternehmen, woran selbst die Religion scheiterte, bringt das Interesse gleichsam spielend und ohne Mühe zu Stande.

Man erzählt sich von einer Region, wo die Greise zuvorkommend, artig und höflich sind; die jungen Leute hingegen roh, wild, ohne Sitte und Lebensart. Sie fühlen sich frei von der Leidenschaft für das weibliche Geschlecht, in einem Alter, worin man sie sonst zu empfinden beginnt: sie ziehen demselben Schmausereien, leckere Gerichte und lächerliche Liebhabereien vor. Bei ihnen heißt derjenige mäßig und nüchtern, der sich nur in Wein betrinkt: der allzu häufige Gebrauch, den sie davon gemacht haben, hat sie gegen den Genuß desselben abgestumpft. Sie suchen ihrem bereits geschwächten Geschmacke durch gebrannte Wasser und durch die stärksten Liqueure aller Art wieder aufzuhelfen; zur vollkommenen Schwelgerei fehlt nur noch, daß sie Scheidewasser trinken. — Die Frauen des Landes beschleunigen andrerseits den Verfall ihrer Schönheit durch Künste, von welchen sie glauben, daß sie zu ihrer Verschönerung dienen. Sie haben die Gewohnheit, ihre Lippen, ihre Wangen, ihre Augenbrauen und ihre Schultern, welche sie nebst der Brust sehr frei tragen, sowie ihre Arme und

Ohren zu färben, als wenn sie besorgt wären, daß das, wodurch sie gefallen könnten, zu verborgen bliebe, oder daß sie sich nicht genug zur Schau trügen. Die Bewohner dieser Gegend haben keine klare, sondern eine verworrene Physiognomie, welche noch undeutlicher wird durch ein Dickicht von fremden Haaren, die sie den natürlichen vorziehen, und aus denen sie ein langes Lockengewirr machen, um damit den Kopf zu bedecken. Es reicht bis zur Hälfte des Körpers herab, verändert die Züge und verhindert, die Menschen an ihrem Gesicht zu erkennen. Außerdem haben diese Leute ihren Gott und ihren König. Die Großen dieses Volkes versammeln sich alle Tage zu einer bestimmten Stunde in einem Tempel, den sie Kirche nennen. Im Hintergrunde dieses Tempels befindet sich ein ihrem Gotte geweihter Altar, wo ein Priester Mysterien feiert, die sie als heilige, geweihte und zu scheuende bezeichnen. Die Großen bilden einen weiten Kreis am Fuße dieses Altars und erscheinen aufrecht stehend, den Priestern und den heiligen Mysterien den Rücken zugewendet und die erhobenen Gesichter nach dem Könige gerichtet, den man auf einer Tribüne knieend erblickt, und auf welchen sie ihren ganzen Sinn und ihr ganzes Herz gerichtet zu haben scheinen. Man kann nicht umhin, bei diesem Gebrauch eine Art von Abstufung zu bemerken; denn dieses Volk scheint den Fürsten, und der Fürst Gott anzubeten. Die Leute des Landes nennen es ***. Es liegt ungefähr achtundvierzig Grad unter der Polhöhe und mehr als elfhundert Seemeilen entfernt von den Irokesen und Huronen*).

Wer in Betracht zieht, daß das Antlitz des Fürsten das ganze Glück des Höflings ausmacht, daß er während seines ganzen Lebens damit beschäftigt und davon erfüllt ist, es zu sehen und von ihm gesehen zu werden: der wird einigermaßen begreifen, wie im Anschauen Gottes aller Ruhm und alle Glückseligkeit der Heiligen bestehen kann.

Die großen Herren sind voller Rücksichten gegen die Fürsten; das müssen sie sein, denn sie haben Untergebene. Die kleinen Hofleute sind nachlässiger in ihren Pflichten und erweisen

*) Versailles.

sich vertraulich; sie benehmen sich wie Leute, die niemandem mit gutem Beispiel voranzugehen brauchen.

Schwache Menschen! Ein Großer sagt von Timagenes, eurem Freunde, er sei ein einfältiger Mensch, und doch hat er Unrecht. Ich verlange nun nicht, daß Ihr ihm erwiedern sollt, er sei ein Mensch von Geist; habt nur den Muth, zu denken, daß er kein Tropf ist.

Ebenso sagt er von Iphicrates, es fehle ihm an Herz; Ihr aber habt ihn eine schöne Handlung begehn sehen; seid unbesorgt, ich erlasse es Euch, davon zu sprechen, nur seid nach dem, was Ihr soeben gehört habt, eingedenk, daß Ihr sie ihn habt thun sehen.

Zu den Königen zu reden verstehen, ist vielleicht das, worin sich alle Klugheit und alle Gewandtheit des Höflings gipfelt. Es entschlüpft ein Wort, und es senkt sich von dem Ohre des Fürsten nachhaltig in sein Gedächtniß oder mitunter gar bis in sein Herz. Es ist unmöglich, es zurückzuhaschen, und alle Sorgfalt, die man darauf verwendet, und alle Geschicklichkeit, die man aufbietet, um es zu erklären oder die Wirkung abzuschwächen, dienen nur dazu, es schärfer einzugraben und noch mehr zu vertiefen. Betrifft das unvorsichtige Wort, das uns entfallen, uns selbst, so giebt es, abgesehen davon, daß dies Unglück kein gewöhnliches ist, noch ein schnelles Gegenmittel, daß wir uns nämlich unser Versehen zur Warnung dienen lassen und die peinliche Folge unserer Fahrlässigkeit ruhig erdulden. War es aber gegen einen Andern gerichtet: welch niederschlagendes Gefühl! welche Reue! Giebt es gegen einen so gefährlichen Verstoß eine nützlichere Lehre, als daß man dem Fürsten gegenüber von Andern, ihren Personen, ihren Werken, ihren Handlungen, ihrem Charakter oder ihrem Verhalten zum mindesten mit jener Umsicht und Vorsicht sprechen soll, mit der man von sich selbst spricht?

Witzbolde, schlechte Charaktere; ich würde das sagen, wenn es nicht schon gesagt worden wäre. Aber: diejenigen, welche lieber dem Rufe oder dem Glücke Anderer schaden, als daß sie einen Witz unterdrücken, verdienen eine entehrende Strafe —

das ist noch nicht gesagt worden, und darum wage ich es zu sagen.

Es giebt eine gewisse Anzahl ganz fertiger Redensarten, die man wie aus einem Magazin herausgreift und deren man sich bedient, um sich gegenseitig über die Vorkommenheiten zu beglückwünschen. Obgleich dieselben ohne besonderes Wohlwollen vorgebracht und ebenso ohne weitere Erkenntlichkeit angenommen werden: so ist es bei alledem nicht schicklich, sie zu unterlassen, weil sie wenigstens eine Vorstellung von dem geben, was es Bestes auf der Welt giebt, nämlich der Freundschaft, und weil die Menschen, die in Wirklichkeit nur selten auf einander rechnen können, unter sich, wie es scheint, übereingekommen sind, sich mit dem Scheine zufrieden zu stellen.

Mit fünf oder sechs Kunstausdrücken, und nichts weiter, giebt man sich für einen Kenner von Musik, von Gemälden, von Gebäuden und von guter Tafel aus. Man glaubt beim Hören, Sehen und Essen mehr Genuß zu haben als ein Anderer. Man imponirt damit Seinesgleichen, und man betrügt sich selbst.

Der Hof ist nie ohne eine gewisse Anzahl von Menschen, bei welchen der Weltgebrauch, die Abgeschliffenheit oder das Glück die Stelle des Geistes vertreten und das Verdienst ersetzen. Sie verstehen, in eine Gesellschaft einzutreten und sie zu verlassen; sie ziehen sich aus der Unterhaltung, indem sie sich gar nicht darein mischen; sie suchen sich durch Schweigen zu empfehlen und geben sich dadurch ein Gewicht, daß sie lange Zeit hindurch Stillschweigen beobachten, oder höchstens nur ein paar einsilbige Worte vorbringen; sie erwiedern durch Mienen, durch eine Veränderung der Stimme, durch eine Geberde und durch ein Lächeln. Sie haben, wenn ich so sagen darf, nicht zwei Zoll Tiefe: wenn ihr bei ihnen einschlagt, werdet ihr auf Tuffstein stoßen.

Es giebt Leute, denen eine Gunstbezeigung wie ein unerwartetes Ereigniß kommt; sie sind zuerst davon überrascht und betäubt. Endlich kommen sie zur Besinnung und finden sich ihres Glückssternes würdig. Und als wenn Geistesbeschränktheit und Glück zwei unverträgliche Dinge wären, oder

als ob es unmöglich wäre, zugleich glücklich und dumm zu sein, trauen sie sich Verstand zu und wagen — was sage ich? haben die Zuversicht, bei jeder Gelegenheit sowohl über jeden beliebigen Stoff, der sich darbietet, als auch ohne alle Unterscheidung der Personen, die sie anhören, zu sprechen. Brauche ich noch hinzuzufügen, daß sie durch ihre Albernheit und ihre faden Reden abschrecken oder den äußersten Ekel einflößen? Zum wenigsten ist das gewiß: sie machen denen, die irgend einen Antheil an dem Zufall ihrer Erhöhung haben, unvermeidliche und unauslöschliche Schande.

Wie soll ich jene Art von Leuten bezeichnen, die nur in den Augen der Dummen schlau sind? Ich weiß nur, daß die Gescheidten sie mit denen zusammenwerfen, welche sie zu täuschen verstehen.

Derjenige hat einen großen Schritt in der Schlauheit gethan, welcher es dahin bringt, daß man von sich denkt, man sei nur sehr mittelmäßig schlau.

Die List ist weder eine sehr gute, noch eine sehr schlechte Eigenschaft; sie schwebt zwischen dem Laster und der Tugend. Es giebt keinen Fall, wo man nicht die Klugheit an ihre Stelle treten lassen könnte, ja vielleicht sollte.

Die Verschlagenheit ist der nächste Weg zur Schurkerei: von der einen zur andern gleitet der Schritt leicht aus. Die Lüge allein macht dabei den Unterschied. Fügt man diese zur Verschlagenheit hinzu, so giebt das Schurkerei.

Mit den Leuten, die aus Verschlagenheit Alles anhören und wenig sprechen, sprecht noch weniger, oder wenn ihr viel sprecht, so *sagt* doch wenig.

Ihr hängt bei irgend einer Angelegenheit, die gerecht und wichtig ist, von der Zustimmung zweier Personen ab. Der Eine sagt Euch: Ich willige ein, vorausgesetzt, daß der und der sich dazu versteht; und dieser Genannte versteht sich dazu und will nur der Meinung des Andern sicher sein. Gleichwohl rückt die Sache nicht vorwärts: Monate, Jahre verstreichen nutzlos. Der Verstand steht mir still, sagt Ihr, ich begreife das gar

nicht; es kommt doch nur darauf an, daß sie zusammenkommen und sich besprechen. Mir, sage ich Euch, mir ist das ganz klar, und ich begreife Alles: sie haben sich längst gesprochen.

Wer für Andere bittet, hat, wie mir scheint, die Zuversicht eines Menschen, welcher Gerechtigkeit fordert; wenn man dagegen für sich selbst spricht oder handelt, so ist man verlegen und verschämt wie Einer, der um eine Gnade bittet.

Wenn man sich am Hofe nicht gegen die Fallen vorsieht, die man dort unaufhörlich stellt, damit man sich lächerlich mache, so ist man verwundert, sich bei all seinem Verstande als den Gefoppten von weit Dümmeren, als man selbst ist, erkennen zu müssen.

Es giebt einige Fälle im Leben, worin Wahrheit und Redlichkeit die beste List von der Welt sind.

Steht ihr in Gunst, so ist alle schlaue Handlungsweise gut: ihr begeht keine Verstöße, und alle Wege führen euch zum Ziele. Andernfalls begeht ihr Fehler über Fehler, Alles ist nutzlos, und es giebt keinen Pfad, der euch nicht irre führte.

Ein Mensch, der eine gewisse Zeit hindurch nur in Intriguen gelebt hat, kann sich deren gar nicht mehr entschlagen; jede andere Lebensart erscheint ihm schaal.

Zu einem Menschen der Kabale bedarf es Geist. Indessen kann man ihn in einem solchen Grade besitzen, daß man über Intrigue und Kabale erhaben ist, und sich ihnen nicht hinzugeben vermöchte. Dann gelangt man zu einem großen Glück oder zu einem großen Ruf auf andern Wegen.

Mit einem erhabenen Geiste, mit einer universellen Gelehrsamkeit, mit Rechtschaffenheit, die jede Probe besteht, und einem anerkannt vollkommenen Verdienste befürchtet nicht, Aristides, am Hofe zu Fall zu kommen, oder die Gunst der Großen während der ganzen Zeit, daß sie Euch nöthig haben werden, zu verlieren.

Ein Günstling sei sehr genau auf seiner Hut; denn wenn er mich weniger als gewöhnlich in seinem Vorzimmer warten läßt, wenn seine Miene offener erscheint, wenn er die Stirn weniger runzelt, wenn er mich williger anhört und mir ein

wenig weiter das Geleite giebt: so werde ich daraus schließen, daß er seinem Falle nahe ist, und ich werde richtig schließen.

Der Mann hat sehr wenig Hilfsquellen in sich selbst, weil eine Ungnade oder eine Kränkung dazu nöthig ist, um ihn menschlicher, umgänglicher, minder rauh und gesitteter zu machen.

Man betrachte an den Höfen gewisse Leute, und man wird bald aus ihrer Unterhaltung und ihrem ganzen Benehmen inne werden, daß sie weder an ihre Großväter, noch an ihre Enkel denken. Die Gegenwart ist ihnen Alles; aber sie genießen sie nicht, sie mißbrauchen sie.

Straton ist unter zwei Sternen geboren; er ist in gleicher Weise unglücklich und glücklich. Sein Leben ist ein Roman; doch nein, es gebricht ihm dazu an dem Wahrscheinlichen. Er hat keine Abenteuer erlebt, er hat schöne Träume gehabt, er hat häßliche gehabt: was sag' ich! man träumt gar nicht, wie er gelebt hat. Niemand hat von einem Schicksale mehr erlangt, als er: das Außergewöhnlichste und das Mittelmäßige sind ihm bekannt. Er hat geglänzt, er hat gelitten, er hat ein gewöhnliches Leben geführt: nichts ist ihm entgangen. Er hat sich geltend gemacht durch Tugenden, von denen er in vollem Ernste behauptete, daß er sie besitze. Er hat von sich gesagt: „Ich habe Geist, ich habe Muth"; und Alle haben ihm nachgesprochen: „Er hat Geist, er hat Muth." Er hat im Glück wie im Unglück den Geist des Höflings beschäftigt, der ihm vielleicht mehr Gutes und mehr Böses nachgesagt hat, als wirklich an ihm war. Der Artige, der Liebenswürdige, der Außerordentliche, der Bewundernswerthe, der Heldenmüthige — alle diese Bezeichnungen hat man zu seinem Lobe gebraucht, und das gerade Gegentheil von allen hat seitdem dazu gedient, ihn herabzuziehn. Ein zweideutiger, gemischter, verhüllter Charakter, ein Räthsel, eine fast unentscheidbare Frage.

Die Gunst stellt den Menschen über Seinesgleichen, und sein Fall unter dieselben.

Wer eines schönen Tages mit festem Entschluß einem

großen Namen, oder einem großen Ansehn, oder einem großen Glücke zu entsagen im Stande ist, der befreit sich in Einem Augenblicke von vielen Sorgen, von vielen Nachtwachen und bisweilen von vielen Verbrechen.

In hundert Jahren wird die Welt noch vollständig bestehen: es wird noch dieselbe Bühne, es werden noch dieselben Decorationen sein, aber es werden nicht mehr dieselben Spieler darauf agiren. Alle, die sich heute über eine empfangene Gunst freuen, oder die über deren Verweigerung betrübt und in Verzweiflung sind: alle werden dann von der Scene verschwunden sein. Bereits kommen andere Menschen auf der Bühne zum Vorschein, um in einem gleichen Stücke dieselben Rollen zu spielen. Auch sie werden ihrerseits verschwinden; und diejenigen, welche jetzt noch nicht vorhanden sind, werden es eines Tags nicht mehr sein: neue Spieler sind an ihre Stelle getreten. Was ist nun auf eine Schauspielerrolle zu bauen?

Wer den Hof gesehen hat, der hat das Schönste, das Anschauenswertheste, das Schmuckvollste auf der Welt gesehen. Wer den Hof verachten kann, nachdem er ihn gesehen hat, verachtet die Welt.

Paris verleidet uns die Provinz; der Hof öffnet uns die Augen über Paris und heilt uns vom Hofe.

Ein gesunder Geist holt sich am Hofe den Geschmack für die Einsamkeit und die Zurückgezogenheit.

Neuntes Kapitel.

Von den Großen.

Das Vorurtheil des Volks zu Gunsten der Großen ist so blind, und die Eingenommenheit für ihre Geberde, ihre Miene, den Ton ihrer Stimme und ihr ganzes Benehmen ist so allgemein, daß, wenn es ihnen einfiele, gut zu sein, es bis zur Anbetung gehen würde.

Wenn Sie lasterhaft geboren sind, so beklage ich Sie, Theagenes; wenn Sie es aber sind aus Schwäche für diejenigen, welche ein Interesse dabei haben, daß Sie es sind, die sich unter einander verschworen haben, Sie zu Grunde zu richten, ja sich bereits der Aussicht auf glücklichen Erfolg rühmen: so erlauben Sie, daß ich Sie verachte. Sind Sie jedoch klug, mäßig, bescheiden, human, großmüthig, dankbar, thätig, außerdem von solchem Stand und solcher Geburt, daß Sie vielmehr Andern, als diese Ihnen, zum Vorbild dienen, und Sie eher Verhaltungsregeln geben als empfangen dürfen: so treffen Sie mit solcherlei Leuten die Uebereinkunft, in ihre Zügellosigkeiten, ihre Laster und Thorheiten aus Gefälligkeit einzuwilligen, sobald als sie, aus Ihnen schuldiger Ehrerbietung, alle die Tugenden, die Sie lieben, geübt haben werden: — eine starke, aber nützliche Ironie, welche sehr dazu geeignet ist, Ihren Charakter zu schützen, die Pläne der Andern zunichte zu machen und sie zu dem Entschluß zu bringen, ihr Wesen für sich fortzutreiben und Sie bei dem Ihrigen zu belassen.

In einer Rücksicht ist der Vortheil, den die Großen vor andern Menschen voraushaben, ein ungeheurer. Ich gönne ihnen ihr kostbares Mahl, ihre reiche Hauseinrichtung, ihre Hunde, ihre Pferde, ihre Affen, ihre Zwerge, ihre Narren und ihre Schmeichler; aber ich beneide sie um das Glück, daß ihnen Leute zu Diensten sind, die ihnen am Herzen und am Geiste gleichen, und sie bisweilen übertreffen.

Die Großen setzen eine Ehre darein, in einem Walde eine Allee aushauen zu lassen, Ländereien durch lange Mauern einzuschließen, Zimmerdecken zu vergolden, einen zehn Zoll starken Wasserstrahl springen zu lassen, eine Orangerie herzurichten; aber ein Herz zufrieden zu stellen, eine Seele mit Freude zu überschütten, großen Sorgen zuvorzukommen oder sie zu beseitigen, so weit erstreckt sich ihre Liebhaberei nicht.

Wenn man die verschiedenen Lagen der Menschen, ihre Beschwerden, ihre Bevorzugungen mit einander vergleicht, so tritt die Frage auf, ob sich dabei nicht eine Mischung oder eine Art von Ausgleichung des Guten und des Schlimmen bemerkbar

mache, die unter ihnen eine gewisse Gleichheit herstellte, oder die wenigstens bewirkte, daß die eine Lage nicht eben wünschenswerther erschiene, als die andere. Wer mächtig und reich ist und wem nichts abgeht, der kann wohl die Frage stellen, aber nur der Arme kann sie entscheiden.

Es fehlt nicht an einem gewissen Reize, der an jeder der verschiedenen Lebensstellungen haftet, und der ihr bleibt, bis ihn das Elend raubt. So gefallen sich die Großen im Uebermaß, und die Kleinen lieben die Mäßigkeit. Jene gelüstet es, zu herrschen und zu befehlen, und diese finden Freude und Ruhm darin, jenen zu dienen und zu gehorchen. Die Großen haben ihre Umgebung, sie werden gegrüßt und verehrt; die Kleinen umgeben sie, begrüßen sie, legen sich ihnen zu Füßen, und Alle sind befriedigt.

Es kostet den Großen so wenig, nur Worte zu spenden, und ihre Stellung spricht sie so entschieden davon los, die schönen Versprechungen, die sie euch gemacht haben, zu halten, daß es als Bescheidenheit von ihnen erscheint, wenn sie nicht noch weit mehr versprechen.

Er ist alt und abgenutzt, sagt ein Großer, er hat sich in meinem Dienste zu Tode geplackt; was soll man mit ihm machen? Ein Anderer, Jüngerer beraubt ihn seiner letzten Hoffnungen und erhält die Stelle, die man jenem Unglücklichen nur verweigert, weil er sie zu sehr verdient hat.

Ich weiß nicht, sagen Sie mit frostiger und geringschätziger Miene, Philant hat Verdienst, Verstand, angenehmes Aeußere, erfüllt seine Pflicht auf das genaueste, dient seinem Herrn treu und anhänglich, und ist doch nur mäßig angesehen. Er gefällt nicht, ist nicht nach dem Geschmack. — Erklären Sie mir doch: Klagen Sie damit Philanten oder den Großen an, dem er dient?

Es ist oft weit vortheilhafter, die Großen zu verlassen, als sich über sie zu beklagen.

Wer kann mir sagen, warum die und die das große Loos gewinnen, oder Andere die Gunst der Großen?

Die Großen sind so glücklich, daß sie während ihres ganzen Lebens sogar der Unbequemlichkeit überhoben sind, den Verlust ihrer besten Diener, oder den von Leuten, die in ihrer Art vortrefflich waren und von denen sie das größte Vergnügen und den größten Vortheil hatten, zu bedauern. Das Erste, was die Schmeichelei nach dem Tode jener vorzüglichen Leute, die nicht zu ersetzen sind, unternimmt, ist, schwache Stellen an ihnen aufzufinden, von denen, wie sie behauptet, diejenigen, welche ihnen folgen, frei sind. Sie versichert, daß der Nachfolger bei aller Fähigkeit und aller Einsicht des Vorgängers, dessen Platz er einnimmt, nicht dessen Fehler hat; und diese Betrachtungsweise dient den Fürsten dazu, sich über den Verlust des Großen und des Vortrefflichen mit der Mittelmäßigkeit zu trösten.

Die Großen sehen geringschätzig herab auf die Leute von Geist, welche nur Geist besitzen; die Leute von Geist mißachten die Großen, welche nur hohen Stand haben; die rechtschaffenen Leute beklagen beide Theile, die entweder nur hohen Stand oder nur Geist haben, ohne irgend eine Tugend.

Wenn ich einerseits an der Seite der Großen, an ihrer Tafel, bisweilen in ihrem vertrautesten Umgange Menschen von jener gewandten, dienstfertigen, intriguanten, abenteurerischen Sorte (gefährliche und schädliche Geister!) sehe, und anderseits betrachte, welche Mühe es Leuten von Verdienst kostet, sich ihnen zu nähern: so bin ich nicht immer geneigt zu glauben, daß die Schlechten aus Interesse geduldet, oder die rechtlichen Leute als unnütz angesehen werden; ich finde eher meine Rechnung, indem ich mich in dem Gedanken bestärke, daß Größe und Urtheil zwei ganz verschiedene Dinge sind und die Liebe zur Tugend und für die Tugendhaften noch ein drittes.

Lucil will lieber sein Leben damit verbrauchen, daß er sich von einigen Großen dulden läßt, als dazu gezwungen sein, es im traulichen Umgange mit Seinesgleichen zuzubringen.

Die Regel, mit Höheren zu verkehren, muß ihre Einschränkungen haben; es bedarf oft seltsamer Talente, um sie praktisch in Anwendung zu bringen.

Wie unheilbar ist doch die Krankheit des Theophil! Sie dauert bereits länger als dreißig Jahre, er genest gar nicht: die Großen zu beherrschen, war stets sein Verlangen, ist es noch, und wird es immer sein. Der Tod allein wird ihm mit dem Leben diesen Durst, die Seelen zu beherrschen und Einfluß auf sie zu üben, nehmen. Ist es bei ihm Eifer für den Nächsten? ist es Gewohnheit? ist es eine übertriebene Meinung von sich selbst? Es giebt keinen Palast, wo er sich nicht hinein schmeichelt; er bleibt nicht in der Mitte eines Zimmers stehen; er geht weiter bis zu einer Fenstervertiefung oder ins Kabinet. Man muß warten, bis er gesprochen hat, und zwar lange und mit Nachdruck, um gehört, um gesehen zu werden. Er mischt sich in das Geheimniß der Familien ein, er nimmt Theil an allem, was in ihnen Trauriges oder Erfreuliches vorgeht. Er kommt zuvor, er bietet sich an, er dringt sich auf, man muß ihn gelten lassen.

Um seine Zeit auszufüllen oder seinen Ehrgeiz zu sättigen, reicht die Sorgfalt für zehntausend Seelen, für die er Gott wie für seine eigene verantwortlich ist, nicht hin: es giebt deren noch von einem höheren Range und größerer Auszeichnung, von denen er keine Rechenschaft abzulegen braucht, und für die er sich doch weit lieber bemüht. Er lauscht, er überwacht alles, was seiner Neigung zu Schlichen und Ränken, seiner Vermittelungssucht zur Nahrung dienen kann. Kaum ist ein Großer gelandet, so weiß er ihn festzuhalten und sich seiner zu bemächtigen. Man hört viel eher, daß jemand zum Theophil sagt, er beherrsche ihn, als man hat muthmaßen können, daß er nur daran dächte, ihn zu beherrschen.

Eine kalte oder unhöfliche Begegnung von denen, welche über uns stehen, regt uns zum Haß gegen sie auf; aber ein Gruß oder ein Lächeln versöhnt uns wieder mit ihnen.

Es giebt stolze Menschen, welche die Erhebung ihrer Nebenbuhler demüthigt und zähmt; sie werden durch solches Mißgeschick sogar so weit gebracht, daß sie einen Gruß erwiedern. Aber die Zeit, die Alles mildert, bringt sie zuletzt wieder auf ihr natürliches Wesen zurück.

Die Verachtung, welche die Großen für das Volk hegen, macht sie gleichgültig gegen die Schmeicheleien oder die Lobeserhebungen, die sie von ihm empfangen, und mäßigt ihre Eitelkeit. Ebenso würden die Fürsten, die unaufhörlich und unablässig von den Großen und den Höflingen gepriesen werden, weit eitler darauf sein, wenn sie diejenigen, von denen sie gepriesen werden, mehr achteten.

Die Großen halten sich allein für vollkommen, gestehen den andern Menschen nur mit Mühe Aufrichtigkeit des Sinns, Geschicklichkeit und Zartgefühl zu und bemächtigen sich jener reichen Talente, als wären es Dinge, die ihrer Geburt zukommen. Es ist jedoch ein grober Irrthum von ihnen, sich so falschen Vorurtheilen hinzugeben. Was es jemals Bestgedachtes, Bestgesagtes, Bestgeschriebenes und vielleicht im Benehmen Zartestes gegeben hat, ist nicht immer aus ihrer Mitte hervorgegangen. Sie haben große Besitzungen und eine lange Reihe von Ahnen: das kann ihnen niemand streitig machen.

Haben Sie Geist, Seelengröße, Geschick, Geschmack, Urtheil? Soll ich darüber dem Vorurtheil und der Schmeichelei Glauben schenken, welche dreist Ihr Verdienst in der Welt ausrufen? Sie sind mir verdächtig, ich verwerfe sie. Soll ich mich durch eine Miene von Geistesfähigkeit oder von Anmaßung blenden lassen, mit der Sie sich über Alles erheben, was man thut, sagt, schreibt? die Sie gleichgültig gegen Lobeserhebungen macht und verhindert, daß man Ihnen nicht den geringsten Beifall ablocken kann? Ich schließe sehr natürlicher Weise daraus, daß Sie Gunst, Ansehn und große Reichthümer besitzen. In welcher Weise soll man Sie nun beschreiben, Telephon? Man kann sich Ihnen nur wie einem Feuer, und in einer gewissen Entfernung nähern; und es thäte doch Noth, Sie zu enthüllen, Sie zu betasten, Sie mit Ihresgleichen zusammenzustellen, um über Sie ein richtiges und verständiges Urtheil zu gewinnen. Ihr Vertrauensmann, der sich Ihres näheren Umganges erfreut, von dem Sie Rath annehmen, für welchen Sie den Socrates und den Aristides hingeben würden, mit dem Sie lachen und der noch lauter lacht als Sie, kurz Davus ist

mir sehr bekannt: sollte dies hinreichen, um Sie selbst genau zu kennen?

Es giebt Leute der Art, daß, wenn sie ihre Untergebenen sowohl wie sich selbst recht zu erkennen vermöchten, sie Scham fühlen würden, die Herren zu spielen.

Wenn es wenig ausgezeichnete Redner giebt, giebt es denn sehr viele Leute, die sie zu verstehen im Stande sind? Wenn die Anzahl der guten Schriftsteller gering ist, wo sind denn diejenigen, welche sie zu lesen vermögen? So hat man sich auch stets über die kleine Anzahl derer beklagt, welche den Königen zu Rathgebern dienen und ihnen in der Verwaltung ihrer Angelegenheiten behilflich sein könnten. Aber wenn sich auch endlich solche geschickte und umsichtige Leute finden, wenn sie ihren Absichten und Einsichten gemäß handeln, werden sie nach ihren Verdiensten geliebt und geachtet sein? Wird man dem, was sie für das Vaterland sinnen und schaffen, Beifall zollen? Sie leben, das ist genug; man tadelt sie, wenn ihre Pläne fehlschlagen, und man beneidet sie bei glücklichem Erfolge. Laßt uns das Volk tadeln, wo es lächerlich sein würde, es entschuldigen zu wollen. Sein Aerger und seine Mißgunst, die von den Großen und Mächtigen als unvermeidlich betrachtet werden, haben diese nach und nach dahin gebracht, es für nichts zu rechnen und seine Stimme bei allen ihren Unternehmungen unberücksichtigt zu lassen, ja dies sogar zu einer Regel ihrer Politik zu erheben.

Die Kleinen hassen sich untereinander, wenn sie sich gegenseitig schaden. Die Großen sind den Kleinen verhaßt, wegen des Schlimmen, das sie ihnen erweisen, und wegen all des Guten, das sie ihnen nicht erweisen; sie sind ihnen verantwortlich für ihre Niedrigkeit, ihre Armuth und ihre unglückliche Lage, oder sie scheinen es ihnen wenigstens zu sein.

Ist doch das schon eine zu starke Zumuthung, mit dem Volke dieselbe Religion und denselben Gott gemeinsam zu haben. Wie ist es möglich, sich jetzt noch Peter oder Johann, oder Jakob zu nennen, wie der Kaufmann oder der Hand-

werker? Vermeiden wir also, irgend etwas mit der Menge gemein zu haben; streichen wir im Gegentheil alle die Unterschiede heraus, die uns von ihr trennen. Mag sie sich die zwölf Apostel und ihre Schüler, die ersten Märtyrer zueignen (wie die Leute, so ihre Patrone); mag sie vergnügt alle Jahre jenen besondern Tag rückkehren sehen, welchen Jeder als seinen eigenen Festtag feiert. Wir Großen wollen unserseits zu den profanen Namen unsere Zuflucht nehmen, wir wollen uns auf die Namen Hannibal, Cäsar und Pompejus taufen lassen: das waren große Männer; auf den der Lucretia, das war eine erlauchte Römerin; auf die Namen Reinald, Roger, Olivier und Tancred: das waren Paladine, und die alten Romane kennen keine wunderbareren Helden; auf die Namen Hector, Achilles, Hercules, lauter Halbgötter; sogar auf die Namen Phöbus und Diana; ja wer sollte uns daran hindern, uns Jupiter, oder Merkur, oder Venus, oder Adonis nennen zu lassen?

Während die Großen verabsäumen, sich Kenntnisse zu sammeln, und zwar nicht nur über die Interessen der Fürsten und über die öffentlichen Angelegenheiten, sondern sogar über ihre eigenen; während sie weder etwas von der Oekonomie, noch von den Pflichten eines Familienvaters verstehen und sich sogar dieser Unwissenheit rühmen; während sie sich von Oberaufsehern meistern und ausbeuten lassen; während sie sich damit begnügen, Feinschmecker und Weinkenner zu sein, die Thaïs oder die Phryne zu besuchen, von ihrer Koppel Hunde und von der alten Koppel zu sprechen, sich vorzuzählen, wie viel Posten von Paris nach Besançon oder Philippsburg es giebt: unterrichten sich Bürger über die innern und äußern Angelegenheiten eines Reiches, studiren die Regierungsweise, werden kluge Köpfe und Politiker, kennen die Stärke und die Schwäche eines ganzen Staates; denken darauf, sich eine bessere Stellung zu verschaffen, verschaffen sich dieselbe, schwingen sich auf, werden mächtig und entheben den Fürsten eines Theiles seiner Staatssorgen. Die Großen, die sie erst geringschätzten, verehren sie nun und schätzen sich glücklich, wenn sie ihre Schwiegersöhne werden!

Wenn ich die beiden Glückszustände der entgegengesetztesten Menschenklassen, das heißt der Großen und des Volkes, mit einander vergleiche, so scheint mir das letztere mit dem Nothwendigen zufrieden zu sein; jene andern aber sind voll Sorge und arm bei Ueberfluß. Ein Mann des Volks kann kein Uebel anstiften; ein Großer hat nicht den Willen, etwas Gutes zu thun, und ist der größten Uebelthaten fähig. Der eine bildet und übt sich nur in nützlichen Dingen; der andere fügt noch die verderblichen hinzu. Dort zeigt sich ohne Rückhalt die Derbheit und die Freimüthigkeit; hier verbirgt sich ein schädlicher und verdorbener Saft unter der Rinde der Abgeschliffenheit. Das Volk hat wenig Geist, und die Großen haben gar kein Herz. Jenes hat ein tüchtiges Innere, aber keine angenehme Außenseite; diese haben blos schönen Schein und eine Oberfläche ohne Tiefe. Sollte da die Wahl schwer sein? Ich bin nicht unschlüssig: ich will zum Volke gehören.

Wie vollendet auch die Großen des Hofes in der Kunst sein mögen, das zu scheinen, was sie nicht sind, und das nicht zu scheinen, was sie sind: so können sie doch die Tücke ihres Herzens nicht verbergen, nicht ihre ungemeine Neigung, auf Kosten eines Andern sich lustig zu machen und oft einen Schein des Lächerlichen auf etwas zu werfen, wo es ganz unangemessen ist. Diese herrlichen Talente entdeckt man an ihnen auf den ersten Blick; sie sind zum Bewundern dazu dienlich, einen armseligen Tropf zu verschleiern und den vollends zum Thoren zu machen, der es schon ist; eignen sich aber noch besser dazu, sie jedes Vergnügens zu berauben, welches ihnen ein Mann von Geist gewähren könnte, der sich in tausenderlei angenehmen und erfreulichen Manieren zu wenden und biegen vermöchte, wenn der gefährliche Charakter des Höflings ihn nicht zu einer sehr bedeutenden Zurückhaltung nöthigte. Er setzt ihm einen ernsten Charakter entgegen, hinter welchen er sich verschanzt, und er thut dies so geschickt, daß die Spötter, bei noch so hinterlistigen Absichten, der Gelegenheiten verlustig gehen, mit ihm ihr Spiel zu treiben.

Die Gemächlichkeiten des Lebens, der Ueberfluß, die Ruhe

eines großen Glückszustandes machen, daß die Fürsten zuletzt Freude darin finden, über einen Zwerg, einen Affen, einen Blödsinnigen oder über einen albernen Schwank zu lachen. Die weniger glücklichen Leute lachen nur bei schicklicher Veranlassung.

Ein Großer liebt den Champagner und verabscheut die Traube von Brie: er berauscht sich in besserem Weine als der Mann des Volks. Das ist der einzige Unterschied, den die Völlerei zwischen den entgegengesetztesten Ständen übrig läßt, zwischen dem großen Herrn und dem Polirer.

Es scheint anfänglich, als ob bei den Vergnügungen der Fürsten auch ein wenig von der Lust, Andere zu belästigen, mit unterliefe. Aber nein; die Fürsten sind wie die andern Menschen: sie denken nur an sich selbst, folgen ihren Gelüsten, ihren Leidenschaften, ihrer Bequemlichkeit, und das ist ganz natürlich.

Körperschaften, Leute in hoher Stellung oder Machthaber scheinen es sich zum Gesetz zu machen, denjenigen, welche ihrer Angelegenheiten wegen von ihnen abhängen, alle Hindernisse in den Weg zu legen, die von diesen nur befürchtet werden können.

Wenn ein Großer einen Grad des Glückes mehr hat als andere Menschen, so weiß ich kaum einen andern, als den, daß derselbe oft in der Lage ist und die Gelegenheit hat, Andern eine Freude zu bereiten; und wenn sich ihm diese Gelegenheit darbietet, so muß er, wie mir scheint, sie benutzen. Ist es zu Gunsten eines rechtlichen Mannes, so muß er besorgt sein, daß sie ihm entgehen könne; ja, er muß, da es eine gerechte Sache betrifft, sogar der Bitte zuvorkommen und sich nur blicken lassen, um den Dank in Empfang zu nehmen; und ist die Bitte leicht zu erfüllen, so muß er gar keinen Werth darauf legen; schlägt er sie ihm ab, so bedaure ich sie alle beide.

Es giebt Menschen, die schon durch ihre Geburt unzugänglich sind, und das sind grade diejenigen, deren die andern nöthig haben, und von denen sie abhängen. Sie stehen nur immer auf dem Sprunge; beweglich, wie Quecksilber, drehen sie sich

im Kreis umher, gesticuliren, thun Ausrufe, wollen in den Mond fahren. Aehnlich jenen Figuren aus Pappe, deren man sich bei einem öffentlichen Feste als Schaustück bedient, speien sie Feuer und Flamme, donnern und wettern. Man nähert sich ihnen nicht, bis sie verlöschen und zusammensinken, wo sie alsdann durch ihren Sturz fügsam, aber auch nutzlos werden.

Der Thürsteher, der Kammerdiener, der Mensch der Livrée urtheilen, wofern sie nicht etwa mehr Geist besitzen, als ihr Stand mit sich bringt, von selbst nicht mehr nach ihrer früheren Niedrigkeit, sondern nach dem hohen Stande und dem Vermögen derer, welchen sie dienen, und stellen alle diejenigen, welche durch ihre Thür eintreten oder auf ihrer Treppe hinaufsteigen, ohne Unterschied unter sich und ihre Herrschaft. So wahr ist es, daß man auserſehen ist, von den Großen und ihrer Dienerschaft zu leiden!

Ein Mann von hoher Stellung muß seinen Fürsten, seine Gemahlin, seine Kinder lieben, aber nach jenen auch die Leute von Geist; er muß sie in seine Umgebung aufnehmen, sie an sich zu ziehen suchen, sie dürfen ihm niemals fehlen. Er kann ihnen den Beistand und die Dienste, die sie ihm selbst ohne sein Wissen leisten, nicht genug lohnen; ich sage nicht durch hohe Pensionen oder Wohlthaten, sondern durch Vertraulichkeit und Gunstbezeigung. Wie viel kleine Gerüchte können sie nicht verschwinden machen! wie viele Histörchen können sie nicht in das Gebiet der Fabel und der Erdichtung verweisen! Wissen sie nicht schlechte Erfolge durch die guten Absichten zu rechtfertigen? die Tüchtigkeit eines Entwurfes und die Zweckmäßigkeit von Maßregeln durch glücklich erfolgte Ereignisse darzuthun? gegen Bosheit und Neid aufzustehen, um guten Unternehmungen noch triftigere Beweggründe unterzulegen? schlecht aussehenden Dingen eine günstige Auslegung zu geben? kleine Versehen abzuwenden, nur die Tugenden sichtbar zu machen und sie in das beste Licht zu setzen? bei tausend Gelegenheiten Thatsachen und besondere Umstände zu verbreiten, die zum Vortheil dienen, und das Lachen und den Spott gegen diejenigen zu kehren, welche es

wagen sollten, daran zu zweifeln oder gegentheilige Thatsachen vorzubringen? Ich weiß, daß die Großen sich zum Grundsatz gemacht haben, die Leute reden und sich selbst im eignen Thun und Treiben nicht stören zu lassen; aber ich weiß auch, daß es ihnen in mehreren Fällen begegnet, daß, wenn sie dem Gerede seinen Lauf lassen, sie am Thun gehindert werden.

Das Verdienst empfinden und, wenn es einmal anerkannt ist, es nach Würden zu behandeln wissen, heißt zwei große Schritte hintereinander thun, deren die Großen meistentheils unfähig sind.

Du bist groß, du bist mächtig, aber das ist nicht genug; mache, daß ich dich achte, so daß es mich traurig macht, deiner Gunstbezeigungen verlustig gegangen, oder ihrer gar nicht theilhaftig geworden zu sein.

Sie sagen von einem Großen oder einem Hochgestellten, er sei zuvorkommend, gefällig, bereite gern Freude, und Sie bestätigen dies durch eine umständliche Erwähnung dessen, was er in einer Angelegenheit gethan hat, woran, wie er wußte, Sie Antheil nahmen. Ich verstehe Sie: man kommt Ihrem Bittgesuche auf halbem Wege entgegen; Sie haben Geltung, Sie sind von dem Minister gekannt, Sie stehen gut bei den Gewalthabern. Wollten Sie mir etwas Anderes sagen?

Jemand sagt zu Ihnen: „Ich beklage mich über den und den; er ist seit seiner Standeserhöhung hochmüthig, er behandelt mich geringschätzig, er will mich nicht mehr kennen.“ — „Ich, meinerseits, antworten Sie ihm, habe keinen Grund, mich darüber zu beklagen; im Gegentheil, ich bin mit ihm sehr zufrieden, ja es scheint mir sogar, daß er recht höflich ist.“ — Ich glaube Sie auch zu verstehen: Sie wollen, daß man erfahre, ein hochgestellter Mann habe Aufmerksamkeit für Sie; er bemerke Sie im Antichambre unter tausend anständigen Leuten, von denen er seine Augen wegwendet, aus Furcht, in die Unannehmlichkeit zu kommen, ihre Begrüßung erwiedern, oder ihnen zulächeln zu müssen.

Mit Jemand sehr wohl zufrieden sein, einen Großen nicht genug zu rühmen wissen — ein ursprünglich feiner Ausdruck, welcher ohne Zweifel „sich selbst loben“ bedeutet,

indem man von einem Großen alle die Wohlthaten erzählt, die er uns erwiesen, oder auch nie im Sinne gehabt hat uns zu erweisen.

Man lobt die Großen, um dadurch zu erkennen zu geben, daß man sich ihnen nähern darf, selten aus Hochschätzung oder Dankbarkeit; man kennt diejenigen oft gar nicht, die man lobt. Die Eitelkeit und der Leichtsinn gewinnen nicht selten die Oberhand über die Empfindlichkeit: man ist übel mit ihnen zufrieden, und lobt sie doch.

Wenn es schon gefährlich ist, sich in eine verdächtige Sache einzulassen, so ist dies noch mehr der Fall, wenn man sich dabei zum Mitschuldigen eines Großen macht: er zieht sich heraus und läßt euch doppelt büßen, für ihn und für euch.

Ein Fürst besitzt nicht genug in seinem ganzen Vermögen, um eine niederträchtige Willfährigkeit zu bezahlen, wenn man darüber nach allem dem urtheilt, was derjenige, den er belohnen will, von dem Seinigen dazu gethan hat; und seine ganze Macht ist nicht zu groß, um ihn zu strafen, wenn er seine Rache nach dem Unrecht mißt, das er von ihm erfahren hat.

Der Adel setzt für das Wohl des Staates und für den Ruhm des Herrschers sein Leben aus. Der Richter nimmt dem Fürsten einen Theil der Sorge, über die Völker zu richten, ab. Das sind doch, hier wie dort, sehr erhabene Berufe, die einen bewundernswerthen Nutzen schaffen. Die Menschen sind nicht leicht größerer Dinge fähig, und ich begreife nicht, woher die Robe und der Degen die Verachtung geschöpft haben, womit sie sich gegenseitig behandeln.

Wenn es wahr ist, daß ein Großer mehr aufs Spiel setzt, wenn er ein Leben wagt, das dazu bestimmt ist, unter Lachen, Freude und Ueberfluß dahin zu gleiten, als ein Privatmann, der nur ein elendes Leben daran setzt: so muß man doch auch gestehen, daß Ruhm und ausgezeichnete Ehren eine ganz andere Entschädigung bieten. Dem gemeinen Krieger geht die Empfindung ab, daß er gekannt sei; unbeachtet stirbt er unter der Menge. Freilich ist es wahr, daß er ebenso lebte, aber er lebte doch; und eine der Quellen des Mangels an Muth entspringt

aus den niedrigen und knechtischen Stellungen. Diejenigen dagegen, welche schon die Geburt aus dem Volke emporhebt und den Augen der Menschen, ihrem Tadel und ihrem Lobe aussetzt, vermögen sogar gewaltsam aus ihrem Temperamente herauszutreten, wenn dasselbe sie nicht zur Heldentugend antreiben sollte. Auf dieser Anlage des Herzens und des Geistes, welche von den Ahnen durch die Väter auf die Nachkommen übergeht, beruht jener bei Personen von edlem Blute so gewöhnliche Muth und vielleicht der Adel selbst.

Werft mich unter die Truppen wie einen gemeinen Soldaten, und ich werde Thersites sein; stellt mich an die Spitze einer Armee, für welche ich vor ganz Europa zu haften habe, und ich bin Achilles.

Den Fürsten ist, ohne weitere Anleitung und Regel, ein gewisser Hang zum Vergleichen eigen. Sie sind unter den vorzüglichsten Dingen und Erscheinungen, gleichsam im Centrum derselben, geboren und erzogen, und bringen damit das, was sie lesen, was sie sehen und hören, in Verbindung. Alles, was sich zu sehr von Lully, Racine und Le Brun entfernt, erfährt das Verdammungsurtheil.

Jungen Fürsten nur immer von der Sorge für ihre hohe Stellung vorsprechen, ist eine übertriebene Vorsicht, da ein ganzer Hof seine Pflicht und einen Theil seiner Höflichkeit darein setzt, ihnen zu huldigen, und da sie weit weniger der Gefahr preisgegeben sind, irgend eine der ihrer Geburt zukommenden Rücksichten nicht zu kennen, als vielmehr der, die Personen mit einander zu verwechseln und sie gleichgültig und ohne Unterscheidung der Stände und der Titel zu behandeln. Sie haben einen angebornen Stolz, der bei Veranlassung sogleich hervortritt; daher bedürfen sie der Anleitung nur, um diesen zu zügeln und um ihnen Herzensgüte, Rechtschaffenheit und ein richtiges Urtheil beizubringen.

Bei einem Manne von einer gewissen hohen Stellung ist es eine reine Gleißnerei, wenn er nicht von vorne herein den Rang einnimmt, der ihm gebührt und den ihm die Welt zugesteht. Es kostet ihm nichts, bescheiden zu sein, sich unter die

Menge zu mischen, die ihm sofort Platz macht; in einer Versammlung einen der letzten Plätze einzunehmen, damit ihn Alle dort sehen und sich beeifern, ihn von demselben zu entfernen. Die Bescheidenheit ist eine weit bittrere Zumuthung für Menschen von gewöhnlichem Stande: begeben sie sich unter die Menge, so erdrückt man sie; wählen sie sich eine unbequeme Stelle, so läßt man sie ihnen.

Aristarch begiebt sich auf den Markt mit einem Herold und einem Trompeter; dieser fängt an zu blasen, die große Menge eilt herbei und sammelt sich um ihn. „Hört“, ruft der Herold, „merkt auf, schweigt, seid still! Aristarch, den ihr hier anwesend seht, wird morgen eine gute Handlung verrichten.“ — Ich will es einfacher und ohne Blume sagen: Jemand thut Gutes. Will er es noch besser machen, so lasse er mich nicht wissen, daß er Gutes thut, oder er bringe sich wenigstens bei mir nicht in den Verdacht, daß er mich es wissen lassen wollte.

Die besten Handlungen verändern sich und schwächen sich ab durch die Art, *wie* man sie verrichtet, und lassen selbst an den guten Absichten zweifeln. Derjenige, welcher die Tugend schätzt oder preiset um der Tugend willen, welcher das Laster tadelt oder zu bessern sucht des Lasters wegen, handelt einfach, natürlich, ohne Umschweif, ohne Auffälligkeit, ohne Prunk, ohne gesuchtes Wesen; er bedient sich keiner wichtig thuenden und spruchreichen Antworten, noch weniger pikanter und satirischer Einfälle; er führt niemals eine Scene vor dem Publikum auf; er giebt ein gutes Beispiel und entledigt sich einer Pflicht; er liefert weder den Damenbesuchen, noch dem Kabinet*), noch den Neuigkeitskrämern einen Gegenstand zur Unterhaltung; ebensowenig gibt er einem gefälligen Manne den Stoff zu einer artigen Erzählung. Das Gute, was er gethan hat, wird freilich etwas weniger bekannt; aber er hat es gethan: was möchte er mehr?

Die Großen müssen die Urzeiten gar nicht lieben, denn sie sind ihnen nicht günstig. Es ist für sie eine traurige Wahr-

*) Versammlungsort einiger anständigen Leute zum Zweck der Unterhaltung.

nehmung, daß wir alle von Bruder und Schwester herstammen. Die Menschen machen zusammen eine einzige Familie aus; es giebt nur ein Mehr oder Weniger in dem Grade der Verwandtschaft.

Theognis wendet die äußerste Sorgfalt auf seinen Anzug; er schmückt sich zu seinem Ausgehen wie eine Dame. Er ist noch nicht außer seinem Hause, so hat er schon seine Augen und sein Gesicht in die gehörige Verfassung gebracht, damit dies eine abgethane Sache sei, wenn er unter das Publikum tritt, damit Alles ganz zusammenstimmend an ihm erscheine, damit diejenigen, welche ihm begegnen, ihn bereits huldvoll und ihnen gnädig zulächelnd finden, und ihm Niemand entschlüpfe. Tritt er in einen Saal ein, so wendet er sich zur Rechten, wo sich viele Menschen befinden, und zur Linken, wo sich niemand befindet; er begrüßt die, welche anwesend sind, und die, welche nicht anwesend sind. Er umarmt einen Herrn, der ihm zunächst in die Hände kommt, und drückt dessen Kopf an seine Brust; dann fragt er, wer derjenige ist, den er umarmt hat. Es bedarf jemand seiner in einer unbedeutenden Angelegenheit; er sucht ihn auf und trägt ihm sein Anliegen vor. Theognis hört ihn huldvoll an; er ist entzückt darüber, ihm nützlich sein zu können, er beschwört ihn, ihm doch nur Gelegenheiten zu geben, damit er ihm seine Dienste widme. Und wie jener immer wieder auf seine Angelegenheit zurückkommt, sagt er ihm, daß er sich nicht damit befassen könne; er bittet ihn, sich an seine Stelle zu versetzen, und macht ihn zum Richter darüber. Der Bittsteller empfiehlt sich, von ihm zurückbegleitet, geliebkost, verwirrt, beinahe zufrieden damit, daß er abgewiesen worden.

Es heißt eine sehr schlechte Meinung von den Menschen haben und nichtsdestoweniger sie sehr gut kennen, wenn man auf einem hohen Posten glaubt, ihnen durch erkünstelte Schmeicheleien und durch lange, bedeutungslose Umarmungen Achtung einzuflößen.

Pamphil unterhält sich mit den Leuten nicht, denen er in den Sälen oder in den Höfen begegnet. Wenn man nach seiner ernsten Haltung und der Erhebung seiner Stimme urtheilt, so

empfängt er sie, giebt ihnen Audienz, verabschiedet sie. Er bedient sich zugleich höflicher und hochmüthiger Ausdrücke und eines gebietenden Anstandes, den er ohne Unterschied der Personen beibehält; er hat eine erlogene Größe, die ihn verkleinert, und welche diejenigen, die seine Freunde sind und die ihn nicht geringschätzen wollen, in große Verlegenheit bringt.

Ein Pamphil ist ganz erfüllt von sich selbst, er verliert sich niemals aus dem Gesicht, kommt nie aus der Vorstellung von seiner Größe, seinen Verbindungen, seiner Stellung, seiner Würde heraus; er rafft so zu sagen alle seine Habseligkeiten zusammen und behängt sich mit ihnen, um sich geltend zu machen. Er sagt: „Mein Orden, mein blaues Ordensband“; er läßt es breit sehen, oder er versteckt es so, daß man es gewahr wird. Ein Pamphil will, mit Einem Worte, groß sein, er glaubt es zu sein, aber er ist es nicht, er macht es einem Großen nur nach. Wenn er zuweilen einem Menschen vom untersten Stande, einem Manne von Geist, zulächelt, so wählt er dazu den Augenblick so wohl, daß er nie darauf ertappt wird; auch würde ihm gewiß die Röthe ins Gesicht steigen, wenn er unglücklicher Weise bei der geringsten Vertraulichkeit mit jemandem überrascht würde, der weder reich, noch mächtig, weder einem Minister befreundet, noch sein Verbündeter, noch sein Bedienter ist. Er ist streng und unerbittlich gegen den, welcher noch nicht sein Glück gemacht hat. Er erblickt euch eines Tages in einer Gallerie, und er flieht euch; und wenn er euch am folgenden Tage an einem weniger öffentlichen Orte sieht, oder, wenn auch an einem öffentlichen Orte, so doch in Gesellschaft eines Großen, so faßt er Muth und kommt auf euch zu, und sagt zu euch: „Sie gaben sich gestern die Miene, als wollten Sie mich nicht sehen.“ Bald verläßt er euch, kurz abbrechend, um mit einem großen Herrn oder einem hohen Beamten sich zu unterhalten; und bald, wenn er diese im Gespräch mit euch antrifft, unterbricht er euch, und entführt sie euch. Ein ander Mal redet ihr ihn an, aber er bleibt nicht stehen; ihr müßt ihm nachgehen, und er spricht so laut, daß es für die Vorübergehenden eine Scene abgiebt. Auch befinden sich die Pamphile eigentlich

immer wie auf einem Theater: Leute, aufgenährt in Verstellung, welche nichts so sehr hassen, als das Natürliche; wahre Komödienpersonnagen, Floridors, Mondoris.

Man kann gar nicht aufhören, von den Pamphilen zu sprechen. Sie sind kriechend und furchtsam vor den Fürsten und Ministern; voll Hochmuths und Zuversicht gegen die, welche nichts besitzen, als Tugend; stumm und verlegen in Gegenwart von Gelehrten; lebhaft, dreist und entschieden in Gesellschaft von Unwissenden. Sie sprechen mit einem Rechtsgelehrten vom Kriege, mit einem Finanzmann von der Politik; bei den Damen verstehen sie Geschichte, sind im Beisein eines Doktors Poeten, und Geometer, wenn sie mit einem Dichter zusammen sind. Mit Lebensregeln befassen sie sich nicht, mit Grundsätzen noch viel weniger: sie leben auf gut Glück, getrieben von dem Winde der Gunst und angelockt von dem Zauber des Reichthums. Sie haben keine Ansicht, die ihnen eigen und eigenthümlich wäre; sie entlehnen dergleichen, je nach Bedürfniß; und derjenige, zu dem sie dabei ihre Zuflucht nehmen, ist eben kein kluger, oder kundiger, oder tugendhafter Mann, sondern ein Mensch nach der Mode.

Wir hegen gegen die Großen und gegen die Leute von hoher Stellung eine fruchtlose Mißgunst, oder einen ohnmächtigen Haß, der uns nicht an ihrem Glanz und an ihrer Erhebung rächt und nur zu unserem eigenen Elend noch das unerträgliche Gewicht des Glücks eines Andern hinzufügt. Was für Heilmittel lassen sich gegen eine so eingewurzelte Krankheit der Seele anwenden? Laßt uns mit Wenigem zufrieden sein; ja mit noch Wenigerem, wenn es möglich ist; laßt uns gelegentlichen Verlust zu ertragen wissen! Das Recept ist untrüglich, und ich bin bereit, es zu erproben. Ich entgehe dadurch dem Ungemach, einen Thürsteher zähmen oder einen Geschäftsführer stimmen zu müssen, an einer Thür durch die zahllose Menge der Klienten und Höflinge, die mehrere Male des Tags aus dem Hause eines Ministers herausströmen, hin- und hergestoßen zu werden, im Audienzsaale sehnlichst zu harren, zitternd und stammelnd um eine gerechte Sache zu bitten, seine Gravität, sein

bitteres Lächeln und seinen Lakonismus auszuhalten. Dann hasse ich ihn nicht mehr und beneide ihn nicht mehr; er richtet keine Bitte an mich, ich richte keine an ihn; wir stehen einander gleich, vielleicht nur, daß er in Unruhe lebt und ich in Ruhe.

Wenn sich den Großen auch oft Gelegenheiten darbieten, uns Gutes zu thun, so haben sie doch selten den guten Willen dazu; und wenn sie uns Uebles zufügen wollen, so finden sie auch nicht immer die Gelegenheiten dazu. Ebenso kann man sich auch in der Art der Verehrung täuschen, die man ihnen erweist, wenn sie sich nur auf Hoffnung oder Furcht gründet; und manchmal endet sich ein langes Leben, ohne daß der Fall eintritt, von ihnen auch nur um des geringsten Interesses willen abhängig zu sein, oder ohne daß man ihnen sein Glück oder sein Mißgeschick zuzuschreiben habe. Wir müssen sie ehren, weil sie groß sind und wir sind klein, und weil es andere noch Kleinere giebt als wir, die uns ehren.

Am Hofe und in Paris dieselben Leidenschaften, dieselben Schwächen, dieselben Kleinlichkeiten, dieselben Verkehrtheiten des Geistes, dieselben Mißhelligkeiten in den Familien und unter den nächsten Verwandten, dieselben Mißgünsteleien, dieselben Unverträglichkeiten; überall Schwiegertöchter und Schwiegermütter, Ehemänner und Ehefrauen, Scheidungen, Zerwürfnisse und halbe Aussöhnungen; überall Launen, Zornausbrüche, Parteilichkeiten, Zuträgereien und das, was man Lästerzungen nennt. Mit guten Augen nimmt man ohne Anstrengung das Kleinstädtische wahr: die Straße Saint-Denis ist gleichsam nach V(ersailles) oder F(ontainebleau) versetzt. Hier meint man sich mit mehr Stolz und Hoheit und vielleicht mit größerer Würde zu hassen; man befeindet sich gegenseitig mit größerer Gewandtheit und Schlauheit; die Zornesäußerungen sind beredter, und man sagt sich Beleidigungen höflicher und in gewählteren Ausdrücken; man verletzt dabei nicht die Reinheit der Sprache, man beleidigt nur die Menschen und ihren Ruf. Alle Außenseiten des Lasters haben hier einen schönen Anschein; aber der Grund ist, noch einmal sei es gesagt, derselbe, wie bei den alleruntersten Ständen: die nämliche niedrige Gesinnung,

die nämliche Schwäche des Charakters, die nämliche Unwürdigkeit finden sich hier. Diese, entweder durch ihre Geburt, oder durch Glücksgunst, oder durch ihre Würden so hochgestellten Menschen, diese so hervorragenden und so geschickten Köpfe, diese so feingebildeten und geistreichen Frauen: alle verachten sie das Volk und sind doch nur — Volk.

Wer da sagt: das Volk, bezeichnet damit mehr als nur Ein Ding; es ist ein umfangreicher Ausdruck, und man würde sich verwundern, wenn man sähe, was er alles umfaßt und wie weit er sich erstreckt. Da giebt es ein „Volk", welches den Gegensatz zu den Großen bildet: das ist der Pöbel und die große Masse; und es giebt andrerseits ein „Volk", welches den Lebensweisen, den Tüchtigen und Tugendhaften entgegengesetzt ist: darunter gehören die Vornehmen wie die Geringen.

Die Großen lassen sich durch das sinnliche Gefühl beherrschen; sie sind müßige Seelen, auf welche anfangs Alles einen lebhaften Eindruck macht. Es ereignet sich etwas, und sie sprechen allzu viel davon; bald sprechen sie wenig davon, dann gar nicht mehr, und werden niemals mehr davon sprechen: Handlung, Betragen, Arbeit, Ereigniß, alles ist vergessen. Man verlange von ihnen weder Besserung, noch Voraussicht, noch Ueberlegung, noch Erkenntlichkeit, noch Belohnung.

In Betracht gewisser Persönlichkeiten ist man zu den entgegengesetztesten Ansichten geneigt. Nach ihrem Tode eilt die Satire unter dem Volk umher, während die Wölbungen der Tempel von ihrem Lobe wiederhallen. Bisweilen verdienen sie weder Schmähschriften noch Leichenreden, und bisweilen sind sie beides werth.

Ueber die Mächtigen muß man schweigen. Gutes von ihnen zu reden, ist fast immer Schmeichelei; Uebles von ihnen zu sagen während ihres Lebens, ist gefährlich; und wenn sie gestorben sind, zeugt es von Feigheit.

Zehntes Kapitel.

Von dem Staatsoberhaupte oder dem Staate.

Wenn man, ohne Vorurtheil für sein Heimatland, alle Regierungsformen durchgeht, so weiß man nicht, an welche man sich halten soll: in jeder giebt es mindest Gutes und mindest Schlechtes. Das Vernünftigste und Sicherste ist daher, diejenige, worin man geboren ist, für die beste von allen zu halten und sich ihr zu unterwerfen.

Es bedarf weder Kunst noch Wissenschaft, um Tyrannei auszuüben; und die Staatskunst, die nur darin besteht, Blut zu vergießen, ist sehr beschränkt und ohne alle Feinheit. Sie weiß nichts Anderes, als diejenigen zu tödten, deren Leben unserem Ehrgeiz im Wege steht. Ein von Natur grausamer Mensch thut das ohne große Umstände. Es ist die abscheulichste und plumpste Art, sich zu behaupten oder zur Größe zu erheben.

Eine sichere und alte Politik der Regierungen ist es, das Volk durch Feste, Schauspiele, Luxus, Prunk, Vergnügungen, Befriedigung der Eitelkeit und Weichlichkeit in Schlummer zu wiegen; es mit eiteln Dingen sich unterhalten und an Tändeleien Geschmack finden lassen. Welche Riesenschritte zum Despotismus macht man nicht mit dieser Nachsicht!

Unter einer Willkürherrschaft giebt es kein Vaterland; andere Dinge müssen es ersetzen: Eigennutz, Ruhm, Fürstendienst.

Wenn man Veränderungen oder Neuerungen in einem Staat einführen will, so gilt es dabei weit mehr die Zeit, als die Dinge in Betracht zu ziehen. Es giebt gewisse Zeitpunkte, wo man recht wohl fühlt, daß man nicht schroff genug gegen das Volk auftreten kann, und es giebt andere, wo man es offenbar nicht zu sehr schonen kann. Ihr könnt heute vielleicht einer Stadt ihre Freiheiten, ihre Rechte, ihre Privilegien nehmen; aber morgen denkt ja nicht daran, ihr auch nur ihre Aushängeschilder zu verändern.

Wenn das Volk in Bewegung ist, so begreift man nicht, wodurch in diese Masse wieder Ruhe kommen kann; und wenn

es sich friedlich verhält, so sieht man nicht ein, wie es aus dieser Ruhe heraustreten kann.

Es giebt gewisse Uebel im Staate, die darin geduldet werden, weil sie größern Uebeln vorbeugen oder sie verhindern. Andere Uebel giebt es, die es nur durch ihre Einführung sind, und die, während sie in ihrem Ursprunge ein Mißbrauch oder wenigstens ein übler Gebrauch waren, in ihren Folgen und in der Ausübung weniger verderblich sind, als ein bei weitem gerechteres Gesetz oder eine vernünftigere Gewohnheit. Man gewahrt auch eine Gattung von Uebeln, die man durch Veränderung oder Neuerung abstellen kann; aber diese ist selbst ein Uebel, und ein sehr gefährliches. Noch andere giebt es, gleichsam verborgen und vergraben wie Unflath in einer Kloake, d. h. in Schande, in Geheimniß und in Dunkel gehüllt: man darf sie nicht aufstören und aufwühlen, oder sie werden Gift und Pest aushauchen. Die Weisesten hegen bisweilen Zweifel, ob es besser sei, diese Uebel zu kennen oder nichts von ihnen zu wissen. Manchmal duldet man in einem Staat ein ziemlich bedeutendes Uebel, das aber eine Million kleiner Uebel oder Mißstände abwendet, welche alle unvermeidlich und unheilbar sein würden. Man findet auch Uebel, über welche jeder Einzelne seufzt, und welche doch nichtsdestoweniger zum gemeinen Nutzen dienen, obgleich das Publikum aus nichts Anderem als eben aus allen den Einzelnen besteht. Es giebt persönliche Uebel, welche zum Wohl und zum Vortheil jeder Familie beitragen. Es giebt solche, welche die Familien in Trauer versetzen, zerstören oder entehren, und die doch auf das Wohl und die Erhaltung der Maschine des Staates und der Regierung abzwecken. Andere Uebel bereiten Staaten den Untergang, und auf ihren Trümmern erheben sich neue. Man hat endlich auch solche kennen gelernt, welche große Reiche in ihren Grundvesten untergraben haben und von der Oberfläche der Erde haben verschwinden lassen, um die Gestalt der Welt zu verändern und zu erneuern.

Was kümmert sich der Staat darum, ob Ergast reich ist, ob er Hunde hat, die gut stehen, ob er neue Moden in

Equipagen und Kleidung aufbringt, ob er überflüssige Dinge in Fülle besitzt? Wo es sich um das Interesse und um die Gemächlichkeit des ganzen Publikums handelt, kann da der Einzelne in Betracht kommen? Der Trost der Völker bei Dingen, die ein wenig auf ihnen lasten, ist, zu wissen, daß sie dem Fürsten Behaglichkeit gewähren, oder daß sie nur ihn bereichern. Sie glauben Ergasten für die Verschönerung seiner Umstände durchaus nicht verpflichtet zu sein.

Der Krieg hat das Alterthum für sich; er hat in allen Zeitaltern stattgefunden. Man hat von jeher gesehen, wie die Welt mit Wittwen und Waisen erfüllt, die Familien ihrer Erben beraubt wurden und Brüder einander in der Schlacht tödteten. Junger Soyecour, ich bedaure deine Tugend, deine Bescheidenheit, deinen schon so reifen, scharfsinnigen, erhabenen, zur Geselligkeit geschaffenen Geist; ich beklage diesen deinen frühzeitigen Tod, der dich mit deinem muthvollen Bruder vereint und dich einem Hof entreißt, an dem du nur eben erst erschienen warst. Beweinenswerthes, aber allgemeines Unglück! Zu allen Zeiten sind die Menschen übereingekommen, einander um ein Stückchen Land mehr oder weniger zu berauben, durch Brand zu schaden, sich zu tödten und zu erwürgen; und um dies sinnreicher und mit größerer Sicherheit thun zu können, haben sie sich vortreffliche Regeln ausgesonnen, welche man mit dem Namen Kriegskunst bezeichnet. Sie haben an die Ausübung dieser Regeln den Ruhm oder die Begründung eines gefeierten Namens geknüpft und von Jahrhundert zu Jahrhundert die Art und Weise, sich gegenseitig zu vernichten, gesteigert. Aus der Ungerechtigkeit der ersten Menschen, als seiner einzigen Quelle, ist der Krieg entsprungen, sowie die Nothwendigkeit, in der sie sich befunden haben, sich Gebieter zu geben, welche ihre Rechte und ihre Ansprüche feststellten. Wenn man sich, zufrieden mit dem Seinigen, der Habe seiner Nachbarn hätte enthalten können, so hätte man allezeit Frieden und Freiheit genossen.

Das an seinem Herde friedliche Volk, in der Mitte der Seinen und in dem Schoße einer großen Stadt, wo es weder

etwas für seine Habe, noch für sein Leben zu fürchten hat, ist nach Feuer und Blut gierig, beschäftigt seine Gedanken mit Krieg, Zerstörung, Brand und Blutbad, kann es kaum erwarten, daß Armeen, die gegen einander im Felde stehen, zusammen treffen, oder, wenn sie handgemein mit einander werden, daß sich ein blutiger Kampf erhebt und zum wenigsten zehntausend Menschen auf dem Platze bleiben. Es geht oft sogar so weit, daß es seine theuersten Angelegenheiten, ja Ruhe und Sicherheit, aus Liebe zur Veränderung und aus Hang zum Neuen oder Außerordentlichen, ganz aus den Augen verliert. Ein ander Mal würden Manche gern die Feinde vor den Thoren von Dijon oder Corbie wissen und Ketten vorziehen und Barrikaden errichten sehen, einzig um des Vergnügens willen, Nachrichten davon mittheilen oder vernehmen zu können.

Demophil, der mir zur Rechten sitzt, wehklagt und ruft aus: „Alles ist verloren, es ist um den Staat geschehen, er befindet sich zum wenigsten am Abgrunde des Unterganges. Wie soll man einer so starken und allgemeinen Verschwörung widerstehen? was giebt es für ein Mittel, so vielen und so mächtigen Feinden, ich sage gar nicht, überlegen zu sein, sondern nur das Gleichgewicht zu halten? Das ist ohne Beispiel in der Monarchie. Ein Heros, ein Achilles müßte da unterliegen. Man hat", fügt er hinzu, „grobe Fehler begangen: ich weiß wohl, was ich sage, denn ich bin vom Metier, ich habe den Krieg gesehen, und Vieles davon hat mich die Geschichte gelehrt." — Hierauf spricht er mit Bewunderung von Olivier le Daim und von Jacques Coeur. „Das waren Männer!" sagt er; „das waren Minister!" — Nun giebt er seine Nachrichten zum besten, welche alle die trübseligsten und unvortheilhaftesten sind, die man sich nur denken kann. Bald ist eine Abtheilung der Unsrigen in einen Hinterhalt gelockt und dort in Stücken gehauen worden; bald haben sich einige, in einer Festung eingeschlossene Truppen dem Feinde auf Gnade und Ungnade ergeben und über die Klinge springen müssen. Und wenn ihr ihm sagt, daß dieses Gerücht falsch sei und daß es sich durchaus nicht bestätige, so hört er euch nicht an; nein, er fügt hinzu, daß der und der

General getödtet worden sei, obwohl er in Wahrheit nur eine leichte Wunde erhalten hat, und ihr ihn dessen fest versichert. Er beweint seinen Tod, er beklagt seine Wittwe und seine Kinder, sowie den Staat, ja, er beklagt sich selbst: denn „er hat einen guten Freund und einen großen Schutz verloren". Er sagt, die deutsche Kavallerie sei unbesieglich; bei der bloßen Nennung der Kürassiere des Kaisers wird er blaß. „Wenn man diesen Platz angreift", fährt er fort, „wird man die Belagerung aufheben, oder man wird sich in der Defensive halten, ohne sich in ein Gefecht einzulassen; oder wenn man ein solches liefert, so wird man nothwendig den Kürzern ziehen; und verliert man es, nun, so haben wir den Feind an der Gränze." — Und da Demophil ihn sehr schnell vordringen läßt, so wird er auch bald im Herzen des Königreichs sein. Er hört schon die Sturmglocke der Städte läuten und Alarm schreien; er denkt an seine Habe und seine Ländereien. Wo soll er sein Geld, seine Möbeln, seine Familie hinbringen? Wohin soll er sich flüchten? In die Schweiz oder nach Venedig?

Basilides dagegen, zu meiner Linken, bringt auf Einmal eine Armee von dreihunderttausend Mann auf die Beine; er läßt sich davon auch nicht eine einzige Rotte abziehen. Er hat die Liste der Schwadronen und der Bataillone, der Generale und der Offiziere; er vergißt weder die Artillerie, noch die Bagage. Er verfügt unbeschränkt über alle diese Truppen; schickt so und so viele nach Deutschland, ebenso viele nach Flandern, behält eine gewisse Anzahl für die Alpen zurück, nur unbedeutend weniger für die Pyrenäen, und die Uebrigen läßt er über das Meer gehen. Er kennt die Märsche dieser Armeen, er weiß, was sie thun werden und was sie nicht thun werden; ihr könntet glauben, er besitze das Ohr des Fürsten, oder das Geheimniß des Ministers. Wenn die Feinde eine Schlacht verloren haben, worin ungefähr neun- bis zehntausend der Ihrigen auf dem Platze geblieben sind, so schätzt er sie auf dreißigtausend, weder mehr noch weniger; denn seine Zahlenangaben sind stets bestimmt und so, daß man sich darauf verlassen kann, wie von jemandem, der genau unterrichtet ist. Wenn er am Morgen

erfährt, daß die Unsrigen irgend ein kleines, schlecht befestigtes Nest verloren haben, so läßt er sich nicht nur bei seinen Freunden die er Tags vorher zur Tafel eingeladen hatte, entschuldigen, sondern speist an diesem Tage selbst nicht, und wenn er etwas zu Abend ißt, so geschieht es ohne Appetit. Wenn die Unsrigen einen sehr starken, sehr regelrecht befestigten Ort belagern, der mit Mund- und Geschützvorrath wohl versehen ist, der eine tüchtige Besatzung hat, befehligt von einem Manne von außerordentlichem Muthe, so sagt er, daß die Stadt schwache und schlecht befestigte Stellen hat, daß es ihr an Pulver, sowie ihrem Gouverneur an Erfahrung mangelt, und daß sie schon nach acht Tagen, sobald die Laufgräben eröffnet sind, capituliren wird. Ein ander Mal kommt er ganz außer Athem herbeigestürzt, und nachdem er wieder ein wenig Luft geschöpft hat, ruft er aus: „Da haben wir's! — eine gewaltige Neuigkeit: sie sind geschlagen worden, und zwar total! Der General, die Anführer, mindestens ein guter Theil von ihnen, Alle sind getödtet, Alles ist ums Leben gekommen. Das hat", fährt er fort, „ein gewaltiges Blutbad gegeben, und man muß gestehen, daß wir mit großem Glücke spielen." Er setzt sich und bläst den Athem von sich, nachdem er seine Neuigkeit vorgebracht hat, die nur an einem Fehler leidet, nämlich dem, daß gar kein Gefecht stattgefunden hat. Außerdem behauptet er, daß der und der Fürst aus der Ligue getreten ist und seine Verbündeten im Stiche gelassen hat; daß ein zweiter Lust bezeigt, denselben Entschluß zu fassen. Er glaubt, wie das gemeine Volk, steif und fest, daß ein dritter gestorben ist, und nennt den Ort, wo man ihn zur Erde bestattet hat. Und wenn man in den Hallen und in den Vorstädten schon enttäuscht ist, so beharrt doch er noch immer auf seiner bejahenden Aussage. Er weiß aus unbezweifelbarem Munde, daß Tekeli*) große Fortschritte gegen den Kaiser macht; daß der Großsultan mächtig waffnet, nichts von Frieden wissen will, und daß sein Vezier sich bald zum zweiten Mal vor den Thoren von Wien zeigen wird. Er schlägt in die

*) Der Ungar, der Verbündete der Türken gegen den Kaiser.

Hände und fährt vor Freuden über dies Ereigniß auf, an dem er weiter gar nicht zweifelt. Nach ihm ist die Tripelallianz ein Cerberus, und die Feinde ebenso viele Ungeheuer, die todtgeschlagen werden müssen. Er spricht nur von Lorbeeren und von Palmen, nur von Siegen und von Trophäen. Er sagt im vertrauten Gespräch: „Unser erlauchter Heros, unser mächtiger Potentat, unser unbesieglicher Monarch.“ — Wenn ihr wollt, so kommt es auf die einfachen Phrasen hinaus: „Der König hat viele Feinde, welche mächtig, einig und gegen ihn erbittert sind. Er hat sie besiegt, und ich hoffe, daß er sie stets wird besiegen können.“ — Diese Redeweise aber, für Demophil zu bestimmt und entschieden, ist dem Basilides nicht prächtig, nicht pomphaft genug. Ihm liegen weit andere Ausdrücke im Kopfe. Er arbeitet an Inschriften für Triumphbögen und Pyramiden, die am Tage des Einzuges die Hauptstadt schmücken sollen; und sobald er sagen hört, daß die Heere einander gegenüberstehen, oder daß ein Platz umzingelt ist: so läßt er seine Robe auseinanderfalten und sie an die Luft hängen, damit sie für die Feierlichkeit im Dome bereit sei.

Die Hauptsache einer Staatsangelegenheit, welche die Bevollmächtigten oder die Geschäftsträger der Kronen und der Staaten in einer Stadt versammelt, muß langer und außergewöhnlicher Verhandlungen bedürfen, wenn sie ihnen mehr Zeit kostet, ich will nicht sagen, als die bloßen Präliminarien, sondern als die einfache Anordnung der Plätze, der Ehrensitze und der andern Förmlichkeiten.

Ein Minister oder ein Gesandter ist eine Art Chamäleon, ein Proteus. Manchmal zeigt er, gleich einem geschickten Spieler, weder Gemüthsstimmung noch Temperament, sei es, um nicht Ursache zu Vermuthungen zu geben, oder sich durchschauen zu lassen, sei es, um nicht aus Leidenschaft oder aus Schwäche etwas von seinem Geheimniß zu verrathen. Ein ander Mal weiß er auch seinen Charakter den Absichten, die er verfolgt, sowie den Nöthigungen, in denen er sich befindet, auf das entsprechendste anzupassen und so zu erscheinen, wie sein Vortheil es erheischt, damit die Andern glauben, er sei in

Wahrheit so. Demnach ist er, bei einer großen Macht oder bei einer großen Schwäche, welche er nicht merken lassen will, fest und unbeugsam, um die Lust, viel durchsetzen zu wollen, zu benehmen; oder er ist nachgiebig, um den Andern Gelegenheit zu bieten, ihn mit Wünschen anzugehen und sich selbst die gleiche Freiheit zu gestatten. Ein ander Mal ist er entweder unergründlich und versteckt, um eine Wahrheit, die er eben ankündigt, zu verbergen, weil es ihm von Wichtigkeit ist, daß er sie zwar mitgetheilt habe, daß sie ihm aber nicht geglaubt werde; oder er ist frei und offen, damit man, während er das, was man nicht wissen soll, verhehlt, nichtsdestoweniger glaube, daß einem nichts von dem, was man wissen möchte, unbekannt geblieben sei, und sich überrede, daß er Alles mitgetheilt habe. Desgleichen ist er entweder lebhaft und redselig, um die Andern zum Sprechen zu bewegen; um zu verhindern, daß man mit ihm nicht von dem spreche, was er nicht wissen will, oder von dem, was er nicht wissen darf; um verschiedene gleichgültige Dinge zu sagen, die einander einschränken oder sich gegenseitig aufheben, und die in den Geistern Furcht und Zutrauen durcheinanderwälzen; um eine Eröffnung, die ihm entschlüpft ist, durch eine andere, die er absichtlich giebt, unwirksam zu machen: — oder er ist kalt und schweigsam, um die Andern zum Sprechen zu verpflichten, um lange Zeit zuhören zu können, oder um angehört zu werden, wenn er selbst spricht; um mit Schwung und Nachdruck zu reden; um Versprechungen oder Drohungen zu machen, welche einen mächtigen Eindruck hervorbringen und welche erschüttern. Bald eröffnet er seine Ansicht und spricht zuerst, um unter Darlegung des Widerstamds, der Widersprüche, der Kabalen und Ränke der fremden Minister gegen die Vorschläge, welche er gethan hat, seine Maßregeln zu ergreifen und die Gegenantwort zu erhalten; und bei einer andern Gelegenheit spricht er zuletzt, um nicht vergeblich zu reden, um kurz und bündig zu sein, um genau dasjenige zu erkennen, worauf er für sich und seine Verbündeten bauen darf; um zu wissen, was ihm zu fordern erlaubt ist, und was er erlangen kann.

Er versteht es, in klaren und bestimmten Ausdrücken zu sprechen; noch besser aber versteht er es, doppelsinnig und in einer dunkeln Weise zu reden, zweideutige Wendungen und Worte zu gebrauchen, die er, je nach den Gelegenheiten und seinen Interessen gemäß, geltend machen oder verhallen lassen kann. Er verlangt wenig, wenn er nicht viel geben will; er verlangt viel, um Weniges zu erhalten und es um so sicherer zu erhalten. Er fordert anfangs nur geringfügige Dinge, die man ihm aber, wie er später beansprucht, für nichts anschlagen soll, und die ihn nicht hindern, etwas Größeres zu verlangen; er vermeidet im Gegentheil, damit anzufangen, daß er einen wichtigen Punkt zu erlangen strebt, wenn dieser ihn daran hindert, mehrere andere von minderem Belange zu erringen, die aber alle zusammen den ersten überwiegen. Er verlangt zu viel, damit man ihm abschlägliche Antwort gebe, jedoch in der Absicht, sich ein Recht oder eine schickliche Veranlassung zu bereiten, das selbst zu verweigern, wovon er wohl weiß, daß man es von ihm verlangen wird, und was er nicht gewähren will. Auch ist er dann sorgfältig darauf bedacht, das Uebermäßige der Forderung zu übertreiben und, wenn möglich, die Billigung der Gründe zu erwirken, welche ihn nöthigen, nicht darauf einzugehen, sowie diejenigen zu entkräften, die man dafür zu haben behauptet, ihm das nicht zu bewilligen, was er mit Dringlichkeit fordert. Gleicherweise ist er beflissen, das Wenige, was er darbietet, gewaltig herauszustreichen und in der Vorstellung der Andern zu vergrößern, dagegen das Wenige, was man ihm zu geben einwilligt, offen und geradezu herabzusetzen. Er macht verstellte, aber außergewöhnliche Anerbietungen, welche Mißtrauen erregen und dazu nöthigen, dasjenige, was man doch vergebens acceptiren würde, zu verwerfen; die ihm jedoch Veranlassung geben, übertriebene Forderungen zu stellen, und das Unrecht auf die Seite derer bringen, welche sie ihm abschlagen. Er bewilligt mehr, als man von ihm verlangt, um noch mehr zu erhalten, als er gewähren muß. Er läßt sich wegen einer unbedeutenden Sache lange bitten, drängen, bestürmen, um die Hoffnungen zu unter-

drücken und den Gedanken zu benehmen, etwas Bedeutenderes von ihm zu verlangen; oder wenn er sich so weit erweichen läßt, daß er es zugesteht, so geschieht es stets mit Bedingungen, welche zur Folge haben, daß er den Gewinn und die Vortheile mit denen, welchen etwas zugestanden wird, theilt. Unmittelbar oder mittelbar unterstützt er die Sache eines Verbündeten, sobald er seinen Nutzen oder die Förderung seiner Ansprüche dabei findet. Er spricht nur von Frieden, von Bündniß, von öffentlicher Ruhe, von öffentlichem Interesse; in Wahrheit jedoch denkt er nur an die seinigen, das heißt an die Interessen seines Gebieters oder seines Staates. Bald vereinigt er Solche, die einander entgegen waren, und bald trennt er Andere, welche vereinigt waren. Die Starken und Mächtigen schüchtert er ein, und die Schwachen ermuthigt er. Durch wechselseitiges Interesse vereinigt er mehrere Schwache gegen einen Mächtigeren, um das Gleichgewicht herzustellen. Er verbindet sich hierauf mit den Ersteren, um ihre Wagschale zum Sinken zu bringen, und verkauft ihnen seinen Schutz und sein Bündniß theuer. Er versteht es, diejenigen, mit denen er verhandelt, ins Interesse zu ziehen, und läßt sie, durch ein geschicktes Verfahren und durch feine und schlaue Winkelzüge, ihre besonderen Vortheile erkennen, den Gewinn und die Ehren, die sie sich nach einer gewissen Willfährigkeit, welche ebenso wenig ihren Auftrag als die Absichten ihrer Gebieter beeinträchtigt, versprechen können. Auch er selbst will in dieser Beziehung nicht für unüberwindlich gelten; er läßt einige Empfindlichkeit in Betracht seiner Glücksumstände merken; dadurch bewirkt er, daß ihm Anträge gestellt werden, die ihm die geheimsten Zwecke der Andern, ihre verstecktesten Pläne und ihre letzte Hilfsquelle verrathen, und er zieht seinen Nutzen davon. Wenn er bisweilen in den oder jenen Hauptstücken, die endlich geregelt worden sind, benachtheiligt ist, so schreit er laut auf; ist das Gegentheil der Fall, so schreit er noch lauter, und zwingt diejenigen, welche verlieren, sich zu rechtfertigen und zu vertheidigen. Der Hof hat seine Sache durchdacht: alle seine Schritte sind abgemessen, das geringste

Entgegenkommen, das er thun mag, ist ihm vorgeschrieben; nichtsdestoweniger handelt er in den schwierigen Punkten und streitigen Sachen so, als wenn er sofort und gleichsam aus Liebe zur Versöhnlichkeit von selbst nachgäbe; er wagt sogar der Versammlung das Versprechen zu geben, daß er dem Antrag die Genehmigung verschaffen werde und daß man ihn nicht zurückweisen werde. Er setzt ein falsches Gerücht in Umlauf, das blos die Dinge betrifft, womit er beauftragt ist, während er außerdem seine besonderen Vollmachten hat, von denen er aber immer nur im äußersten Falle Gebrauch macht, und in Zeitpunkten, in welchen es für ihn verderblich sein würde, wenn er sich ihrer nicht bediente. Seine Ränke sind überhaupt stets auf das Stichhaltige und Wesentliche gerichtet, und stets ist er bereit, diesen das Geringfügige und die eingebildeten Ehrenpunkte zum Opfer zu bringen. Er besitzt Phlegma, er bewaffnet sich mit Muth und Geduld, ermüdet nie, macht vielmehr die Andern matt und treibt sie bis zur Entmuthigung. Er sieht sich vor und härtet sich ab gegen Verzögern und Hinausschieben, gegen Tadel, Verdacht, Mißtrauen, Schwierigkeiten und Hindernisse, überzeugt, daß die Zeit und geschickte Benutzung der Umstände allein schon die Dinge lenken und die Geister dahin führen, wo man sie zu haben wünscht. Er geht sogar so weit, sich zu stellen, als ob ihm im Geheimen an einem Bruche der Unterhandlungen gelegen wäre, wenn er grade am heftigsten deren Fortsetzung wünscht; und hat er im Gegentheil bestimmten Befehl, die äußersten Anstrengungen zu ihrem Abbruche zu machen, so glaubt er, um zum Zweck zu gelangen, auf die Fortsetzung und den Abschluß derselben dringen zu müssen. Wenn ein großes Ereigniß eintritt, so stemmt er sich dagegen oder giebt nach, je nachdem es ihm vortheilhaft oder nachtheilig erscheint; und wenn er es vermöge großer Klugheit vorauszusehen vermag, so drängt er oder er sucht Zeit zu gewinnen, je nachdem der Staat, für welchen er thätig ist, davon zu fürchten oder zu hoffen hat, und trifft ganz nach dessen Bedürfnissen seine Maßregeln. Er zieht die Zeit, den

Ort, die Gelegenheit, seine Macht oder seine Schwäche, den Geist der Nationen, mit denen er es zu thun, die Gemüthsbeschaffenheit und den Charakter der Personen, mit welchen er zu verhandeln hat, zu Rathe. All seine Entwürfe, all seine Grundsätze, alle Feinheiten seiner Staatskunst sind auf ein einziges Ziel gerichtet, und das ist: niemals hintergangen zu werden und die Andern zu hintergehen.

Der Charakter der Franzosen verlangt einen gewissen Ernst in dem Wesen ihres Fürsten.

Es gehört mit zu dem Unglück des Fürsten, oft zu erfüllt von seinem Geheimniß zu sein, weil die Gefahr nahe liegt, daß er es verrathe. Zu seinem Glücke gehört es, eine zuverlässige Person zu finden, dem er es anvertrauen darf.

Einem Könige fehlt nichts, als die Annehmlichkeiten des Privatlebens; über einen so großen Verlust kann er nur durch den Reiz der Freundschaft und die Treue seiner Freunde getröstet werden.

Das Vergnügen eines Königs, welcher es zu sein verdient, besteht darin, es zuweilen weniger zu sein, von der Schaubühne herabzusteigen, den Kothurn abzuschnallen und mit einer vertrauten Person eine zwanglosere Rolle zu spielen.

Nichts macht einem Fürsten mehr Ehre, als wenn sein Günstling bescheiden ist.

Ein Günstling hat kein Gefolge, er hat keine Verbindlichkeit und keine Verbindungen. Er kann von Verwandten und von Kreaturen umgeben sein, aber sein Herz hängt nicht daran; er ist von Allem losgelöst und gleichsam isolirt.

Es ist mir ganz glaublich, daß ein Günstling, wenn er einige Kraft und Seelengröße besitzt, sich oft verwirrt und verlegen fühlen mag durch die Erniedrigungen, die kleinlichen Handlungen, die Schmeichelei, die überflüssige Sorgfalt und die nichtsbedeutenden Aufmerksamkeiten derer, welche sich um ihn beeifern, ihm folgen, und sich an ihn drängen als seine feilen Kreaturen, und daß er sich im Geheimen für einen so abscheulichen Knechtssinn durch Spott und Hohngelächter entschädigt.

Hochgestellte Männer, Minister, Günstlinge, erlaubt ihr mir, es zu sagen? Verlasset euch hinsichtlich der Sorge für euer Andenken und der Dauer eures Namens ja nicht auf eure Nachkommen: Titel gehen vorüber, Gunst verschwindet, Würden verlieren sich, Reichthümer werden zerstreut und Verdienst entartet. Zwar ihr habt Kinder, die eurer würdig sind, und ich füge hinzu, sogar fähig, euer ganzes Glück aufrecht zu erhalten; aber wer kann euch das Gleiche von euren Enkeln versprechen? Ihr braucht mir nicht zu glauben, betrachtet nur ein einziges Mal gewisse Männer, die ihr niemals beachtetet, die ihr stets nur gering schätztet: sie haben Vorfahren, denen ihr, so groß ihr auch seid, eben nur nachfolgt. Habet Tugend und Menschlichkeit! und wenn ihr mich fragt: „Was sollen wir sonst noch haben?" so antworte ich euch: Menschlichkeit und Tugend! — Herren dann der Zukunft und unabhängig von irgend einer Nachwelt, seid ihr sicher, ebenso lange zu dauern als die Monarchie; und zu einer Zeit, wo man die Ruinen eurer Schlösser zeigen wird, ja vielleicht nur noch die Stelle, worauf sie standen, wird doch die Erinnerung an eure lobenswerthen Handlungen noch frisch in den Seelen der Völker leben! Sie werden begierig eure Bildnisse und die Denkmünzen auf euch betrachten. Sie werden sagen: Dieser Mann*), dessen Bild ihr betrachtet, hat zu seinem Gebieter mit Nachdruck und Freimüthigkeit gesprochen und sich mehr gescheut, ihn in Nachtheil zu bringen, als ihm zu mißfallen; er hat ihm vergönnt, gut und wohlthätig zu sein, von seinen Städten zu sagen: „meine gute Stadt", und von seinem Volke: „mein Volk". — Jener Andere**), dessen Bildniß ihr seht, und an dem ihr eine feste Physiognomie, verbunden mit einer ernsten, strengen, majestätischen Miene wahrnehmt, wächst von Jahr zu Jahr an Berühmtheit: die größten Staatsmänner lassen es sich gefallen, mit ihm verglichen zu werden. Sein großer Plan ist der gewesen, das Ansehn des Fürsten und die Sicherheit der Völker durch die Demüthigung der Großen zu befestigen; weder Parteiungen,

*) Der Kardinal d'Amboise, Minister Ludwigs XII.

**) Der Kardinal Richelieu.

noch Verschwörungen, noch Verräthereien, noch Todesgefahr, noch Siechthum haben ihn davon abwendig machen können; außerdem hat er noch Zeit dazu gefunden, ein Werk zu beginnen, das nachmals fortgesetzt und von einem unserer größten und besten Fürsten zu Ende geführt worden ist — die Ausrottung der Ketzerei.

Das feinste und betrüglichste Netz, das zu allen Zeiten den Großen von ihren Geschäftsleuten und den Königen von ihren Ministern gestellt worden ist, ist die Lehre, die sie ihnen geben: ihre Schulden zu bezahlen und sich zu bereichern. Ein vortrefflicher Rath, eine nützliche, fruchtbringende Lehre, eine Goldmine, ein Peru, zum wenigsten für diejenigen, welche sie bis auf den heutigen Tag ihren Gebietern beizubringen verstanden haben.

Es ist ein außerordentliches Glück für die Völker, wenn der Fürst diejenigen Männer zu seinen Vertrauten und Ministern macht, welche sie selbst ihm würden gegeben haben, wenn sie die Herren gewesen wären.

Die Kenntniß der Einzelheiten, oder eine sorgsame Aufmerksamkeit auf die geringsten Bedürfnisse des Staats, ist ein wesentlicher Theil einer guten Regierung, der in den letzten Zeiten wirklich zu sehr von den Königen und den Ministern vernachlässigt worden ist, den man aber einem Herrscher, der sie nicht besitzt, nicht genug wünschen, noch an dem, der sie besitzt, nicht genug schätzen kann. Was, in der That, trägt es zum Wohle der Völker und zur Annehmlichkeit ihres Lebens bei, daß der Fürst die Gränzen seiner Herrschaft bis über die Länder seiner Feinde erweitert; daß er aus deren Gebieten Provinzen seines Reiches macht; daß er ihnen ebenso in Belagerungen wie in Schlachten überlegen ist, und sie vor ihm weder im flachen Lande, noch in den festesten Bollwerken sicher sind; daß die Völker einander zu Hilfe rufen und sich gegenseitig verbinden, um sich zu vertheidigen und ihn zum Einhalt zu zwingen; daß sie sich vergeblich vereinigen; daß er stets vorschreitet und stets Siege feiert; daß ihre letzten Hoffnungen auf Wiederherstellung einer Gesundheit schwinden, welche dem Monarchen

die Freude gewähren sollte, zu sehen, wie die Prinzen, seine Enkel, seine Bestimmungen vollziehen oder erweitern, sich ins Feld begeben, sich furchtbarer Festungen bemächtigen und neue Staaten erobern; alte und erprobte Führer befehligen, weniger vermöge ihres Ranges und ihrer Geburt als durch ihr Genie und ihre Weisheit; dem erhabenen Vorgange ihres siegreichen Ahnen folgen; seine Güte, seine Gelehrigkeit, seine Billigkeit, seine Wachsamkeit, seine Unerschrockenheit nachahmen? Kurz, was würde es mir und dem sämmtlichen Volke für Vortheil gewähren, daß der Fürst durch sich und die Seinigen glücklich und mit Ruhm bedeckt, daß mein Vaterland mächtig und gefürchtet wäre: wenn ich traurig und voll Unruhe, in Unterdrückung und Mangel darin lebte; wenn ich, geschützt vor dem Einfall der Feinde, doch auf den Plätzen und Straßen einer Stadt dem Stahl eines Mörders ausgesetzt wäre; wenn ich zu schauriger Nachtzeit weniger zu fürchten hätte, in dichten Wäldern ausgeplündert oder getödtet zu werden, als an den Straßenecken der Stadt; wenn Sicherheit, Ordnung und Sauberkeit den Aufenthalt in den Städten nicht so angenehm machten, nicht mit dem Ueberfluß die Annehmlichkeit des geselligen Lebens eingeführt hätten; wenn ich, schwach und alleinstehend, in meiner Meierei von der Nachbarschaft eines Großen leiden müßte, und man hätte weniger dafür gesorgt, mich gegen seine Uebergriffe zu schützen; wenn ich nicht so viele Lehrer, und zwar vortreffliche, zur Unterweisung meiner Kinder in den Wissenschaften oder in den Künsten, die dereinst ihre Zukunft begründen sollen, zur Hand hätte; wenn ich weniger im Stande wäre, mich, vermöge der Leichtigkeit des Verkehrs, mit guten Stoffen zu kleiden, mit gesunden Speisen zu nähren und sie um billigen Preis zu kaufen; genug, wenn ich, durch die Vorsorge des Fürsten, nicht ebenso zufrieden mit meinem Loose wäre, als er selbst vermöge seiner Tugenden es mit dem seinigen sein muß?

Acht- oder zehntausend Menschen dienen dem Fürsten gleichsam als eine Münze, womit er einen Waffenplatz oder einen Sieg erkauft; wenn er macht, daß es ihn deren weniger

kostet, wenn er die Menschen spart, so gleicht er einem Handelsmanne, der besser als ein Andrer den Werth des Geldes kennt.

Alles gedeiht in einer Monarchie, worin man die Interessen des Staats mit denen des Fürsten verbindet.

Wenn man einen König „Vater des Volks" heißt, so macht man ihm damit weniger eine Lobeserhebung; man nennt ihn vielmehr bei seinem eigentlichen Namen, oder giebt die Begriffsbestimmung seines Wesens.

Es besteht zwischen dem Herrscher und seinen Unterthanen, und zwischen diesen und dem Herrscher ein Verkehr oder eine Gegenseitigkeit von Pflichten. Welche die bindendsten und die peinlichsten seien, wage ich nicht zu entscheiden. Es handelt sich darum, einerseits die strengen Pflichten der Ehrerbietung, des Beistandes, der Dienstleistungen, des Gehorsams, der Abhängigkeit; andrerseits die unumgänglichen Verpflichtungen zur Güte, zur Gerechtigkeit, zur Fürsorge, zur Vertheidigung, zum Schutze in Betrachtung zu ziehen. Wollte man sagen, daß ein Fürst Gebieter über das Leben der Menschen sei, so sagte man damit nur, daß die Menschen, infolge ihrer Verbrechen, natürlicher Weise den Gesetzen und der Gerechtigkeit, deren Verwahrer der Fürst ist, unterworfen seien. Wollte man hinzufügen, daß er der unumschränkte Herr von Allem sei, was seine Unterthanen besitzen, ohne weitere Rücksicht, ohne Rechenschaft, ohne alle Prüfung: so wäre das die Sprache der Schmeichelei, die Ansicht eines Günstlings, der in den letzten Augenblicken sein Wort zurücknehmen wird.

Wenn ihr zuweilen eine zahlreiche Schafheerde seht, welche, auf einem Hügel zerstreut, gegen die Neige eines schönen Tages friedlich den Thymian und den Quendel abweidet, oder auf einer Wiese die niedrigen und zarten Kräuter abgraset, die der Sichel des Mähers entgangen sind: der sorgliche und achtsame Hirt steht bei seinen Schafen da, er verliert sie nicht aus dem Blicke, geht hinter ihnen her, leitet sie, wechselt die Weide; wenn sie sich zerstreuen, sammelt er sie, wenn sich ein gieriger Wolf zeigt, läßt er seinen Hund los, daß er ihn in die Flucht jage; er giebt ihnen Futter, er vertheidigt sie; die Morgenröthe

findet ihn schon auf dem freien Felde, von dem er sich nur mit der Sonne zurückzieht. Welche Sorgfalt! welche Wachsamkeit! welche Dienstbarkeit! Welcher Zustand scheint euch der angenehmere und der freiere, der des Hirten oder der der Schafe? Ist die Heerde um des Hirten willen oder der Hirt um der Heerde willen da? Ein naturwahres Bild der Völker und des Fürsten, der sie leitet, wenn er ein guter Fürst ist.

Ein Herrscher unter Pomp und Luxus ist einem mit Gold und Edelsteinen herausgeputzten Hirten zu vergleichen, der einen goldnen Schäferstab in den Händen hält; sein Hund hat ein goldnes Halsband, und er leitet ihn an einer Leine von Gold und Seide. Was nutzt so viel Gold seiner Heerde, oder zum Schutz gegen die Wölfe?

Welche glückliche Stellung, die einem Menschen in allen Augenblicken die Gelegenheit verschafft, so vielen Tausenden von Menschen Gutes zu erweisen! Aber wie gefährlich auch ein Standpunkt, welcher jeden Augenblick einem Menschen die Möglichkeit giebt, einer Million Menschen zu schaden!

Wenn die Menschen auf der Erde keiner natürlicheren, wohlthuenderen und empfindungsvolleren Freude fähig sind, als derjenigen, zu gewahren, daß man sie liebt: können dann die Könige, wofern sie Menschen sind, jemals das Herz ihrer Völker zu theuer erkaufen?

Es giebt wenige allgemeine Regeln und sichere Richtschnuren, um gut zu regieren. Man folgt dem Zeitlauf und den Umständen, und dies beruht auf der Klugheit und der Umsicht derjenigen, welche regieren. Die vollkommene Regierungskunst ist ein Meisterwerk des Geistes; und sie würde vielleicht etwas Unmögliches sein, wenn die Völker, weil sie der Abhängigkeit und Unterwerfung gewohnt sind, nicht die Hälfte des Werks verrichteten.

Unter einem sehr großen Könige liegen denjenigen, welche die ersten Stellen bekleiden, nur leichte Pflichten ob, die sich ohne Beschwerde erfüllen lassen: Das geht Alles von Herzen. Die Machtvollkommenheit und das Genie des Fürsten ebnen ihnen die Wege, ersparen ihnen Schwierigkeiten und lassen Alles

über ihr Erwarten gedeihen. Sie haben das Verdienst von Unterbeamten.

Wenn es schon schwer fällt, die Last einer einzigen Familie auf seinen Schultern zu tragen; wenn es schon hinreichend ist, für sich allein verantwortlich zu sein: welches Gewicht, welche Last legt erst ein ganzes Königreich auf! Wird ein Herrscher für seine Mühen bezahlt durch das Vergnügen, welches eine unbedingte Macht zu gewähren scheint, durch alle Unterwürfigkeitsbezeigungen der Höflinge? Ich denke an die beschwerlichen, zweifelhaften und gefahrdrohenden Wege, die er oft zu verfolgen genöthigt ist, um zur öffentlichen Ruhe zu gelangen; ich gehe die außerordentlichen, aber nothwendigen Mittel durch, die er oft anwendet, um einen guten Zweck zu erreichen; ich weiß, daß er Gott selbst Rechenschaft ablegen muß von dem Glücke seiner Völker; daß das Gute wie das Schlimme in seinen Händen liegt, und daß Unwissenheit ihn durchaus nicht entschuldigt; und so frage ich mich selbst: Würde ich regieren wollen? Sollte ein im Privatstande einigermaßen glücklicher Mensch diesem um einer Monarchie willen entsagen können? Ist es nicht viel von demjenigen, der sich durch Erbrecht auf solcher Stelle befindet, wenn er es erträgt, als König geboren worden zu sein?

Wie viele Gaben des Himmels gehören dazu, um einen Herrscher zu bilden! Eine erlauchte Geburt, ein Aeußeres, das Herrschermacht und Herrscherwürde verkündigt, ein Antlitz, das die Neugierde der Völker, die den Fürsten zu sehen beeifert sind, befriedigt und das die Ehrerbietung in dem Höfling stets aufrecht erhält; eine vollkommene Gleichgestimmtheit des Gemüthes, eine starke Abneigung gegen beißenden Spott, oder Verstand genug, um sich denselben nicht zu erlauben; niemals Lob oder Tadel hören zu lassen; nicht dem Zorne nachzugeben und sich doch stets Gehorsam zu erzwingen; geschmeidiger, einschmeichelnder Geist; ein offenes, aufrichtiges Herz, in dessen Inneres man hinabzublicken glaubt und das gleich sehr dazu angethan ist, sich Freunde, Kreaturen und Verbündete zu verschaffen; trotzalledem verschlossen, unergründlich und undurch-

dringlich in Rücksicht seiner Beweggründe und Pläne zu sein; Ernst und gesetztes Wesen der Oeffentlichkeit gegenüber; Kürze, verbunden mit Würde und sicherm Takte, das Richtige zu treffen, sei es bei den Erwiederungen gegen die Gesandten fremder Fürsten, sei es im Rathe; eine Art und Weise, Gunstbezeigungen zu Theil werden zu lassen, die einer zweiten Wohlthat gleichkommt; die passende Auswahl der Personen, welchen man Gnaden erweist; die Geschicklichkeit, Geister, Talente und Gemüthsbeschaffenheiten herauszuerkennen, um Stellen und Aemter richtig zu besetzen; geeignete Wahl der Heerführer und Minister; ein sicheres, gediegenes, entscheidendes Urtheil in den Geschäften, welches die Folge hat, daß man den besten und gerechtesten Beschluß faßt; ein gerader und billiger Sinn, welcher bewirkt, daß man bisweilen sogar gegen sich selbst zu Gunsten des Volkes, der Verbündeten, ja der Feinde entscheidet; ein glückliches, stets bereites Gedächtniß, das sich der Bedürfnisse der Unterthanen, ihrer Gesichtszüge, ihrer Namen und ihrer Gesuche erinnert; eine Geisteskraft von großem Umfange, die sich nicht blos auf die auswärtigen Angelegenheiten, auf den Handelsverkehr, auf die leitenden Grundsätze des Staates, auf die Ausdehnung der Gränzen durch die Eroberung neuer Provinzen und auf deren Sicherheit vermöge einer großen Anzahl uneinnehmbarer Festungen erstreckt, sondern die auch auf das Innere, gleichsam auf die Einzelnheiten eines ganzen Königreichs einzugehen versteht; die einen falschen, verdächtigen und der Oberherrschaft feindlichen Gottesdienst daraus verbannt, wenn er sich darin antreffen läßt; welche rohe und gottlose Gebräuche, die darin herrschen, abschafft; welche die Gesetze und die Sitten verbessert, falls sich Mißbräuche eingeschlichen haben sollten; welche den Städten mehr Sicherheit und größere Bequemlichkeiten durch die Wiederherstellung einer strengen Polizei, mehr Glanz und Ansehn durch prächtige Gebäude verleiht; Aergerniß gebende Laster streng bestrafen; durch sein Ansehn und Beispiel der Religiosität und der Tugend Geltung verschaffen; die Kirche, ihre Diener und ihre Gerechtsame schützen; seine Völker als seine Kinder

schonend behandeln und allezeit mit dem Gedanken beschäftigt sein, ihnen die Lasten zu erleichtern, die Beisteuern erträglich zu machen und so einzurichten, daß man sie von den Provinzen erhebt, ohne diese zu verarmen; dabei große Talente für den Krieg: wachsam, eifrig sein; zahlreiche Heere halten, sie in Person befehligen, kalt in der Gefahr sein, sein Leben nur zum Besten des Staates schonen, das Wohl desselben und seinen Ruhm höher schätzen als sein Leben; eine sehr unumschränkte Macht, welche keine Veranlassung zu Parteiungen, zu Intriguen und zur Ränkesucht gestattet, die jenen ungeheuren Abstand aufhebt, welcher bisweilen die Großen und die Kleinen trennt, die sie einander näher bringt, dergestalt, daß sich Alle auf gleiche Weise unter jene Macht beugen. Der Fürst bedarf eines großen Schatzes von Kenntnissen, der ihn befähigt, Alles mit eigenen Augen zu sehen, unmittelbar und aus eigenem Antriebe zu handeln, so daß seine Generale, wenn gleich von ihm fern, nur seine Stellvertreter sind, und die Minister eben nur seine Diener; einer tiefen Staatsweisheit, welche Krieg zu erklären, zu siegen und den Sieg zu benutzen weiß, welche Frieden zu schließen und ihn zu brechen, ja bisweilen, je nach den verschiedenen Interessen, ihn dem Feinde aufzuzwingen weiß; die einem ausschweifenden Ehrgeize Gesetze giebt und weiß, wie weit man seine Eroberungen ausdehnen darf; — dabei mitten unter heimlichen oder offenen Feinden sich Muße zu Belustigungen, Festen, Schauspielen verschaffen, Künste und Wissenschaften pflegen, Pläne zu überraschenden Gebäuden ersinnen und sie ausführen lassen; — endlich ein erhabenes und mächtiges Genie, welches sich den Seinigen liebenswerth und verehrungswürdig und dem Fremden gefürchtet macht; welches aus einem Hofe, ja selbst aus einem ganzen Königreiche gleichsam eine einzige, unter einem und demselben Oberhaupte vereinigte Familie bildet, deren Vereinigung und treffliches Einverständniß der übrigen Welt Furcht einflößt. Diese bewundernswerthen Tugenden scheinen mir in der Idee von einem Herrscher enthalten zu sein. Freilich gewahrt man sie selten alle in einem und demselben Individuum; allzu Vieles muß gleichzeitig zusammenwirken: Geist, Herz, das Aeußere und die

Gemüthsbeschaffenheit; und es dünkt mich, als sei ein Monarch, welcher sie wirklich alle in seiner Person vereinigt, würdig, der Große zu heißen.

Elftes Kapitel.

Vom Menschen.

Erzürnen wir uns nicht gegen die Menschen, wenn wir von ihrer Gefühllosigkeit, ihrer Undankbarkeit, ihrer Ungerechtigkeit, ihrem Hochmuth, ihrer Eigenliebe und ihrer Nichtbeachtung Anderer hören. Sie sind einmal so geartet, das ist ihre Natur. Sich darüber ärgern, heißt nichts Anderes, als nicht ertragen können, daß der Stein zur Erde fällt und das Feuer nach oben strebt.

In gewissem Sinne sind die Menschen nicht unbeständig, oder sie sind es nur in kleinen Dingen. Sie verändern ihre Kleider, ihre Sprache, die Außendinge, die Formen des Anstandes; sie ändern auch bisweilen ihren Geschmack. Aber sie halten fest an ihren stets schlechten Sitten, sind beharrlich und beständig im Schlimmen und in der Gleichgültigkeit gegen die Tugend.

Der Stoicismus ist ein Spiel des Geistes und eine Idee, ähnlich der des Platonischen Staates. Die Stoiker haben sich ausgesonnen, daß man im Stande sei, bei Armuth zu lachen, gegen Beleidigungen, gegen Undankbarkeit, gegen Verlust der Glücksgüter, sowie gegen den der Seinigen und seiner Freunde unempfindlich zu sein; den Tod mit Gelassenheit und als etwas Gleichgültiges anzusehen, was uns weder erfreuen, noch traurig machen dürfe; sich weder vom Vergnügen, noch vom Schmerze besiegen zu lassen; Stahl und Feuer an irgend einem Theile seines Körpers zu fühlen, ohne einen Seufzer auszustoßen, oder eine Thräne zu vergießen. Und dieses also zusammengegrübelte Trugbild von sittlicher Kraft und Standhaftigkeit hat man beliebt einen Weisen zu nennen. Sie haben dem

Menschen alle Fehler, die sie an ihm fanden, gelassen, und fast keine seiner Schwachheiten verbessert oder beseitigt. Anstatt von seinen Lastern abschreckende oder lächerliche Gemälde zu entwerfen, die zu seiner Besserung gedient hätten, haben sie ihm das Bild einer Vollkommenheit und eines Heroismus vorgemalt, deren er nicht fähig ist, und haben ihn zum Unmöglichen angestachelt. Solchergestalt befindet sich der Weise, der nicht, oder nur in der Einbildung vorhanden ist, auf natürliche Weise und durch sich selbst über alle Vorfallenheiten und alle Uebel erhaben. Weder die schmerzhafteste Gicht, noch die stechendste Kolik würden ihm eine Klage abzuzwingen vermögen. Himmel und Erde können zusammenbrechen, ohne ihn in ihren Sturz mit hineinzuziehen, und er würde unter den Trümmern des Weltalls standhaft bleiben, während der wirklich mit starken Sinnen begabte Mensch schreiet, in Verzweiflung geräth, mit den Augen flammt und den Athem verliert über den Verlust eines Hundes oder wegen einer Porcellanschale, die in Stücke gegangen ist.

Unruhe des Geistes, Ungleichheit der Laune, Unbeständigkeit des Herzens, Unsicherheit des Benehmens, alles das sind Fehler der Seele, die aber verschieden von einander sind und sich bei allem Bezug, in dem sie unter sich zu stehen scheinen, doch nicht immer zusammen in einem und demselben Subjekte voraussetzen lassen.

Es ist schwer zu entscheiden, ob die Unentschlossenheit den Menschen mehr unglücklich oder mehr verächtlich macht; desgleichen, ob stets mehr Nachtheile daraus entspringen, wenn man einen schlechten, als wenn man gar keinen Entschluß faßt.

Ein Mensch von unstäter Laune ist nicht ein einzelner, er stellt mehrere vor. Er vervielfältigt sich ebenso vielmal, als seine Neigungen und seine verschiedenen Arten zu sein wechseln; er ist in jedem Augenblicke das, was er vorher nicht war, und wird bald darauf so sein, wie er noch niemals gewesen ist: er ist sein eigener Nachtreter. Fragen Sie nicht nach seinem Temperament, fragen Sie vielmehr nach seinen Temperamenten; nicht welcher Laune er ist, sondern wie viel Arten von Launen er

hat. Täuschen Sie sich nicht? Ist das Euthicrates, den Sie anreden? Heute wie eiskalt gegen Sie! Gestern suchte er Sie auf, liebkoste er Sie, Sie erregten die Eifersucht seiner Freunde! Erkannte er Sie denn wohl? Nennen Sie ihm doch Ihren Namen!

Menalque steigt seine Treppe hinab, öffnet die Thür, um auszugehen, und schließt sie wieder hinter sich zu. Da wird er gewahr, daß er die Nachtmütze noch auf hat, und indem er sich genauer besichtigt, findet er, daß er nur halb rasirt ist; er sieht, daß er seinen Degen an die rechte Seite geschnallt hat, daß seine Strümpfe ihm über die Fersen herabhängen und sein Hemd über die Unterkleider hinausreicht. — Wenn er die öffentlichen Plätze besucht, so fühlt er sich plötzlich einen derben Stoß vor den Magen oder ins Gesicht versetzt; er vermuthet gar nicht, was das sein könne, bis er, die Augen öffnend und sich ermunternd, sich entweder vor einer Wagendeichsel oder hinter einer langen Bohle befindet, die ein Handwerker auf seinen Schultern trägt. Man hat einmal gesehen, wie er mit seiner Stirn gegen die eines Blinden stieß, sich mit seinen Beinen in dessen Beine verwickelte und mit ihm, jeder nach seiner Seite, auf den Rücken hinfiel. Es ist ihm mehere Male begegnet, daß er unterwegs mit einem Prinzen zusammenrannte, den er kaum erkannte, und nur eben noch Zeit hatte, sich an eine Mauer zu drücken, um demselben Platz zu machen. — Er sucht, er wirft alles durcheinander, schreit, erhitzt sich, ruft seine Bedienten herbei, einen nach dem andern; man verliert ihm Alles, man verlegt ihm Alles; er fragt nach seinen Handschuhen, die er in den Händen hat, gleich jener Frau, welche die Zeit damit verlor, nach ihrer Maske zu fragen, die sie schon vor dem Gesichte hatte. — Er tritt in den Saal und geht unter einem Kronleuchter weg, an dem seine Perücke sich anhakt und hängen bleibt. Alle Hofleute sehen es und lachen; Menalque sieht es auch und lacht noch lauter als die Andern; er sucht mit den Augen in der Gesellschaft nach dem umher, dessen Ohren unbedeckt sind und dem eine Perücke fehlt. — Wenn er durch die Stadt geht und eine Strecke Weges gemacht hat, so glaubt

er sich verirrt; er wird unruhig, er fragt Vorübergehende, wo er sich befinde, und diese nennen ihm genau den Namen seiner Straße. Er tritt hierauf in sein Haus ein, verläßt es aber eiligst wieder, weil er glaubt, daß er fehlgegangen sei. Er steigt die große Treppe des Palais hinab, und da er, unten angekommen, eine Carrosse stehen findet, die er für die seinige hält, so steigt er hinein. Der Kutscher fährt zu und glaubt seinen Herrn nach dessen Wohnung zurückzubringen. Menalque springt aus der Kutschenthür heraus, durchschreitet den Hof, steigt die Treppe hinauf, eilt durch das Vorzimmer, das Zimmer, das Kabinet: Alles ist ihm bekannt, nichts ist ihm neu; er setzt sich, er ruht sich aus, kurz er ist zu Hause. Der Herr des Hauses kommt an; Menalque steht auf, um ihn zu empfangen, er läßt ihm alle Höflichkeit angedeihen, bittet ihn, sich niederzulassen, und glaubt in seinem Zimmer die Honneurs zu machen. Er spricht, er sinnt vor sich hin, dann nimmt er wieder das Wort. Der wirkliche Hausherr langweilt sich und ist ganz verwundert. Menalque ist es nicht weniger, und doch sagt er nicht, was er davon denkt: er hat es mit einem ärgerlichen Menschen zu thun, mit einem Müßiggänger, der sich doch endlich entfernen wird; er hofft es und faßt sich in Geduld. Der Abend kommt darüber herbei, und kaum wird er seinen Irrthum los. — Ein andermal macht er einer Dame seinen Besuch, und da er sich bald überredet, daß er es ist, welcher sie empfängt, so läßt er sich in ihrem Fauteuil nieder und denkt ganz und gar nicht daran, ihn zu verlassen. Er findet allmählich, daß diese Dame ihre Besuche sehr in die Länge zieht, und erwartet jeden Augenblick, daß sie sich erheben und ihn von sich befreien werde; aber da der Besuch gar kein Ende nehmen will, da ihn Hunger anwandelt und die Nacht schon vorgerückt ist, so ladet er sie zum Abendessen ein. Sie lacht, und zwar so laut, daß er dadurch aus seiner Zerstreutheit erwacht. — Derselbe wird am Morgen getraut, vergißt es aber am Abende und schläft in der Hochzeitnacht außer seinem Hause. Einige Jahre später verliert er seine Frau; sie stirbt in seinen Armen, er wohnt ihrem Leichenbegängnisse bei; und als man ihm

an dem Tage zu sagen kommt, daß man angerichtet habe, fragt er, ob seine Frau bereit und ob sie davon benachrichtigt sei. Er ist es auch, welcher, beim Eintritt in eine Kirche, einen Blinden, der an die Pforte gelehnt steht, für einen Pfeiler und sein Almosengefäß für ein Weihbecken hält, seine Hand darein taucht und sie zur Stirne führt, bis er mit einem Male den Pfeiler reden hört, der ihm Gebete anbietet. Er schreitet weiter in das Schiff der Kirche vor, glaubt einen Betstuhl vor sich zu haben und wirft sich schwerfällig darüber hin; die Maschine giebt nach, krümmt sich und macht Versuche zu schreien. Menalque ist höchst verwundert, sich mit den Knieen auf den Beinen eines sehr kleinen Menschen liegend zu finden, seine beiden Arme über die Schultern desselben hinausgestreckt und die gefalteten Hände vor dessen Nase und Mund, so daß sie ihm beides verschließen; verwirrt entfernt er sich, um anderswo niederzuknieen. Er zieht ein Buch hervor, um sein Gebet zu verrichten, und siehe da! es ist sein Pantoffel, den er beim Weggehen ergriffen und statt seines Gebetbuches in die Tasche gesteckt hat. Er ist noch nicht aus der Kirche heraus, als ein Mensch in einer Livrée ihm nacheilt, ihn erreicht und ihn lachend fragt, ob er nicht etwa den Pantoffel des gnädigen Herrn bei sich habe. Menalque zeigt ihm den seinigen und sagt ihm: „Das sind alle Pantoffeln, die ich bei mir habe!“ Nichtsdestoweniger sucht er an sich herum und bringt endlich den des Bischofs von * * zum Vorschein, den er soeben verlassen hat; er hatte ihn krank neben seinem Kaminfeuer angetroffen und den Pantoffel desselben, ehe er von ihm Abschied nahm, als einen seiner Handschuhe, der auf die Erde gefallen, aufgegriffen und mitgenommen. — Einst verlor er alles Geld, was er in der Börse hatte, im Spiele; und da er dies fortzusetzen wünscht, so geht er in sein Kabinet, öffnet einen Schrank, holt seine Schatulle heraus, nimmt aus dieser, so viel ihm beliebt, und bringt sie dann seines Erachtens wieder an ihren Ort. Auf einmal hört er in dem Schrank, den er soeben verschlossen hat, bellen. Erstaunt über dieses Wunderding, öffnet er ihn abermals und bricht in Gelächter aus, als er seinen Hund erblickt, den er statt seiner Schatulle

eingeschlossen hat. — Er sitzt beim Trictrac und wünscht zu trinken, man bringt ihm etwas; das Spiel ist an ihm, in der einen Hand hält er den Becher, in der andern das Glas, und da er heftigen Durst hat, so verschluckt er die Würfel und fast den Becher mit, schüttet das Glas Wasser auf das Trictracbret und überschwemmt zugleich den, mit welchem er spielt. Ebenso spuckt er in dem Zimmer einer Familie, wo er bekannt ist, auf das Bett und wirft seinen Hut auf die Erde, während er grade das Umgekehrte zu thun glaubt. — Er macht eine Lustpartie zu Wasser mit und fragt, wie spät es sei. Man reicht ihm eine Uhr dar, und kaum hat er sie in Empfang genommen, als er, schon nicht mehr an die Zeit, noch an die Uhr denkend, diese, als ein nutzloses Ding, das ihn nur belästigt, ins Wasser wirft. — Derselbe schreibt einen langen Brief, schüttet wiederholt Streusand darüber und gießt diesen jedesmal wieder in das Dintenfaß. Das ist aber nicht Alles. Er schreibt noch einen Brief, und nachdem er beide beendet hat, verwechselt er die Adressen. Ein Herzog und Pair des Reichs ist der Empfänger des einen dieser Briefe, und als er ihn öffnet, liest er darin folgende Worte: „Meister Olivier, unterlassen Sie nicht, bald nach Sicht dieser Zeilen mir den nöthigen Vorrath an Heu zu schicken" — — Sein Pächter aber erhält den andern; er macht ihn auf und läßt ihn sich vorlesen; darin steht: „Gnädigster Herr, mit blinder Unterwürfigkeit habe ich die Befehle empfangen, welche Ew. hohe Gnaden geruht haben rc." — Er schreibt während der Nacht noch einen Brief; nachdem er ihn gesiegelt hat, löscht er seine Kerze aus, ist aufs höchste verwundert, daß er nicht einen Stich sehen kann, und begreift kaum, wie das zugegangen ist. — Menalque steigt die Treppe des Louvre hinab, während ein Anderer hinaufsteigt, zu dem er sagt: „Gerade Sie suche ich!" Er nimmt ihn bei der Hand, läßt ihn die Treppe wieder mit hinuntersteigen, durchschreitet mehrere Höfe und Säle, geht hinaus, geht weiter, kehrt dann wieder um; faßt endlich den, welchen er seit einer Viertelstunde mit sich fortzieht, ins Auge und ist ganz erstaunt, daß es ein Anderer ist, als er meinte; er hat diesem nichts zu sagen, läßt

seine Hand fahren und wendet sich nach einer andern Seite. — Oft richtet er eine Frage an euch; aber indem ihr ihm zu antworten gedenkt, ist er schon über alle Berge. Oder er fragt euch auch wohl im Vorübereilen, wie euer Herr Vater sich befinde; und nachdem ihr ihm mitgetheilt habt, daß es sehr übel mit ihm stehe, sagt er euch, er sei sehr erfreut darüber. Ein ander Mal begegnet er euch auf seinem Wege. Er ist entzückt euch anzutreffen, denn er kommt soeben von euch, weil er mit euch über eine gewisse Sache sprechen wollte." Er betrachtet eure Hand und sagt: „Sie haben da einen schönen Rubin anstecken: ist es ein blasser?" Hierauf verläßt er euch und setzt seinen Weg fort. Das ist die wichtige Angelegenheit, über die er mit euch zu sprechen hatte. — Wenn er sich auf dem Lande befindet, so sagt er zu irgend Einem, er schätze ihn glücklich, daß er sich den Herbst durch dem Hofe habe entziehen können und die ganze Fontainebleau-Zeit auf seinen Landgütern zugebracht habe. Mit Andern führt er andere Gespräche; dann wendet er sich wieder zu dem Ersten und sagt zu ihm: „Sie haben in Fontainebleau sehr schöne Tage verbracht; ohne Zweifel sind Sie dort viel auf der Jagd gewesen?" Darauf fängt er eine Erzählung an, die er aber zu beenden vergißt; er lacht in sich selbst hinein; dann bricht er über etwas, was ihm grade einfällt, in lautes Gelächter aus, giebt sich auf seine eigenen Gedanken Antwort, singt etwas zwischen den Zähnen, pfeift, wirft sich in einen Stuhl; er stößt einen kläglichen Schrei aus; er gähnt; kurz, er glaubt sich allein. Befindet er sich bei einem Gastmahle, so sieht man das Brot unmerklich auf seinem Teller sich anhäufen. Natürlich müssen es seine Nachbarn entbehren, ebenso wie Messer und Gabeln, an deren Gebrauch er sie lange Zeit verhindert. Man hat für die Tafeln zur bequemeren Vertheilung einen großen Löffel erfunden; diesen ergreift er, fährt damit in die Schüssel, schöpft ihn eben voll, führt ihn so zum Munde und geräth in höchstes Erstaunen, daß er seine Wäsche und seine Kleider von der Suppe überströmt sieht, die er doch soeben hintergeschluckt hat. Er vergißt während der ganzen Mahlzeit zu trinken, oder wenn er sich daran erinnert

und wenn er findet, daß man ihm zu viel Wein eingeschenkt hat, so schüttet er davon mehr als die Hälfte demjenigen, der ihm zur Rechten sitzt, ins Gesicht. Das Uebrige trinkt er gelassen aus und begreift nicht, warum alle Welt darüber in Lachen ausbricht, daß er das auf die Erde schüttete, was man ihm zu viel eingegossen hat. — Eines Tags muß er wegen einer Unpäßlichkeit das Bett hüten; man stattet ihm Krankenbesuche ab; es umgiebt ihn ein Kreis von Herren und Damen in seinem Schlafkabinet, die ihn unterhalten, und in ihrer Gegenwart lüftet er seine Decke und spuckt in sein Bett. — Man führt ihn zu den Karthäusern und zeigt ihm dort einen Kreuzgang, geziert mit Werken, die sämmtlich von der Hand eines ausgezeichneten Malers sind. Der Mönch, welcher ihm die Gemälde erklärt, spricht von dem heiligen Bruno, dem Canonicus, und seinen Erlebnissen, giebt davon eine lange Erzählung und zeigt, wie diese in dem einen der Gemälde dargestellt ist. Menalque, der während der Erzählung in Gedanken außerhalb des Klosters und sehr weit davon entfernt war, kommt endlich wieder dahin zurück und fragt den Pater, ob der Canonicus oder der heilige Bruno der Verdammte sei. — Er befindet sich zufällig mit einer jungen Wittwe zusammen, spricht mit ihr von ihrem verstorbenen Manne und fragt sie, wie er gestorben sei. Die Frau, welcher dies Gespräch ihren ganzen Schmerz wieder auffrischt, weint, schluchzt und kann es nicht lassen, alle einzelnen Umstände der Krankheit ihres Gatten zu wiederholen, welche sie von der Nacht vor dem Ausbruch seines Fiebers an, wo er sich noch wohl befand, bis zu seinem Todeskampfe hererzählt. „Madame", fragt sie Menalque, der ihr anscheinend mit Aufmerksamkeit zugehört hatte — „hatten Sie nur diesen?" — Eines Morgens fällt es ihm ein, Alles in seiner Küche beschleunigen zu lassen; er steht noch vor dem Obst von der Tafel auf und empfiehlt sich der Gesellschaft. Man sieht ihn an diesem Tage an allen Orten der Stadt, nur nicht an dem, wo eine Zusammenkunft wegen jener Angelegenheit veranstaltet ist, die ihn bewog, die Mahlzeit zu unterbrechen und zu Fuße auszugehen, in der Besorgniß, seine Kutsche

möchte ihn warten lassen. Hören Sie ihn rufen, schelten, gegen einen seiner Diener in Zorn gerathen! Es ist ganz erstaunt darüber, ihn nicht zu sehen. „Wo mag er sein?" fragt er; „was thut er denn? was ist denn aus ihm geworden? Daß er sich nicht mehr vor mir blicken lasse, ich jage ihn auf der Stelle fort!" Endlich erscheint der Diener, den er kurz und herrisch fragt, wo er herkomme. Dieser antwortet ihm, daß er just von dem Orte herkomme, wohin er ihn geschickt hat, und stattet ihm getreulich Rechenschaft von seinem Auftrag ab. — Ihr würdet ihn oft für alles das halten, was er nicht ist: für einen Stumpfsinnigen, denn er hört euch nicht und antwortet noch viel weniger; für einen Thoren, denn außerdem, daß er oft für sich spricht, ist er auch gewissen Gesichtsverzerrungen und unwillkürlichen Kopfbewegungen unterworfen; für einen stolzen und unhöflichen Menschen, denn wenn ihr ihn grüßt, so geht er an euch, ohne euch zu beachten, vorüber, oder, wenn er euch ansieht, ohne den Gruß zu erwiedern; für einen Unüberlegten, denn er spricht von Bankerott in einer Familie, auf der dieser Flecken haftet; von Hinrichtung und Schaffot vor einem Manne, dessen Vater es bestiegen hat; von Nichtadligen vor Bürgerlichen, welche reich sind und für Adlige gehalten sein wollen. Desgleichen hat er die Absicht, einen natürlichen Sohn, unter dem Namen und der Rolle eines Dieners, bei sich zu erziehen; und obgleich er die Kenntniß davon seiner Frau und seinen Kindern verbergen will, so entfährt es ihm doch täglich zehnmal, ihn seinen Sohn zu nennen. Er hat auch beschlossen, einen seiner Söhne mit der Tochter eines Geschäftsmannes zu verheirathen; und doch unterläßt er es nicht, von Zeit zu Zeit, wenn er von seiner Familie und seinen Vorfahren spricht, zu erwähnen, daß die Menalque niemals eine Mißheirath eingegangen sind. Kurz, er ist in einer Gesellschaft weder mit dem Geiste gegenwärtig, noch aufmerksam auf das, was den Gegenstand der Unterhaltung ausmacht; er denkt und spricht zu gleicher Zeit, aber das, worüber er spricht, ist selten das, woran er denkt. Auch spricht er wenig folgerichtig und im Zusammenhange. Wo er Nein sagt, da hätte er oft Ja sagen müssen, und

wo er Ja sagt, da ist man zu glauben genöthigt, daß er Nein sagen wollte. Er hat, während er euch so treffend antwortet, die Augen weit offen; aber er bedient sich ihrer nicht, er sieht weder euch, noch irgend wen, noch irgend etwas auf der Welt: Alles, was ihr aus ihm herausbringen könnt, und zwar zu der Zeit, wenn er am aufgelegtesten und für den Umgang am geeignetsten erscheint, sind die Worte: „Ja wahrlich! Das ist wahr. Gut. Im Ernste? Ja freilich! Ich denke, ja! Ganz gewiß! Ach! Himmel!“ und einige andere einsylbige Worte, die nicht einmal richtig angebracht sind. Auch ist sein Geist niemals bei denen, mit welchen er zusammen zu sein scheint. Er redet ganz ernsthafter Weise seinen Bedienten mit „Monsieur“ an, und seinen Freund nennt er „la Verdure“; zu einem Prinzen von Geblüt sagt er: „Ihro Ehrwürden“, und zu einem Jesuiten „Ihro Hoheit“. — Er hört die Messe, und da der Priester niesen muß, sagt er zu ihm: „Gott lass' es Ihnen wohl bekommen!“ — Er befindet sich mit einer Magistratsperson zusammen. Dieser Mann, von ernstem Charakter, ehrwürdig durch sein Alter und durch seine bedeutende Stellung, fragt ihn über ein Ereigniß und erkundigt sich bei ihm, ob es sich so verhalte; Menalque erwiedert ihm: „Ja, mein Fräulein.“ — Einst kehrt er vom Lande zurück, und seine Bedienten in Livrée fassen den Plan, ihn zu berauben, und es glückt ihnen damit. Sie steigen von seinem Wagen herunter, setzen ihm das Ende einer Fackel auf die Brust, fordern ihm seine Börse ab, und er giebt sie hin. Zu Hause angekommen, erzählt er sein Abenteuer den Freunden, die es nicht unterlassen, ihn über die näheren Umstände zu fragen, und er antwortet ihnen: „Fragt meine Leute, die waren dabei.“ *)

Die Unhöflichkeit ist nicht ein Gebrechen der Seele, sie ist die Wirkung mehrerer Gebrechen zugleich: der thörichten

---

*) Diese Schilderung ist vielmehr eine Sammlung von Zerstreutheiten, als ein Portrait oder die Darstellung eines besonderen Charakters; denn ein so überladenes Gemälde kann Niemandem gleichen. Dennoch sagt man, daß der Verfasser damit den M. de Brancas, den Ehrenkavalier der Königin Mutter und Bruder des Herzogs von Villars, habe darstellen wollen.

Eitelkeit, der Unkenntniß seiner Pflichten, der Trägheit, der Zerstreutheit, der Verachtung Anderer, der Mißgunst. Wenn sie sich auch nur auf Aeußerlichkeiten erstreckt, so ist sie doch um so hassenswerther, weil sie sich stets als sichtlichen und offenbaren Mangel darstellt. Sie beleidigt indessen mehr oder weniger, je nach der Ursache, aus welcher sie entspringt.

Wenn man von einem zornigen, veränderlichen, zänkischen, mürrischen, krittelnden, launischen Menschen sagt: Das ist seine Natur — so gilt das nicht, wie man gewöhnlich glaubt, als Entschuldigung, sondern man giebt, ohne daran zu denken, damit zu, daß so große Fehler unheilbar sind.

Das, was man Laune nennt, ist eine unter den Menschen zu sehr vernachlässigte Sache. Sie sollten begreifen lernen, daß es für sie nicht hinreicht, gut zu sein, sondern daß sie auch so erscheinen müssen, zum wenigsten, wenn sie danach streben, umgänglich und der Eintracht und des Verkehrs fähig zu sein, das will sagen, Menschen zu sein. Man verlangt von boshaften Seelen keine Sanftmuth und Nachgiebigkeit. Sie fehlt ihnen nicht, aber sie dient ihnen als Falle, um die Einfältigen damit zu fangen und um ihre Kunstgriffe zur Wirkung zu bringen. Man möchte von denen, die ein gutes Herz haben, verlangen, daß sie stets nachgiebig, willfährig, gefällig wären; und daß es mitunter weniger wahr sein möchte, daß die Bösen es sind, welche uns schaden, und die Guten, welche uns leiden lassen.

Die große Mehrzahl der Menschen geht vom Zorn zur Beleidigung über; manche aber verfahren anders: sie beleidigen, und dann erst erzürnen sie sich. Die Ueberraschung, die dieses Verfahren jedesmal hervorbringt, läßt in uns das Wiedervergeltungsgefühl gar nicht aufkommen.

Die Menschen sind zu wenig geneigt, sich die Gelegenheiten, gefällig zu sein, nicht entgehen zu lassen. Es scheint, daß man nur in ein Amt tritt, um die Menschen belästigen zu können und nichts weiter daraus zu machen. Das Kürzeste und was sich augenblicklich darbietet, ist abschlägliche Antwort; und nur aus Erwägung bewilligt man.

Lernt genau erkennen, was ihr von den Menschen im Allgemeinen und was von einem Jeden ins Besondere erwarten könnt, und dann stürzt euch in den Weltverkehr.

Wenn die Armuth die Mutter der Verbrechen ist, so ist Mangel an Verstand der Vater davon.

Es ist schwer glaublich, daß ein sehr schlechter Mensch hinreichenden Verstand besitzt. Ein grader und durchdringender Geist führt zuletzt zum Regelrechten, zur Rechtschaffenheit und zur Tugend. Demjenigen, welcher im Schlechten wie im Falschen eigensinnig beharrt, mangelt Verstand und Scharfsinn. Vergebens sucht man ihn durch satirische Züge, die ihn Andern kenntlich machen, zu bessern, denn sich selbst erkennt er nicht darin; das ist nur, als wenn man einem Tauben Beleidigungen sagte. Es wäre zum Besten der ehrenhaften Leute und zur allgemeinen Befriedigung wünschenswerth, daß ein Schurke es nicht bis zu dem Grade wäre, daß ihm alle und jede Einsicht fehlte. —

Es giebt Fehler, die wir keinem Anderen verdanken, die uns angeboren sind, und welche wir durch Gewohnheit befestigen; es giebt andere, die uns nicht eigenthümlich sind, sondern die wir annehmen. Bisweilen hat man von Natur einen umgänglichen Charakter, ein gefälliges Wesen und das Verlangen zu gefallen. Aber durch die Behandlung, die man von denen erfährt, mit denen man lebt oder von denen man abhängt, wird man bald aus seinen Maßen und Verhältnissen, ja selbst aus seinem Naturell herausgedrängt. Man hat Galle und eine zornige Ader, die man bisher nicht an sich kannte; man wird an sich ein anderes Temperament gewahr und ist zuletzt erstaunt, sich hart und stachlig zu finden.

Man fragt, warum nicht alle Menschen zusammen gleichsam eine einzige Nation bilden und nicht eine und dieselbe Sprache haben sprechen, nicht unter denselben Gesetzen leben und in denselben Gebräuchen und derselben Gottesverehrung unter einander haben übereinstimmen wollen; ich dagegen, wenn ich an die Verschiedenheit der Geister, der Neigungen und Gefühle denke, ich wundere mich, daß ich auch nur sieben oder acht

Personen unter einem und demselben Dache, in einer und derselben Umgebung beisammen und eine Familie ausmachen sehe.

Es giebt sonderbare Väter, deren ganzes Leben damit erfüllt ist, daß sie ihren Kindern Gründe verschaffen, sich über ihren Tod zu trösten.

Alles ist seltsam in dem Naturell, dem Charakter der meisten Menschen, wie in ihrer Art zu sein. Mancher hat sein ganzes Leben verdrießlich, aufgeregt, geizig, kriechend, unterwürfig, mühselig, eigensüchtig zugebracht, der doch von der Natur heiter, friedlich, muße- und prachtliebend, zu stolzem Muth und frei von aller niedrigen Gesinnung angelegt war. Die Sorgen des Lebens, die Lage, worin er sich befand, das Gesetz der Nothwendigkeit zwangen die Natur und brachten große Veränderungen darin hervor. Und so läßt sich mancher Mensch im Grunde, wie er an und für sich selbst ist, nicht beschreiben: zu vieles außer ihm Liegende verfälscht ihn, verändert ihn, kehrt ihn um; er ist grade das nicht, was er ist, oder was er zu sein scheint.

Das Leben ist kurz und voll Verdruß; es verläuft unter lauter Wünschen. Man schiebt seine Ruhe und seine Freuden in die Zukunft hinaus, was oft jene Zeit ist, da die besten Güter des Lebens verschwunden sind: die Gesundheit und die Jugend. Diese Zeit kommt heran und überrascht uns noch bei unsern Wünschen; man ist erst so weit, wenn das Fieber uns ergreift und unserem Leben ein Ende macht. Und würde man davon genesen, so geschähe es nur, um noch länger zu wünschen.

Wenn man wünscht, so ergiebt man sich auf Gnade oder Ungnade Demjenigen, auf den man seine Hoffnung setzt. Ist man der Gewährung sicher, so wartet man die Zeit ab, man unterhandelt, man macht Bedingungen.

Es kommt dem Menschen als etwas so Gewöhnliches vor, nicht glücklich zu sein, und es gehört zu Allem, was wir als ein Gut bezeichnen, so wesentlich, daß es durch tausend Mühsale erworben werden muß, daß etwas, was sich leicht macht, uns verdächtig erscheint. Man kann kaum begreifen, daß das, was so wenig kostet, uns sehr vortheilhaft sein könne, oder daß

man bei richtig getroffenen Maßregeln den Zweck, den man sich vorsetzt, so leicht erreichen sollte. Man glaubt wohl den glücklichen Erfolg zu verdienen, aber nur höchst selten darauf rechnen zu dürfen.

Der Mensch, welcher behauptet, daß er nicht zum Glücke geboren sei, könnte wenigstens durch das Glück seiner Freunde oder seiner nächsten Verwandten glücklich werden. Aber Mißgunst raubt ihm auch diese letzte Hilfsquelle.

Was ich sonst auch immer habe sagen mögen, etwa daß die Betrübten Unrecht haben: die Menschen scheinen zum Unglück, zum Schmerz und zur Armuth geboren zu sein — Wenige entgehen dem; und da ihnen jedes Mißgeschick begegnen kann, so sollten sie auf alles Mißgeschick vorbereitet sein.

Die Menschen haben so viele Mühe, sich über ihre Angelegenheiten zu vereinigen, sind so empfindlich in Betreff der kleinsten Interessen, sträuben sich so sehr gegen Schwierigkeiten, wollen so gern hintergehen und so wenig hintergangen werden, legen so vielen Werth auf das, was ihnen gehört, und so geringen auf das Eigenthum Anderer, daß ich gestehen muß: ich begreife nicht, wie und auf welche Weise sie Heirathen, Verträge, Käufe, Frieden, Waffenstillstand, Vergleiche und Bündnisse schließen können.

Bei gewissen Leuten muß die Anmaßung die Stelle der Größe, inhumanes Wesen die eines festen Charakters, und Schufterei die des Geistes vertreten.

Schurken sind leicht des Glaubens, daß Andere es sind. Sie können selten hintergangen werden, und sie selbst betrügen auch nicht lange.

Ich werde mich stets sehr gern von der Schurkerei dadurch loskaufen, daß ich zu beschränkt dazu bin und auch dafür gelte.

Man betrügt niemals im Guten; die Schurkerei fügt zur Lüge auch noch die Bosheit hinzu.

Wenn es weniger Tröpfe gäbe, so würde es auch weniger Menschen geben, die man geriebene oder ausgewitzte nennt,

und solche, die ebenso viel Ehrgeiz als Auszeichnung darein setzen, es während ihres ganzen Lebens verstanden zu haben, Andere zu hintergehen. Wie können Sie verlangen, daß Erophil, welchem Wortbruch, schlimme Dienste und Schurkerei — weit entfernt, ihm zu schaden — Gunstbezeigungen und Wohlthaten eingetragen haben, selbst von denen, denen er entweder gar nicht oder sehr schlecht gedient hat, nicht eine unendlich hohe Meinung von sich und seiner Geschicklichkeit hege?

Auf den Plätzen und in den Straßen der großen Städte hört man aus dem Munde der Vorübergehenden nur die Worte: „Vorladung", „Pfändung", „Verhör", „Handschrift", und „gegen seine Handschrift processiren". Sollte es denn in der Welt nicht die geringste Billigkeit mehr geben? Sollte sie im Gegentheil von Leuten voll sein, welche kaltblütig nach dem verlangen, was man ihnen nicht schuldig ist, oder welche rundweg sich weigern, ihre Schulden abzutragen?

Pergamente, erfunden, um die Menschen an ihr Wort zu mahnen, oder sie von dem gegebenen zu überzeugen — welche Schmach für die Menschheit!

Schafft die Leidenschaften, den Eigennutz, die Ungerechtigkeit fort — welche Ruhe wird dann selbst in den größten Städten sein! Die Bedürfnisse und der Lebensunterhalt bewirken nicht den dritten Theil des Wirrwarrs.

Nichts verpflichtet einen einsichtigen Geist so sehr, das Unrecht, welches Angehörige und Freunde an ihm begehen, ruhig zu ertragen, als die Betrachtung, die er über die Gebrechen der Menschheit anstellt, und wie beschwerlich es den Menschen ist, beständig, großmüthig, treu zu sein und von einer Freundschaft erfaßt zu werden, welche stärker ist als ihr Interesse. Sobald er den Umfang ihrer Kräfte kennt, wird er von ihnen nicht verlangen, daß sie die Körper durchdringen, daß sie in der Luft fliegen, daß sie Billigkeit besitzen sollen. Er kann die Menschen, unter denen es so wenig Tugend giebt, im Allgemeinen hassen; aber er wird die Einzelnen entschuldigen, ja er wird sie sogar aus erhabeneren Beweggründen lieben und sich bestreben, so wenig als möglich eine ähnliche Nachsicht zu verdienen.

Es giebt gewisse Güter, nach denen man mit Heftigkeit verlangt, und deren bloße Vorstellung uns schon hinreißt und entzückt. Geschieht es nun, daß wir sie erlangen, so lassen sie uns weit ruhiger, als wir geglaubt hätten, und wir erfreuen uns ihrer weniger, als wir nach noch größeren verlangen.

Es giebt erschreckliche Leiden und furchtbare Unglücksfälle, an die man nicht zu denken wagt, und deren bloßer Anblick schon uns Schauder erregt; wenn man aber darein geräth, so findet man Hilfsquellen in sich, die man gar nicht kannte; man härtet sich gegen sein Unglück ab und befindet sich besser, als man es erwartete.

Es bedarf bisweilen nur eines niedlichen Hauses, das man erbt, eines schönen Pferdes, eines hübschen Hundes, die unser Eigenthum werden, einer Tapisserie, einer Uhr, um einen großen Schmerz zu beschwichtigen und uns einen bedeutenden Verlust weniger fühlbar zu machen.

Ich setze den Fall, daß die Menschen ewig auf der Erde lebten, und denke hierauf über das nach, was mich erkennen lassen könnte, ob sie sich alsdann eine größere Angelegenheit aus ihrer Einrichtung machen würden, als sie, wie die Sachen stehen, dermalen thun.

Wenn das Leben elend ist, so ist es beschwerlich, es zu ertragen; ist es glücklich, so ist es schrecklich, es zu verlieren: beides kommt auf eins hinaus.

Es giebt nichts, was die Menschen lieber erhalten zu sehen wünschen und doch weniger schonen, als ihr Leben.

Irene läßt sich mit großen Unkosten nach Epidaurus schaffen, besucht dort den Aesculap in seinem Tempel, und fragt ihn wegen ihrer sämmtlichen Leiden um Rath. Erstlich klagt sie, daß sie sich matt und bis zur Erschöpfung entkräftet fühle, und der Gott macht ihr bemerklich, daß dies von der Länge des Weges herrühre, den sie soeben zurückgelegt hat. Sie sagt, daß sie am Abend keinen Appetit habe, und das Orakel verordnet ihr, zu Mittag weniger zu essen. Sie fügt hinzu, daß sie an Schlaflosigkeit leide, und das Orakel schreibt ihr vor, nur die Nacht im Bette zuzubringen. Sie fragt, warum sie so

schwerfällig werde, und welches Mittel dagegen anzuwenden sei; das Orakel antwortet, sie müsse vor Mittag aufstehen und sich manchmal ihrer Füße zum Gehen bedienen. Sie erklärt ihm, daß der Wein ihr schlecht bekomme; das Orakel räth ihr, Wasser zu trinken; daß sie an gestörter Verdauung leide, und jenes setzt hinzu, daß sie magere Kost genießen solle. Meine Sehkraft nimmt ab, sagt Irene; trage eine Brille, sagt Aesculap. Ich fühle mich schwächer werden, fährt sie fort, ich bin nicht mehr so gesund, nicht mehr so kräftig, als ich war; das ist, weil du alt wirst, sagt der Gott. Aber was giebt es für Mittel, von dieser Mattigkeit zu genesen? Das kürzeste ist, zu sterben, Irene, wie es deine Mutter und deine Großmutter gethan haben. — Sohn des Apollo! rief Irene aus, welchen Rath giebst du mir! Ist das die Weisheit, welche die Menschen von dir verkünden, und die dich auf der ganzen Erde so geehrt macht? was für Wunderbares und Geheimnißvolles eröffnest du mir denn? wußte ich nicht selbst alle die Heilmittel, die du mich lehrst? — Und warum hast du dich ihrer nicht bedient, erwiedert der Gott, ohne erst aus so weiter Ferne zu mir zu kommen und deine Tage durch eine lange Reise zu verkürzen?

Der Tod kommt nur einmal, und doch macht er sich in allen Augenblicken des Lebens fühlbar. Es ist herber, ihn zu fürchten, als ihn zu erleiden.

Beunruhigung, Furcht, Niedergeschlagenheit entfernen den Tod nicht; im Gegentheile. Ich zweifle nur, ob übermäßiges Lachen den sterblichen Menschen anstehe.

Das Gewisse, was in dem Tode liegt, wird ein wenig durch das gemildert, was ungewiß ist; es ist ein Unbestimmtes der Zeit nach, das etwas von dem Unendlichen und dem, was man die Ewigkeit nennt, an sich hat.

Laßt uns bedenken, daß, wie wir gegenwärtig nach der blühenden Jugend zurückseufzen, die nicht mehr ist und nimmer wiederkehren wird, die Hinfälligkeit kommen wird, in welcher wir uns nach dem Mannesalter sehnen werden, in dem wir jetzt noch stehen und das wir nicht genug schätzen.

Man fürchtet das Alter, das man doch nicht sicher ist zu erreichen.

Man hofft alt zu werden und fürchtet sich doch vor dem Alter: das heißt, man liebt das Leben und fürchtet sich vor dem Tode.

Es ist weit leichter, der Natur zu weichen und den Tod zu fürchten, als fortwährende Anstrengungen zu machen, sich mit Vernunft und Nachdenken zu waffnen, und beständig mit sich selbst zu kämpfen, um ihn nicht zu fürchten.

Wenn von allen Menschen ein Theil stürbe, der andere nicht, so würde das Sterben eine verzweiflungsvolle Betrübniß verursachen.

Zwischen dem Leben und dem Tode scheint eine lange Krankheit zu liegen, damit der Tod selbst ein Trostmittel werde, sowohl für die, welche sterben, als für die, welche zurückbleiben.

Menschlich zu reden, hat der Tod eine schöne Bestimmung, die darin besteht, dem Alter ein Ziel zu setzen.

Der Tod, welcher der Hinfälligkeit vorausgeht, ist besser angebracht, als der, welcher sie beendet.

Die Reue, welche die Menschen über die schlechte Anwendung der bereits durchlebten Zeit empfinden, bringt sie nicht immer dahin, von dem ihnen noch vergönnten Theile des Lebens einen bessern Gebrauch zu machen.

Das Leben ist ein Schlaf. Die Greise sind diejenigen, deren Schlaf am längsten gedauert hat; sie fangen erst mit dem Augenblicke des Todes an zu erwachen. Wenn sie dann auf die lange Reihe ihrer Jahre zurückblicken, so finden sie oft weder Tugenden, noch lobenswerthe Handlungen, welche sie von einander unterscheiden; sie verwechseln ihre verschiedenen Altersstufen, sie erblicken nichts darin, was hinreichend bezeichnend wäre, um die Zeit, die sie durchlebt haben, danach abzumessen, sie haben nur in einem verworrenen, formlosen und unzusammenhängenden Traum gelegen: nichtsdestoweniger sind sie sich gleich denen, welche erwachen, bewußt, daß sie lange Zeit geschlafen haben.

Für den Menschen giebt es nur drei Hauptereignisse: geboren werden, leben und sterben. Vom Geborenwerden weiß er nichts, das Sterben erduldet er, und er vergißt, zu leben.

Es giebt eine Zeit beim Menschen, wo die Vernunft noch nicht waltet, wo man, nach Art der Thiere, nur dem Naturtriebe gemäß lebt, und wovon in dem Gedächtniß keine Spur zurück bleibt. Es giebt eine andere Zeit, worin die Vernunft sich entwickelt, worin sie sich bildet und des Handelns fähig wäre, wenn sie nicht verdunkelt und gleichsam erstickt würde durch die Fehler des Naturells und durch eine Kette von Leidenschaften, die aufeinander folgen und sich bis zur dritten und letzten Altersstufe hinziehen. Nun sollte die Vernunft aus aller ihrer Kraft wirksam sein: aber sie ist erkältet und gelähmt durch die Jahre, durch Krankheit und Schmerz, außer Wirkung gesetzt durch die Unordnung der Maschine, die sich ihrem Verfalle zuneigt. Und gleichwohl machen diese Zeiten das Leben des Menschen aus.

Die Kinder sind trotzig, wegwerfend, zornmüthig, neidisch, neugierig, selbstsüchtig, träg, leichtsinnig, scheu, unmäßig, lügnerisch, zur Verstellung geneigt; sie lachen und weinen leicht, freuen sich übermäßig und zeigen bittere Betrübniß über sehr geringfügige Dinge, sie wollen kein Leiden ertragen, richten aber gern Unheil an. Sie sind bereits ganze Menschen.

Die Kinder haben weder Vergangenheit noch Zukunft, und — was uns nicht leicht zu Theil wird — sie erfreuen sich der Gegenwart.

Der Charakter der Kindheit erscheint einzig in seiner Art. Die Gewohnheiten sind in diesem Alter ziemlich dieselben, und nur durch eine sehr scharfe Aufmerksamkeit dringt man in den Unterschied derselben ein. Dieser wird sichtlicher mit der erwachenden Vernunft, weil mit ihr zugleich die Leidenschaften und die Fehler emporkeimen, welche allein die Menschen unter sich so unähnlich und einander so entgegengesetzt machen.

Die Seele der Kinder hat schon Einbildungskraft und Gedächtniß, d. h. das, was die Greise nicht mehr haben. Davon machen sie einen wunderbaren Gebrauch für ihre kleinen Spiele

und für alle ihre Unterhaltungen. Vermittelst derselben wiederholen sie, was sie haben sagen hören, machen nach, was sie haben thun sehen, so z. B. alle Gewerbe, mögen sie sich nun wirklich mit tausend kleinen Arbeiten beschäftigen, oder die verschiedenen Handwerker nur durch Bewegung und Geberden nachahmen. Sie befinden sich bei einem großen Feste und ergötzen sich an einem guten Mahle; sie versetzen sich in Paläste und an verzauberte Orte; obgleich ganz allein, sehen sie eine reiche Equipage vor sich und eine große Begleitung; sie führen Armeen an, sie liefern Schlachten und genießen die Freude des Sieges; sie sprechen mit den Königen und den größten Fürsten; ja sie selbst sind Könige, haben Unterthanen, besitzen Schätze, welche sie sich aus Baumblättern oder Sandkörnern verschaffen, und verstehen in diesem Alter, was sie in ihrem späteren Leben nicht im Stande sind: die Gebieter ihres Schicksals und die Herren ihres eigenen Glückes zu sein.

Es giebt keine äußeren Gebrechen und keine Fehler des Körpers, die nicht von den Kindern bemerkt würden; sie fassen sie beim ersten Blick auf und wissen sie mit treffenden Ausdrücken zu bezeichnen; man kann sie gar nicht glücklicher benennen. Sind sie Männer geworden, so sind sie ihrerseits mit allen den Unvollkommenheiten belastet, worüber sie sich ehedem lustig gemacht haben.

Die einzige Sorge der Kinder ist, die schwache Seite ihrer Lehrer, sowie aller derer, denen sie untergeben sind, auszuspähen. Sobald sie sie von dieser Seite haben anfassen können, so gewinnen sie die Oberhand und üben einen Einfluß auf sie, den sie nicht wieder aufgeben. Das, was uns ein einziges Mal jene Oberherrschaft über sie verlieren läßt, ist auch stets das, was uns verhindert, sie wiederzuerlangen.

Trägheit, Schläfrigkeit und müßiges Wesen, Fehler, die den Kindern so eigen sind, verschwinden bei ihren Spielen, wo sie lebhaft, eifrig, genau, Freunde der Regeln und des richtigen Verfahrens sind; wo sie einander keinen Fehler verzeihen und eine einzige Sache, die sie verfehlt haben, selbst mehrmals wieder von vorn anfangen: sichere Vorzeichen, daß sie

einst ihre Pflichten vernachlässigen, aber nichts in Bezug auf ihre Vergnügungen vergessen werden.

Den Kindern erscheint Alles groß: die Spaziergänge, die Gärten, die Gebäude, die Hausgeräthe, die Menschen, die Thiere. Den Erwachsenen kommen die Dinge in der Welt ebenso vor und, wie ich mir zu sagen erlaube, aus demselben Grunde: weil sie klein sind.

Die Kinder beginnen unter sich mit dem volksthümlichen Zustande, jeder ist da Herr; aber, was sehr natürlich ist, sie sind nicht lange damit einverstanden und gehen zum monarchischen über. Irgendeiner zeichnet sich aus, entweder durch eine größere Lebhaftigkeit, oder durch eine bessere Anlage des Körpers, oder durch eine genauere Kenntniß der mancherlei Spiele und der kleinen Gesetze, nach welchen sie sich richten; die andern fügen sich ihm, und es bildet sich dann eine absolute Regierung, die jedoch nur auf das Vergnügen hinausläuft.

Wer zweifelt daran, daß die Kinder richtig auffassen, daß sie richtig urtheilen, daß sie folgerecht schließen? Wenn das blos bei kleinen Dingen der Fall ist, so rührt es daher, weil sie Kinder und ohne lange Erfahrung sind; und geschieht es in ungeeigneten Ausdrücken, so ist dies weniger ihr Fehler, als der ihrer Eltern und ihrer Lehrer.

Man erstickt alles Vertrauen in dem Herzen der Kinder und macht sich ihnen nutzlos, wenn man sie wegen Fehler straft, die sie nicht begangen haben, oder selbst, wenn man sie wegen leichter Vergehen streng bestraft. Sie fühlen genau, und besser als irgend jemand, was sie verdienen, und sie verdienen es selten in dem Grade, als sie es fürchten. Sie wissen, ob man sie mit Unrecht oder mit Recht züchtigt, und werden nicht weniger durch unrecht ertheilte Strafen verdorben als dadurch, daß man sie nicht bestraft.

Man lebt nicht lange genug, um von seinen Fehlern Nutzen zu ziehen. Man begeht deren sein ganzes Leben hindurch, und alles, was man durch seine Fehler erlangen kann, ist, gebessert zu sterben.

Nichts erfrischt so das Blut, als wenn man durch Ueberlegung vermieden hat, eine Thorheit zu begehen.

Das Geständniß seiner Fehler ist peinlich: man möchte sie verbergen und sie einem Andern aufbürden. Das ist es, was dem Directeur den Vorzug vor dem Beichtiger giebt*).

Die Fehler der Thoren sind oft so plump und so schwer vorauszusehen, daß sie die Klugen auf Irrwege führen und nur denen Vortheil bringen, die sie begehen.

Der Parteigeist erniedrigt die größten Menschen bis zu den Kleinlichkeiten der großen Masse.

Aus Eitelkeit oder aus Wohlanständigkeit thun wir oft und mit demselben äußern Aufwande, was wir aus Neigung oder aus Pflicht thun sollten. In Paris ist Mancher an dem Fieber gestorben, das er sich durch die Nachtwachen am Krankenlager seiner Frau, die er nicht liebte, geholt hatte.

In ihrem Herzen wünschen die Menschen, geschätzt zu werden, und mit Sorgfalt verbergen sie die Freude, die sie empfinden, wenn sie geschätzt werden, weil sie für tugendhaft gelten wollen, und weil, wenn man von der Tugend einen andern Vortheil ziehen wollte, als die Tugend selbst, ich meine Hochschätzung und Lobeserhebungen, dies nicht mehr Tugend, sondern Sucht nach Hochschätzung und Lobeserhebungen, oder Eitelkeit sein würde. Die Menschen sind sehr eitel und hassen doch nichts mehr, als dafür zu gelten.

Ein Eitler findet seine Rechnung dabei, Gutes oder Schlimmes von sich zu reden; ein Bescheidener spricht gar nicht von sich.

Man erkennt das Lächerliche der Eitelkeit, und welch ein schmähliches Gebrechen sie ist, nicht besser als daran, daß sie sich nicht zu zeigen wagt, und daß sie sich oft unter dem Anschein des Gegentheils verbirgt.

Die falsche Bescheidenheit ist der letzte Kunstgriff der Eitelkeit; sie bewirkt, daß der Eitle nicht als solcher erscheint und sich im Gegentheil durch die dem Fehler, welcher seinen Charakter bedingt, entgegengesetzte Tugend geltend macht. Das ist eine

---

*) Man sehe oben Kap. 3: „Von den Frauen" (S. 81).

Lüge. Der falsche Ruhm ist die Klippe der Eitelkeit; er führt uns dahin, durch Eigenschaften geschätzt sein zu wollen, die allerdings in uns liegen, die aber zu nichtig und unwerth sind, als daß man Aufhebens davon mache. Das ist ein Irrthum.

Die Menschen sprechen über das, was sie anbetrifft, der Art, daß sie von sich nur kleine Fehler eingestehen, und dazu noch solche, die bei ihnen schöne Talente oder große Gaben voraussetzen. So beklagt man sich wohl über sein schlechtes Gedächtniß, im Uebrigen zufrieden mit seinem großen Verstand und seiner guten Urtheilskraft; man läßt sich den Vorwurf der Zerstreutheit und der Träumerei gefallen, als wenn uns damit ein schöner Geist zuerkannt würde; man sagt von sich, daß man zu Handarbeiten ungeschickt sei, sehr getröstet über den Mangel so geringfügiger Talente durch die Eigenschaften des Geistes oder die Begabungen der Seele, welche alle Welt an uns kennt; man gesteht seine Trägheit ein, aber in Ausdrücken, welche stets unsere Uneigennützigkeit darthun sollen, sowie, daß man vom Ehrgeize geheilt ist; man erröthet nicht über sein unsauberes Wesen, das ja nur auf einer Vernachlässigung geringfügiger Dinge beruht und vorauszusetzen scheint, daß man sich nur des Soliden und Wesentlichen befleißigt. Ein Mann des Krieges erwähnt gern, daß er sich aus zu großem Diensteifer oder aus Neugierde an dem und dem Tage in der Tranchée oder an einer andern sehr gefahrvollen Stelle befand, ohne dort den Dienst zu haben oder dahin beordert gewesen zu sein, und er fügt hinzu, daß ihm sein General deshalb einen Verweis gegeben habe. Ebenso kann ein guter Kopf oder ein kräftiger Geist*), der sich von der Natur mit jener Klugheit, welche Andere vergeblich zu erlangen streben, begabt findet; der seinen Geist durch eine große Erfahrung gestählt hat; den die Menge, die Last, die Mannigfaltigkeit, die Schwierigkeit und die Wichtigkeit der Geschäfte allein in Anspruch nehmen und doch nicht erdrücken; der durch den weiten Umfang seiner Einsichten und seines Scharfblicks sich zum Herrn aller Er-

---

*) Louvois.

eignisse macht; der, weit entfernt, alle die Rücksichten zu beobachten, die beim Regieren und in der Politik vorgeschrieben sind, vielleicht eine jener erhabenen Seelen ist, die dazu geschaffen sind, die Andern, für welche man jene Regeln ursprünglich entworfen hat, zu beherrschen; der durch die großen Dinge, die er thut, von den schönen und angenehmen abgehalten wird, die er lesen könnte, und der dagegen nichts verliert, wenn er sein eigenes Leben sich wieder vorführt und so zu sagen durchblättert: — ein solcher Mann kann leicht und ohne sich bloßzustellen sagen, daß er kein Buch kennt und niemals eins liest.

Man will bisweilen seine schwachen Seiten verbergen, oder das Urtheil Anderer darüber durch ein freies Geständniß derselben mildern. Mancher sagt: Ich weiß nichts, der wirklich unwissend ist. Ein Mann sagt wohl: Ich bin alt, und er steht in den Sechzigen. Ein Anderer: Ich bin nicht reich, und er ist in der That arm.

Die Bescheidenheit ist gar nicht vorhanden, oder wird mit etwas ganz von ihr Verschiedenem verwechselt, wenn man sie für ein inneres Gefühl hält, das den Menschen in seinen eigenen Augen herabsetzt und das eine übernatürliche Tugend ist, welche man Demuth nennt. Der Mensch denkt seiner Natur nach hoch und stolz von sich selbst und denkt nur von sich also. Die Bescheidenheit strebt nur danach, so zu erscheinen, daß niemand darunter leide; sie ist eine äußerliche Tugend, welche die Augen, den Gang, die Worte, den Ton, die Stimme beherrscht und sich äußerlich mit den Andern in Uebereinstimmung setzt, als wenn es nicht wahr wäre, daß sie dieselben für nichts achtet.

Die Welt ist voll von Leuten, welche, wenn sie nach dem Aeußeren und nach Gewohnheit die Vergleichung zwischen sich und Anderen anstellen, stets zu Gunsten ihres eigenen Verdienstes entscheiden und demgemäß handeln.

Ihr sagt, man solle bescheiden sein; — mehr verlangen die Leute von guter Herkunft nicht. Sorget ihr nur dafür, daß die Menschen nicht in die Rechte derer eingreifen, welche aus Bescheidenheit nachgeben, und diejenigen nicht niedertreten, die sich ihrem Sinne fügen.

Ebenso sagt man: Man muß sich bescheiden kleiden; — die Leute von Verdienst verlangen nichts weiter. Aber die Welt verlangt Putz, und man gewährt ihr ihn; sie begehrt Ueberfluß, und man zeigt ihr ihn. Einige schätzen die Andern nur nach der feinen Leibwäsche, oder nach einem reichen Stoffe, und man lehnt es nicht immer ab, nach solchem Preise geschätzt zu werden. Es giebt Gelegenheiten, wo man sich sehen lassen will: eine breitere oder schmalere Goldborte verschafft euch Zutritt oder Abweisung.

Unsere Eitelkeit und die zu hohe Meinung, die wir von uns selbst haben, läßt uns bei Andern einen Stolz in Bezug auf uns vermuthen, der bisweilen vorhanden ist, oft aber auch nicht. Eine bescheidene Person leidet nicht an dieser Empfindlichkeit.

Wie man jene Eitelkeit von sich fern halten muß, die uns glauben läßt, daß Andere uns mit Neugierde und Hochschätzung betrachten und mit einander nur reden, um sich von unseren Verdiensten zu unterhalten und uns Lob zu ertheilen: ebenso müssen wir ein sicheres Vertrauen hegen, welches uns daran hindert, zu glauben, daß man sich nur in die Ohren flüstere, um uns Uebles nachzureden, oder nur lache, indem man sich über uns lustig mache.

Woher kommt es, daß Alcipp mich heute grüßt, mir zulächelt und sogar aus dem Kutschenschlag herausspringt, um mich ja nicht zu verfehlen? Ich bin nicht reich und gehe zu Fuß; in der Regel findet er es für nöthig, mich nicht zu sehen. Geschieht es vielleicht, um selbst gesehen zu werden, wie er mit einem Großen in einem und demselben Wagen sitzt?

Man ist so voll von sich, daß man Alles auf sich bezieht. Man hat es gern, gesehen zu werden, gegrüßt zu werden, selbst von Unbekannten. Thun sie es nicht, so sind sie stolz; man will, daß sie uns errathen.

Wir suchen unser Glück außer uns selbst und in der Meinung derjenigen, die wir als Schmeichler, als unaufrichtig, ohne Billigkeit, voll Neides, voller Launen und Vorurtheile kennen. Welche Wunderlichkeit!

Es scheint, daß man eigentlich nur über lächerliche Dinge

lachen könne. Dessen ungeachtet sieht man gewisse Leute gleich sehr über lächerliche wie nicht lächerliche Dinge lachen. Seid ihr thöricht und unüberlegt, und entschlüpft euch in ihrer Gegenwart irgend eine Ungereimtheit: so lachen sie über euch; seid ihr gescheidt und sagt nur vernünftige Dinge und in dem Ton, mit dem man sie sagen muß, so lachen sie ebenfalls.

Diejenigen, welche uns unserer Habe berauben, sei es durch Gewaltthätigkeit oder durch ungerechtes Verfahren, wie diejenigen, welche uns durch Verläumdung die Ehre abschneiden, geben genugsam zu erkennen, daß sie uns hassen; aber sie beweisen dadurch noch keineswegs, daß sie jede Art von Achtung vor uns verloren haben. Deshalb sind wir auch nicht außer Stand gesetzt, irgend einmal wieder den Verkehr mit ihnen anzuknüpfen und sie vielleicht einst wieder unserer Freundschaft zu würdigen. Spott dagegen ist unter allen Beleidigungen diejenige, welche am wenigsten verziehen wird; denn er ist die Sprache der Verachtung und eine der Ausdrucksweisen, die sich am leichtesten verständlich macht; er greift den Menschen in seiner innersten Verschanzung an: das ist die Meinung, die er von sich selbst hat; er beabsichtigt, ihn in seinen eigenen Augen lächerlich zu machen, und so überzeugt er ihn von der üblen Stimmung, worin man sich gegen ihn befindet, und macht ihn unversöhnlich.

Der Hang und die Willfährigkeit über Andere zu spotten, ihr Wesen und ihre Handlungen zu mißbilligen, und sie zu verachten, ist etwas Abscheuliches; und ganz ebenso der Zorn, den wir gegen diejenigen empfinden, die uns verspotten, uns tadeln und uns verachten.

Gesundheit und Reichthum benehmen den Menschen die Erfahrung des Leidens, machen sie hart gegen Ihresgleichen; die Leute dagegen, welche selbst schon mit Elend beladen sind, nehmen aus Mitleid tiefern Antheil an fremdem Unglück.

Bei gut gearteten Seelen scheinen Festlichkeiten, Schauspiele und Musikaufführungen das Unglück unseres Nächsten oder der Freunde näher ans Herz zu bringen und es lebhafter empfinden zu lassen.

Eine große Seele ist über Beleidigung, Ungerechtigkeit, Schmerz und Spott erhaben, und sie würde unverwundbar sein, wenn sie nicht durch das Mitgefühl litte.

Es giebt eine Art beschämenden Gefühls darüber, daß man glücklich ist, wenn man so mancherlei Elend sieht.

Man ist schnell im Erkennen seiner kleinsten Vorzüge, aber langsam darin, seiner Gebrechen inne zu werden. Man weiß sehr wohl, daß man schöne Augenbrauen, daß man wohlgeformte Nägel hat; aber man weiß kaum, daß man einäugig ist, und weiß es gar nicht, daß es uns an Geist gebricht.

Argyre zieht ihren Handschuh aus, um eine schöne Hand zu zeigen, und sie unterläßt nicht, einen niedlichen Schuh zu enthüllen, der einen kleinen Fuß voraussetzt; sie lacht über heitere oder über ernste Dinge, um ihre schönen Zähne sehen zu lassen; wenn sie ihr Ohr zeigt, so geschieht es, weil sie ein wohlgeformtes Ohr hat, und wenn sie niemals tanzt, so ist der Grund davon, weil sie mit ihrer etwas starken Taille wenig zufrieden ist. Sie versteht all ihre Interessen wahrzunehmen, mit Ausnahme eines einzigen: sie spricht immerfort, und es mangelt ihr doch aller Geist.

Die Menschen rechnen alle Tugenden des Herzens fast für nichts, und treiben Abgötterei mit den Gaben des Körpers und Geistes. Derjenige, welcher ohne Umstände und ohne daß er damit die Bescheidenheit zu verletzen glaubt, von sich sagt, daß er gut sei, daß er beständig, treu, aufrichtig, billig, dankbar sei, wagt nicht zu sagen, daß er aufgeweckt sei, daß er schöne Zähne und eine zarte Haut habe: das ist zu stark.

Es ist wahr: zwei Tugenden bewundern die Menschen, dies sind die Tapferkeit und die Freigebigkeit; denn es giebt zwei Dinge, welche sie sehr hochschätzen, und welche diese Tugenden vernachlässigen lassen: das Leben und das Geld. Deshalb wird auch niemand von sich sagen, daß er tapfer oder freigebig sei.

Welche Verwandtschaft auch zwischen Eifersucht und Nacheiferung bestehe, so befindet sich doch zwischen beiden derselbe Abstand wie zwischen Laster und Tugend.

Die Eifersucht und die Nacheiferung sind auf denselben Gegenstand gerichtet, nämlich auf das Glück oder das Verdienst Anderer; jedoch mit dem Unterschiede, daß die letztere eine Empfindung des freien Willens, des Muthes und der Aufrichtigkeit ist, welche die Seele befruchtet, welche sie von den großen Vorbildern Vortheil ziehen heißt, und sie oft noch über das, was sie bewundert, hinausträgt. Erstere ist dagegen eine gewaltsame Gefühlsregung und gleichsam ein gezwungenes Eingeständniß fremden Verdienstes. Sie geht selbst so weit, das Verdienst denen, bei welchen es sich findet, abzusprechen; oder ist sie genöthigt, es anzuerkennen, so verweigert sie ihm doch jedes Lob, oder beneidet ihm die Belohnungen; — eine unfruchtbare Leidenschaft, die den Menschen in demselben Zustande läßt, worin sie ihn findet, die ihn nur mit sich selbst und mit der Vorstellung seines Rufes erfüllt, die ihn kalt und gefühllos macht gegen die Handlungen oder die Werke Anderer; welche bewirkt, daß er erstaunt, wenn er in der Welt auch noch andere Talente als die seinigen wahrnimmt, oder andere Menschen begabt mit denselben Talenten, deren er sich rühmt; ein schmähliches Laster, welches, wenn es ins Uebermaß ausartet, stets zur Eitelkeit und zum Eigendünkel führt und denjenigen, welcher davon ergriffen ist, nicht sowohl überredet, daß er mehr Geist und Verdienst habe als Andere, als vielmehr ihn glauben macht, daß er allein Geist und Verdienst besitze.

Nacheiferung und Eifersucht zugleich trifft man fast nur bei Personen derselben Kunst, von gleichen Talenten und gleichem Stande an. Die gemeinsten Handwerker sind der Eifersucht am meisten unterworfen. Diejenigen, welche sich dem Beruf der freien Künste und der schönen Wissenschaften gewidmet haben, die Maler, die Musiker, die Redner, die Dichter und alle jene, welche sich mit Schriftstellerei befassen, sollten nur für Nacheiferung empfänglich sein.

Eifersucht ist niemals ganz frei von einer gewissen Art von Neid, und oft vermengen sich sogar diese beiden Leidenschaften. Der Neid dagegen ist bisweilen von der Eifersucht geschieden, da er jene Leidenschaft ist, welche durch Glücksumstände, die

weit über die unsrigen erhaben sind, als großes Vermögen, Gunsterwerb und hohe Stellung im Staate, in unserer Seele erregt wird.

Neid und Haß sind stets beisammen und steigern sich gegenseitig in einem und demselben Gegenstande; und sie sind nur dadurch von einander unterscheidbar, daß der eine sich an die Person, der andere an den Stand und die Stellung hält.

Ein Mann von Geist ist auf einen Handarbeiter nicht eifersüchtig, der einen guten Degen verfertigt, oder auf einen Bildhauer, der eine schöne Gestalt zu Stande gebracht hat. Er weiß, daß es in diesen Künsten Regeln und eine Methode giebt, die sich nicht errathen läßt, daß man dabei Werkzeuge handhaben muß, wovon er weder den Gebrauch, noch den Namen, noch die Form kennt; und so reicht der Gedanke daran, daß er die Lehrlingsschaft dieses oder jenes Handwerkes nicht durchgemacht hat, ihm hin, um sich darüber zu trösten, daß er nicht Meister darin ist. Dagegen kann er des Neides, ja sogar der Eifersucht auf einen Minister und auf die Regierenden fähig sein, als wenn Vernunft und gesunder Verstand, die ihm mit jenen gemein sind, die einzigen Werkzeuge wären, die dazu dienen, einen Staat zu regieren und den öffentlichen Angelegenheiten vorzustehen, und als ob sie Regeln, Vorschriften und Erfahrung ersetzen könnten.

Man nimmt wenig vollkommen schwerfällige und stumpfsinnige Geister wahr, aber noch weniger außerordentliche und erhabene. Die große Mehrheit der Menschen bewegt sich innerhalb dieser beiden Extreme; der Zwischenraum wird ausgefüllt durch eine große Anzahl gewöhnlicher Talente, die aber von großem Nutzen sind, dem Staate dienen und das Nützliche und Angenehme in sich schließen, als den Handel, die Finanzen, das Detail der Armeen, die Schifffahrt, die Künste, die Handwerke, das glückliche Gedächtniß, den Sinn für Spiel, für Gesellschaft und Unterhaltung.

Aller Geist zusammen genommen, der sich nur auf der Welt vorfindet, ist demjenigen unnütz, der gar keinen hat; denn

er selbst hat keine Gedanken, und er ist auch nicht im Stande, von denen Anderer Nutzen zu ziehen.

Der erste Grad nach der Vernunft sollte bei dem Menschen der sein, zu empfinden, daß er sie verloren hat; die Thorheit selbst verträgt sich nicht mit dieser Erkenntniß. Ebenso sollte, was es, nach dem Geiste, Bestes in uns geben möchte, das sein, zu erkennen, daß er uns mangelt. Hierdurch würde man das Unmögliche leisten: man würde nämlich ohne Geist kein Thor, kein Geck, noch ein Naseweis sein können.

Ein Mensch, der nur in einer gewissen Mittelmäßigkeit Geist besitzt, ist ernsthaft und ganz aus Einem Stücke; er lacht nicht, er scherzt niemals, er weiß aus dem Kleinen keinen Gewinn zu ziehen. Er ist ebenso unfähig, sich zu großen Dingen zu erheben, wie sich, auch nur zur Erholung, zu unbedeutenden herabzulassen; er versteht es kaum, mit seinen Kindern zu spielen.

Jedermann sagt von einem Gecken, daß er ein Geck sei, aber niemand wagt, es ihm ins Gesicht zu sagen; er stirbt, ohne es zu wissen, und ohne daß es ihn jemand hätte entgelten lassen.

Welch übles Vernehmen zwischen dem Geist und dem Herzen! Der Philosoph führt ein schlechtes Leben, trotz aller seiner Vorschriften, und der Staatsmann, voll von Plänen und Erwägungen, weiß sich nicht selbst zu regieren.

Der Geist nutzt sich ab, wie alle Dinge; die Kenntnisse sind seine Kost; sie nähren ihn, aber sie verzehren ihn auch.

Die Kleinen sind manchmal mit tausend unnützen Tugenden beladen; sie verstehen sie nicht in Anwendung zu bringen.

Man findet Menschen, welche das Gewicht der Gunst und des persönlichen Ansehens leicht tragen, welche mit ihrer eigenen Größe vertraut werden, und die auf den höchsten Posten nicht den Kopf verlieren. Diejenigen dagegen, welche das blinde Glück ohne Wahl und Unterscheidung mit seinen Wohlthaten gleichsam überschüttet hat, genießen diese mit Stolz und ohne Mäßigung; ihre Augen, ihr Gang, der Ton ihrer Stimme und ihre seltsamen Anwandlungen geben lange Zeit Zeugniß von ihrer innern Verwunderung, in der sie sich über ihr

eigenes Selbst, und daß sie sich so hoch erhoben sehen, befinden, und sie werden so ungesellig, daß ihr Fall allein sie zahm machen kann.

Ein großer, starkgebauter Mann, mit breiter Brust und breiten Schultern, trägt leicht und mit gefälliger Haltung eine schwere Last, und dabei bleibt ihm noch ein Arm frei; ein Zwerg würde von der Hälfte dieser Last erdrückt werden. In ähnlicher Weise lassen hohe Aemter die großen Menschen noch größer erscheinen und die kleinen weit kleiner.

Es giebt Leute, die es zum Außergewöhnlichen bringen; sie schwimmen und steuern herum in einem Meere, worin Andere stranden und scheitern; sie gelangen zu ihrem Zwecke, während sie gegen alle Regeln, die dahin führen, sündigen; sie ziehen aus ihrer Regellosigkeit und Thorheit alle Vortheile der vollendetsten Klugheit. Es sind Menschen, die sich Andern hingeben, sich den Großen widmen, auf welche sie ihre letzten Hoffnungen gesetzt haben; sie nutzen ihnen nichts, aber sie unterhalten dieselben. Personen von Verdienst und wahren Dienstleistungen sind den Großen von Nutzen; jene aber sind ihnen Bedürfniß. Sie ergrauen an ihrer Seite in der Ausübung von Witzspielen, die anstatt der Thaten gelten müssen, und erwarten ihre Belohnung dafür; sie erwerben sich dadurch, daß sie fortwährendes Vergnügen bereiten, wichtige Aemter, und steigen durch beständige Erheiterung ogar zu ernsten Würdenträgern empor. Sie schließen endlich mit ihrer frühern Rolle ab, und stehen unvermuthet einer Zukunft gegenüber, die sie weder gefürchtet, noch gehofft haben. Was von ihnen auf der Erde zurückbleibt, ist das Beispiel ihres Glücks, verhängnißvoll für diejenigen, die ihnen gern folgen möchten.

Von gewissen Personen, die einmal einer edlen, heldenmüthigen Handlung fähig gewesen sind, von welcher alle Welt weiß, möchte man verlangen, daß sie, ohne gleichsam von einer so großen Anstrengung erschöpft zu erscheinen, wenigstens in ihrem noch übrigen Leben jenes kluge und einsichtige Benehmen zeigten, welches man selbst an gewöhnlichen Menschen bemerkt; daß sie nicht in unwürdige kleinliche Ein-

gebildetheit von dem hohen Rufe, den sie erlangt haben, verfielen; daß sie sich weniger unter das Volk mischten und ihm dadurch die Gelegenheit entzögen, sie in der Nähe zu betrachten, damit dasselbe nicht endlich von dem Anstaunen und der Bewunderung zur Gleichgültigkeit und vielleicht gar zur Verachtung übergehe.

Manchen Menschen kostet es weniger, sich mit tausend Tugenden zu bereichern, als einen einzigen Fehler abzulegen; ja sie haben sogar das Unglück, daß dieser Fehler oft ein solcher ist, welcher grade am wenigsten zu ihrer Stellung paßt und ihnen in der Welt sogar einen Anschein von Lächerlichkeit verleihen kann: er schwächt den Glanz ihrer großen Eigenschaften, verhindert sie, vollkommene Menschen zu sein, und läßt sie nicht eines ungeschmälerten Ruhmes genießen. Man verlangt von ihnen nicht, daß sie erleuchteter und aufgeklärter, daß sie größere Freunde der Ordnung und der Zucht, daß sie ihren Pflichten treuer, für das öffentliche Wohl eifriger besorgt und ernster sein sollen; man wünscht nur, daß sie nicht so verliebt sein möchten.

Einige Menschen sind in dem Laufe ihres Lebens so verschieden von sich selbst, und zwar ihrem Herzen und ihrem Geiste nach, daß man sicherlich irrt, wenn man sie blos danach beurtheilt, wie sie uns in ihrer früheren Jugend erschienen sind. Manche waren fromm, klug, unterrichtet, welche, in Folge jener von allzu lachendem Glück untrennbaren Verweichlichung, es nicht mehr sind. Man kennt Andere, die ihr Leben in Vergnügungen begonnen und ihren ganzen Geist darauf verwandt haben, sie in vollem Umfange kennen zu lernen, und die später durch Unglücksfälle religiös, weise und mäßig geworden sind. Diese Letzteren sind gewöhnlich bedeutende Persönlichkeiten, auf welche man sich sicher verlassen kann; sie besitzen eine durch Geduld und Unglück erprobte Rechtschaffenheit; sie gesellen zu jener ausnehmenden Feinheit im Umgange, welche ihnen der Verkehr mit Frauen verliehen hat, und welche sie niemals ablegen, noch den Sinn für Ordnung, für Ueberlegung, und bisweilen eine hohe Geistesfähigkeit, die sie

dem Kabinet der Frauen und der Muße eines gefährlichen Glückes verdanken.

All unser Leiden kommt daher, daß wir nicht allein sein können. Daraus entspringt der Hang zum Spielen, zum Luxus, zur Zerstreuung, zum Weine, zu den Frauen; daher stammt die Unwissenheit, die Lästersucht, die Mißgunst, das Vergessen seiner selbst und Gottes.

Der Mensch scheint manchmal mit sich selbst nicht auszukommen: das Verweilen im Dunkeln, die Einsamkeit versetzen ihn in Unruhe, stürzen ihn in nichtige Furcht und leeren Schrecken. Das geringste Uebel, was ihm dann widerfahren kann, ist, sich zu langweilen.

Die Langweile ist durch die Trägheit in die Welt gekommen: sie hat großen Antheil daran, daß die Menschen den Vergnügungen, dem Spiele, der Gesellschaft nachjagen. Wer die Arbeit liebt, hat an sich selbst genug.

Die meisten Menschen verwenden den ersten Theil ihres Lebens dazu, den andern unglücklich zu machen.

Es giebt Werke, die bei A anfangen und mit Z endigen. Das Gute, das Schlechte, ja das Schlechteste findet darin seine Stelle; nichts von nur irgend einer Gattung ist darin vergessen. Welche Gesuchtheit, welches gezierte Wesen ist in diesen Werken! Man nennt sie Spiele des Geistes. Desgleichen giebt es auch ein solches Spiel in der Lebensart. Man hat angefangen, man muß endigen, und man will die ganze Laufbahn zurücklegen. Es würde besser sein, zu wechseln oder einzuhalten; aber es ist ungewöhnlicher und schwieriger, fortzufahren; man fährt also fort, man geräth durch die Widersprüche ins Feuer; die Eitelkeit behauptet ihr Recht, tritt an die Stelle der Vernunft, welche zurückweicht und ihr den Platz einräumt. Man trägt diese Künstelei sogar in die tugendhaftesten Handlungen hinein, selbst in solche, wobei die Religion in Betracht kommt.

Nur unsere Pflichten fallen uns schwer, weil deren Ausübung, da sie nur das betrifft, was zu vollziehen uns streng auferlegt ist, nicht von großen Lobeserhebungen begleitet wird, die der Hauptbeweggrund sind, der uns zu lobenswürdigen

Handlungen anregt und uns bei unsern Unternehmungen beharren läßt. — N** liebt eine prunkvolle Frömmigkeit, die ihm die Oberaufsicht über die Bedürfnisse der Armen zuzieht, ihm die Verwaltung ihres Erbtheils aufbürdet und aus seinem Haus einen öffentlichen Verwahrungsort macht, woselbst die Austheilungen stattfinden. Die Bäffchenträger und die „grauen Schwestern" haben dort freien Zutritt; eine ganze Stadt sieht seine Armenspenden und macht sie öffentlich. Wer könnte daran zweifeln, daß er ein Biedermann sei, wenn nicht etwa seine Gläubiger?

Aemter und Beneficien lieber verfallen lassen, als sie verkaufen oder darauf verzichten, selbst in seinem höchsten Alter, das heißt sich überreden, daß man nicht unter die Zahl derer gehört, welche sterben; oder wenn man glaubt, daß man sterblich ist, dann heißt es, sich selbst lieben, und nur sich lieben.

Faustus ist ein Wüstling, ein Verschwender, ein Lasterhafter, ein Undankbarer, ein Jähzorniger, und doch hat ihn sein Oheim Aurel weder hassen, noch enterben können.

Frontin, der Neffe des Aurel, hat dagegen, trotz einer seit zwanzig Jahren bewiesenen Rechtschaffenheit und blinden Gefälligkeit für jenen Greis, ihn nicht zu seinen Gunsten zu stimmen vermocht, und erhält aus dessen Verlassenschaft nur eine spärliche Pension, welche Faustus, der Universalerbe, ihm auszuzahlen hat.

Die Gefühle des Hasses sind so dauernd und hartnäckig, daß als das entschiedenste Vorzeichen des Todes bei einem Kranken der Wunsch nach Versöhnung gilt.

Man macht sich bei allen Menschen beliebt, indem man ihnen entweder in den Leidenschaften, die ihre Seele beschäftigen, schmeichelt, oder indem man Theilnahme bezeigt bei den Leiden, die ihren Körper belästigen. Hierin besteht die einzige Sorgfalt, die man ihnen erweisen kann. Daher kommt es, daß derjenige, welcher sich an Leib und Seele wohlbefindet und wenig Wünsche hat, auch weniger leicht zu beherrschen ist.

Die Liebe zur Verweichlichung und zum Wohlleben sind dem Menschen angeboren und hören bei ihm nur mit seinem

Tode auf; weder glückliche noch traurige Ereignisse können ihn davon abbringen; er sieht sie entweder als die Frucht seines guten Glücks, oder als die Entschädigung für sein Mißgeschick an.

Ein verliebter Greis ist eine große Mißbildung der Natur.

Wenige Menschen erinnern sich, daß sie jung gewesen, und wie schwer es ihnen fiel, keusch und mäßig zu sein. Sobald die Menschen, entweder aus Wohlanständigkeit, oder aus Erschlaffung, oder aus Selbstbeherrschung den Freuden entsagt haben, ist das Erste, was ihnen begegnet, daß sie diese bei Andern verdammen. Auf dieses Verfahren wirkt unbewußt eine Art von Anhänglichkeit an das, was man aufgegeben hat, mit ein. Man würde es gern sehen, wenn ein Gut, das für uns keines mehr ist, auch der übrigen Welt versagt wäre; es ist ein Gefühl von Eifersucht.

Nicht das macht die Alten geizig, daß sie befürchten dürften, einst in Geldmangel zu gerathen, denn es giebt ja viele, welche so große Kapitalien besitzen, daß sie dieser Beunruhigung eben nicht ausgesetzt sein können; und wie könnten sie außerdem besorgen, in ihrer Hinfälligkeit die Bequemlichkeiten des Lebens zu entbehren, da sie sich ja deren selbst freiwillig berauben, um ihren Geiz zu befriedigen. Es geschieht auch nicht aus dem Bestreben, ihren Kindern größere Reichthümer zu hinterlassen, denn außerdem, daß es Geizhälse giebt, die keine Erben haben, ist es auch wider die Natur, etwas Anderes mehr zu lieben, als sich selbst. Dieses Laster ist vielmehr die Wirkung des Alters und der Gemüthseigenthümlichkeit der Greise, der sie sich ebenso naturgemäß hingeben, als sie einst in ihrer Jugend den Vergnügungen und in ihrem Mannesalter dem Ehrgeize nachjagten. Man braucht weder kräftiges Wesen, noch Jugend, noch Gesundheit dazu, um geizig zu sein. Es thut auch gar nicht Noth, sich zu beeifern, oder sich die geringste Mühe zu machen, um seine Einkünfte zu schonen; man braucht sein Gut blos in den Kisten liegen zu lassen und sich aller Bedürfnisse zu entschlagen. Das ist den Alten bequem, die, da sie Menschen sind, doch auch eine Leidenschaft haben müssen.

Es giebt Leute, welche schlecht wohnen, ein schlechtes Lager haben, schlecht bekleidet sind und sich schlecht nähren; die die Strenge der Jahreszeiten auszustehen haben; die sich selbst der Gesellschaft der Menschen berauben und ihre Tage in der Einsamkeit verbringen; denen die Gegenwart, die Vergangenheit und die Zukunft übel mitspielt; deren Leben gleichsam eine fortwährende Bußübung ist, und die also das Geheimniß gefunden haben, ihrem Untergange auf dem peinvollsten Wege entgegen zu gehen: das sind die Geizigen.

Greise hängen liebevoll an den Erinnerungen aus ihrer Jugend. Sie lieben die Oerter, wo sie sie zugebracht haben; die Personen, die sie in dieser Zeit zuerst kennen lernten, sind ihnen theuer; es ist ihnen eine besondere Vorliebe für gewisse Wörter ihrer ersten Sprachversuche eigen; sie halten es noch mit der alten Art zu singen und sind für die alten Tänze. Sie rühmen die Moden, die ehemals in den Trachten, den Möbeln und den Equipagen herrschten. Sie vermögen noch jetzt nicht das zu mißbilligen, was ihren Leidenschaften zu statten kam und ihren Vergnügungen so förderlich war, und rufen sich dies gern wieder in das Gedächtniß zurück. Wie könnten sie andere Gewohnheiten, ganze neue Moden vorziehen, woran sie keinen Theil haben, von denen sie nichts erwarten, welche das junge Geschlecht hervorgebracht hat, und von denen dieses seinerseits nun so große Vortheile gegen das Alter zieht?

Eine zu große Vernachlässigung im Anzuge, wie ein übertriebenes Sichherausputzen vermehren bei den Greisen nur ihre Falten und Runzeln und lassen ihre Hinfälligkeit nur besser erkennen.

Ein Alter ist stolz, geringschätzig, und es ist schwer mit ihm zu verkehren, wenn er nicht viel Geist hat.

Ein Greis, der am Hofe gelebt hat und einen großen Verstand und ein treues Gedächtniß besitzt, ist ein nicht hoch genug anzuschlagender Schatz. Er steckt voll von Thatsachen wie von Lebensregeln; man findet in ihm die Geschichte des Jahrhunderts, ausgestattet mit höchst merkwürdigen Umständen, die man sonst nirgends zu lesen bekommt. Man erfährt durch ihn

Regeln über das Benehmen und die Sitten, die stets zuverlässig sind, weil sie sich auf die Erfahrung gründen.

Junge Leute finden sich besser als die Alten in die Einsamkeit, weil die Leidenschaften sie unterhalten.

Phidipp, schon hoch bei Jahren, grübelt über die Verzierung und die Bequemmachung des Lebens nach; er geht zu den kleinen Feinheiten im Genusse über. Er hat sich eine Kunst des Trinkens, des Essens, der Ruhe und der Leibesübung ausgedacht. Die kleinen Regeln, die er sich vorgeschrieben hat, und welche alle auf die Behaglichkeit seiner Person abzielen, beobachtet er mit strenger Gewissenhaftigkeit, und würde sie selbst einer Maitresse zu Liebe nicht brechen, wenn die zweckmäßige Lebensweise ihm eine solche zu unterhalten erlaubte. Er hat sich mit überflüssigen Dingen belastet, die ihm die Gewohnheit zuletzt zu nothwendigen macht. So verdoppelt und verstärkt er denn die Bande, die ihn an das Leben fesseln, und er will das, was ihm davon noch übrig bleibt, dazu anwenden, den Verlust desselben um so schmerzlicher zu machen. Fürchtet er den Tod nicht schon genug?

Gnathon lebt nur sich, und alle Menschen miteinander sind in seinen Augen, als wenn sie gar nicht vorhanden wären. Nicht zufrieden damit, an einer Tafel den ersten Platz auszufüllen, nimmt er allein den von zwei Andern ein; er vergißt, daß die Mahlzeit wohl für ihn, aber auch für die ganze Gesellschaft bestimmt ist; er macht sich zum Herrn der Schüssel und jeden Gang zu seinem Eigenthum; er widmet sich keinem der Gerichte so ausschließlich, daß er nicht zuletzt alle versucht hätte, ja er möchte sie eigentlich alle zu gleicher Zeit genießen können. Er bedient sich bei Tische nur der Hände, betastet die Fleischspeisen wieder und wieder, zerstückt, zerreißt sie und legt sich dermaßen davon vor, daß die übrigen Gäste, wenn sie etwas genießen wollen, sich mit dem begnügen müssen, was er übrig läßt. Er erspart ihnen keine seiner ekelerregenden Unsauberkeiten, welche auch dem Verhungertsten die Eßlust zu benehmen fähig wären. Der Saft des Fleisches und die Brühen tropfen ihm von Kinn und Bart herab; wenn er ein Ragout von

einer Schüssel nimmt, so verschüttet er davon unterwegs in eine andere Schüssel und auf das Tischtuch, so daß man die Spur verfolgen kann. Er ißt laut und mit großem Geräusch und rollt während des Kauens seine Augen umher; die Tafel ist für ihn eine Raufe; er putzt sich die Zähne und fährt dann fort zu essen. An jedem Ort, wo er sich befindet, richtet er sich förmlich ein, und will bei der Predigt und im Theater ebenso wenig gedrängt werden als in seinem Zimmer. In einer Kutsche sind ihm nur die Sitze der Rückwand recht; auf jedem andern, wenn man es ihm glauben will, erblaßt er und fällt in Ohnmacht. Wenn er mit Mehreren eine Reise macht, so sucht er ihnen in den Gasthäusern zuvorzukommen und weiß sich stets das beste Bett in dem besten Zimmer zu verschaffen; Alles verwendet er zu seinem Gebrauche: die fremden Bedienten eilen mit seinen eigenen gleichzeitig, ihn zu bedienen. Alles, was ihm unter die Hand kommt, behandelt er als sein eigen, Kleidungsstücke wie Equipagen. Er belästigt jedermann, richtet sich selbst aber nach niemandem, beklagt niemanden, kennt keine Leiden als die seinigen, seine Vollblütigkeit, seine Galle; beweint niemals den Tod Anderer, sondern fürchtet nur den seinigen, von dem er sich gern um den Untergang des gesammten Menschengeschlechts loskaufen möchte.

Cliton hat in seinem ganzen Leben nur zwei Geschäfte gehabt, nämlich: zu Mittag seine Mittagsmahlzeit und Abends sein Abendbrot zu sich zu nehmen; er scheint nur für die Verdauung geboren zu sein. Desgleichen hat er nur eine Unterhaltung: er nennt die Vorgerichte, welche man bei dem letzten Gastmahl, bei dem er sich befunden, aufgetragen hat; er zählt auf, wie viele Suppen es daselbst gab und wie verschiedener Art; er führt dann die Braten und die Zwischengerichte auf, erinnert sich genau, welche Schüsseln man nach dem ersten Gang aufgetragen hat; er vergißt auch die Nebenspeisen, die Früchte und die Assietten nicht. Er nennt alle Weine und alle Liqueure her, von denen er getrunken hat; er ist der Küchenausdrücke so weit mächtig, als man dies nur irgend sein kann, und er erregt mir die Lust, einmal an einer guten Tafel zu

speisen, wenn er nur nicht mit dabei ist. Er ist vor Allem der Feinempfindung seines Gaumens gewiß, der ihn nicht fehlgreifen läßt; er hat sich noch niemals der Unannehmlichkeit ausgesetzt gesehen, ein schlechtes Ragout genießen oder einen mittelmäßigen Wein trinken zu müssen. Er ist ein in seiner Art ausgezeichnetes Menschenstück, welches sich in der Kunst, sich gut zu nähren, so weit vervollkommnet hat, als man dies nur immer vermag. Man wird nicht so leicht einen Menschen wiederfinden, der so viel ißt und so gut ißt. Demnach ist er auch Schiedsrichter über gute Bissen, und es ist fast unstatthaft, zu etwas Lust zu bezeigen, was von ihm mißbilligt worden ist. — Er ist nicht mehr; doch hat er sich wenigstens bis zum letzten Seufzer zur Tafel tragen lassen. Er gab noch an dem Tag, an dem er starb, ein Gastmahl. Wo er nun auch sein mag, gewiß wird er speisen; und sollte er auf die Welt wiederkehren, so geschieht es, um zu essen.

Ruffin fängt an grau zu werden, aber er ist noch rüstig; er hat ein frisches Aussehen und ein lebhaftes Auge, welches beides ihm noch zwanzig Jahre Leben verspricht. Er ist heiter, frohsinnig, ungezwungen, sorglos: er lacht aus voller Seele, oft ganz für sich allein und ohne Gegenstand. Er ist zufrieden mit sich, den Seinigen und seinem kleinen Vermögen; er sagt frei heraus, daß er glücklich ist. Er verliert seinen einzigen Sohn, einen Jüngling, der zu großen Hoffnungen berechtigte, und der einst die Ehre seiner Familie sein konnte; Ruffin aber überläßt Andern die Sorge, um ihn zu weinen. Er sagt: „Mein Sohn ist gestorben, und das wird seiner Mutter das Leben kosten“, und ist getröstet. Er hat keine Leidenschaften, er besitzt weder Freunde, noch Feinde; niemand ist ihm zuwider, alle Welt ist ihm recht, Alles ist sein eigen; er spricht mit dem, den er zum ersten Mal sieht, mit derselben Freimüthigkeit und derselben Zuversicht, wie mit denen, die er alte Freunde nennt, und macht sie bald zu Theilnehmern seiner Späße und Anekdoten. Man kann ihn ansprechen oder ihn verlassen, ohne daß er große Aufmerksamkeit darauf hat; und dieselbe Geschichte, die er dem Einen vorzuerzählen begonnen hat, setzt er fort und

erzählt sie demjenigen zu Ende, der an des Vorigen Stelle getreten ist.

N** ist weniger durch das Alter entkräftet, als durch Krankheit, denn er ist noch nicht über achtundsechzig Jahre alt. Aber er hat die Gicht und leidet an einer Nierenkolik. Sein Gesicht ist eingefallen, seine Haut grüngelb: alles droht ihm sein nahes Ende. Und er läßt die Felder seines Gutes mit Mergel düngen und rechnet darauf, daß er dies in den nächsten fünfzehn Jahren nicht wieder zu thun nöthig haben wird. Er legt ein junges Gehölz an und hofft, daß ihm dieses in weniger als zwanzig Jahren schönen Schatten gewähren wird. Er läßt in der Straße ** ein Gebäude aus Quadersteinen aufführen, die an den Kanten noch mit eisernen Klammern verbunden sind, und er versichert unter Husten und mit schwacher, kraftloser Stimme daß man das Ende desselben gar nie erleben wird. Er durchwandert alle Tage am Arm eines Bedienten, der ihn unterstützen muß, die Werkstätten der Arbeiter, zeigt seinen Freunden das, was er zu Stande gebracht hat, und theilt ihnen die Pläne von dem mit, was er noch zu thun beabsichtigt. Und diese Unternehmungen geschehen nicht etwa seinen Kindern zu Liebe, denn er hat gar keine, noch seiner Erben wegen, welche niedriggesinnte Personen und mit ihm zerfallen sind; nein, das geschieht Alles für ihn allein, der doch morgen sterben wird.

Antagoras hat ein nichtssagendes und gemeines Gesicht. Ein Kirchenthürsteher, oder der steinerne Heilige, welcher den Hochaltar ziert, ist bei der Menge nicht bekannter als er. Er rennt Morgens durch alle Zimmer und Schreibstuben eines Gerichtshofs, und am Abend durch die Straßen und Kreuzwege einer Stadt. Er processirt seit vierzig Jahren und ist näher daran, aus dem Leben zu gehen, als von seinen Geschäften abzulassen. In dieser ganzen Zeit hat es im Justizpalast keinen berühmten Proceß, keinen langwierigen und verwickelten Rechtshandel gegeben, wobei er nicht eine Rolle gespielt hätte. Auch hat er einen Namen, ganz dazu gemacht, um in dem Munde der Advocaten zu ertönen, und der sich zu dem Bittsteller oder dem Vertheidiger verhält wie

das Substantiv zu dem Adjectiv. Verwandt mit Allen, und doch von Allen gehaßt, giebt es selten eine Familie, über die er sich nicht beklagt, wie sie sich über ihn. Nacheinander emsig beflissen, bald ein Landgut in Beschlag zu nehmen, bald sich der Siegelung zu widersetzen, sich eines „committimus“ (wir bevollmächtigen) zu bedienen, oder einen Rechtsspruch zur Ausführung zu bringen, hat er, außer daß er jeden Tag einer Versammlung von Gläubigern beiwohnt, da er überall Rechtsberather bei der Verwaltung einer Gantmasse ist und bei allen Bankerotten verliert, doch Stunden übrig, um seine Besuche abzumachen, als alter Kunde in Gäßchen, wo er über Processe zu Rathe sitzt und Neuigkeiten berichtet. Ihr habt ihn in einem Hause im Marais verlassen, und ihr werdet ihn in der großen Vorstadt wiederfinden, wo er vor euch hingekommen ist, und schon wieder von seinen Neuigkeiten und seinen Processen spricht. Wenn ihr selbst einen Rechtsstreit anzubringen habt und den andern Morgen mit Tagesanbruch zu einem eurer Richter geht, um ihm eure Sache zu empfehlen, so wartet der Richter, ehe er euch Gehör giebt, bis Antagoras abgefertigt ist.

Manche Menschen bringen ein langes Leben damit hin, sich gegen die Einen zu wehren und Andern zu schaden, und sie sterben vom Alter aufgerieben, nachdem sie ebenso viel Uebles verursacht, als ausgestanden haben.

Beschlagnahme von Ländereien und Pfändung der Möbeln, Gefängnisse und Todesstrafe sind freilich nöthig, ich muß es bekennen; aber Gerechtigkeit, Gesetze und Benöthigung beiseite gesetzt, ist es mir doch immer etwas Neues, mit anzusehen, mit welcher Grausamkeit Menschen andere Menschen behandeln.

Man sieht gewisse scheue Thiere, sowohl Männchen als Weibchen, auf dem Felde zerstreut, schwarz, fahl und ganz von der Sonne verbrannt, an den Boden gefesselt, welchen sie mit beharrlicher Ausdauer umgraben und umwühlen. Sie haben gleichsam eine artikulirte Stimme; und wenn sie sich aufrecht auf ihre Füße erheben, so zeigen sie ein menschliches Angesicht; und es sind in der That Menschen. In der Nacht ziehen sie sich in ihre Höhlen zurück, wo sie sich von schwarzem Brote,

von Wasser und Wurzeln nähren. Sie ersparen den andern Menschen die Mühe, zu säen, zuarbeiten und einzuernten, um leben zu können, und sie verdienen demnach, daß ihnen das Brot nicht fehle, welches sie gesäet haben.

Don Fernando lebt müßig, unwissend, als Lästerer, Händelsucher, Schurke, Wüstling, frecher Gesell in seiner Provinz; aber er zieht den Degen gegen seine Nachbarn und setzt um ein Nichts sein Leben auf das Spiel. Er hat Menschen getödtet und wird selbst getödtet werden.

Der Edelmann der Provinz, seinem Vaterlande, seiner Familie und sich selbst unnütz, oft ohne Dach und Fach, ohne Kleidung und ohne irgend ein Verdienst, wiederholt zehnmal des Tages, daß er ein Edelmann ist, und spielt den Pelzmänteln und den runden Sammtmützen des Bürgerstandes übel mit. Sein ganzes Leben lang mit seinen Pergamenten und seinen Titeln beschäftigt, würde er diese nicht gegen den Stab eines Kanzlers vertauschen.

Es ergeben sich im Allgemeinen, unter der Gesammtmasse der Menschen, unendliche Verbindungen der Macht, der Begünstigung, des Genies, der Reichthümer, der Würden, der adligen Herkunft, der Kraft, der Betriebsamkeit, der Fähigkeit, der Tugend, des Lasters, der Schwäche, des Stumpfsinns, der Armuth, der Ohnmacht, des Nichtadels und der Niedrigkeit. Alle diese Dinge, auf tausendfach verschiedene Arten durcheinander gemischt, und das Eine durch das Andere in verschiedenen Personen ausgeglichen, bilden somit die mancherlei Stände und die verschiedenen Lebensbedingungen. Außerdem handeln die Menschen, welche sämmtlich die starken wie die schwachen Seiten von einander kennen, mit solcher Gegenseitigkeit, wie sie es thun zu müssen glauben; erkennen, wer ihnen gleich ist, fühlen die Uebermacht, welche Einige über sie haben, wie die, welche sie selbst dagegen wieder über Andere haben; und daraus entsteht bei ihnen entweder Vertraulichkeit, oder Achtung und Ehrerbietung, oder Stolz und Verachtung. Daher kommt es denn auch, daß man sich, an den öffentlichen Orten und da, wo sich die Leute versammeln, alle Augenblicke zwi-

schen Einem, welchen man anzureden oder zu grüßen sucht, und einem Andern befindet, gegen den man sich den Anschein giebt, als kenne man ihn nicht, und von dem man noch viel weniger wünscht, daß er sich uns nähern möge; daß man sich durch den Einen geehrt fühlt und sich des Andern schämt. Ja, es kommt sogar vor, daß derjenige, durch den ihr euch geehrt fühlt und den ihr anhalten wollt, grade derjenige ist, der sich durch euch in Verlegenheit gesetzt fühlt und euch stehn läßt, und daß das oft derselbe ist, welcher über einen Andern erröthet und über den Andere wieder erröthen der hier Geringschätzung zeigt und dort Geringschätzung erfährt. Ziemlich gewöhnlich ist auch, daß man den verachtet, der uns verachtet. Welches Elend! Und da es wahr ist, daß man in einem so seltsamen Verkehr das, was man auf der einen Seite zu gewinnen hofft, auf der andern verliert: sollte es nicht auf Eins hinauslaufen, wenn man allem Hochmuth und allem Stolz, der den schwachen Menschen so schlecht ansteht, entsagte, sich unter einander vertrüge, sich mit wechselseitiger Güte behandelte, was neben dem Vortheil, niemals verletzt zu werden, uns das gleich große Gut gewähren würde, niemanden zu kränken?

Weit entfernt, über den Namen eines Philosophen zu erschrecken oder zu erröthen, giebt es sogar niemanden auf der Welt, der nicht einen starken Anstrich von Philosophie haben sollte*). Sie steht jedermann gut an; ihre Anwendung ist allen Altern, allen Geschlechtern und allen Ständen nützlich; sie tröstet uns über das Glück und unverdiente Bevorzugungen Anderer, über schlechten Erfolg, über die Abnahme unserer Kräfte oder unserer Schönheit; sie bewaffnet uns gegen die Armuth, gegen das Alter, gegen Krankheit und Tod, gegen die Narren und schlimmen Spötter; sie bewirkt, daß wir ohne eine Frau leben können, oder läßt uns die, mit der wir leben, ertragen.

Die Menschen eröffnen, an einem und demselben Tage, ihr Herz hundert kleinen Freuden und lassen sich von hundert kleinen Verdrießlichkeiten beherrschen; nichts ist weniger gleich-

*) Man kann darunter nur diejenigen verstehen, die sich aus der christlichen Religion ergiebt. (Anm. des Verf.)

mäßig und weniger folgerecht, als das, was in so kurzer Zeit in ihrem Herzen und in ihrem Geiste vorgeht. Das Hilfsmittel gegen dieses Uebel ist: die Dinge der Welt grade nur so hoch zu schätzen, als sie es verdienen.

Es ist ebenso schwer, einen eitlen Menschen zu finden, der sich für hinreichend glücklich hält, als einen bescheidenen, der sich für zu unglücklich hielte.

Das Loos des Weinbauers, des Soldaten und des Steinmetzen verhindert mich, mich für unglücklich darüber zu halten, daß mir das Glück der Fürsten oder der Minister abgeht.

Es giebt für den Menschen nur Ein wahres Unglück, das ist: sich schuldig zu finden und sich etwas vorzuwerfen zu haben.

Die meisten Menschen sind, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, einer gewaltsamen Anstrengung weit fähiger, als einer langen Ausdauer. Ihre Trägheit oder ihr unbeständiges Wesen ist schuld, daß sie der Früchte der besten Ansätze verlustig gehen. Sie lassen sich Andere oft zuvorkommen, die erst nach ihnen begannen, und die langsam, aber stetig fortschritten.

Ich wage fast zu behaupten, daß die Menschen weit besser Maßregeln zu fassen als durchzuführen verstehen; weit besser zu entscheiden wissen, was man thun und sagen muß, als zu thun und zu sagen, was erforderlich ist. Man setzt sich in einer Angelegenheit, die man verhandelt, fest vor, einen gewissen Umstand zu verschweigen; und nachher, sei es aus Leidenschaft oder infolge einer Unzähmbarkeit der Zunge oder in der Hitze des Gesprächs, ist dieser das Erste, was uns entschlüpft.

Die Menschen handeln in dem, was ihre Pflicht ist, nachlässig, während sie sich ein Verdienst oder einen Ruhm daraus machen, sich für das, was sie nichts angeht und weder ihrem Stande, noch ihrem Charakter angemessen ist, eifrig zu zeigen.

Der Unterschied zwischen einem Menschen, welcher sich mit einem fremden Charakter bekleidet, und ihm selbst, sobald er wieder seinen wahren annimmt, ist wie der zwischen einer Maske und einem wirklichen Gesicht.

Telephus hat, Alles wohl erwogen, zehnmal weniger Geist, als er zu haben sich einbildet; er geht also in dem, was er sagt

und was er thut, was er bedenkt und entwirft, zehnmal über das Maß dessen, was er an Geist besitzt, hinaus; er befindet sich niemals innerhalb des Umfangs seiner Kraft. Dieses Urtheil ist gerecht. Er hat gleichsam eine Schranke, die ihn einschließt, und die ihn erinnern sollte, sich innerhalb derselben zu halten; aber er geht darüber hinaus und wirft sich aus seiner Sphäre. Er selbst kennt seine schwache Stelle und läßt doch diese Stelle sehen: er spricht von dem, wovon er gar nichts versteht, oder von dem, was er nur schlecht versteht; er ist über sein Vermögen unternehmend und hegt Wünsche, die über seinen Bereich hinausliegen; er stellt sich allem Besten in aller Art gleich; er hat Gutes und Lobenswerthes an sich, was er aber durch ein gesuchtes Streben nach dem Großen und Wunderbaren verdunkelt. Man sieht ganz deutlich, was er nicht ist, und muß das, was er wirklich ist, errathen. Er ist ein Mensch, der keinen Maßstab in sich hat, der sich nicht kennt; sein Charakter besteht darin, daß er sich nicht auf das beschränken kann, was ihm eigenthümlich, was sein ist.

Auch der vortrefflichste Geist bleibt sich nicht gleich; er leidet an Zunahmen und Verminderungen; er geräth in Feuer, verliert es aber auch. Geschieht dies Letztere, dann spricht er, sofern er klug ist, wenig und schreibt auch nicht, müht sich nicht ab, zu ersinnen oder zu gefallen. Singt man denn, wenn man den Schnupfen hat? Muß man nicht warten, bis man wieder bei Stimme ist?

Der Einfältige ist ein Automat, ist eine Maschine, eine Stahlfeder; das Gewicht treibt ihn, setzt ihn in Bewegung, läßt ihn wieder umwenden, und so immerfort, in demselben Sinn, mit derselben Gleichförmigkeit. Er bleibt immer dasselbe und verläugnet sich niemals; wer ihn einmal gesehen hat, der hat ihn in allen Augenblicken und in allen Perioden seines Lebens gesehen. Wenn es hoch kommt, so ist er der Ochse, welcher brüllt, oder die Amsel, welche pfeift; er ist durch seine Natur, oder so zu sagen durch seine Gattung, fest bestimmt. Was an ihm am wenigsten zum Vorschein kommt, das ist seine Seele: sie handelt nicht, sie beschäftigt sich nicht, sie liegt brach.

Der Einfältige stirbt nicht, oder wenn ihm dies, nach unserer Weise zu reden, begegnet, so hat es seine Wahrheit, wenn man sagt, daß der Tod für ihn ein Gewinn sei, und daß er mit dem Zeitpunkte, worin Andere sterben, zu leben anfängt. Seine Seele denkt dann, betrachtet, folgert, schließt, urtheilt, kurz thut grade alles das, was sie sonst nicht that; sie fühlt sich befreit von einer Fleischmasse, worin sie sich gleichsam ohne Thätigkeit, ohne Bewegung, wenigstens ohne eine ihrer würdige, begraben befand. Ich möchte beinahe sagen, daß sie sich ihres eigenen Körpers, sowie der vernunftlosen und unvollkommnen Organe schämt, an welche sie sich so lange gefesselt sah, und mit denen sie nur einen Narren oder einen Dummkopf zustandezubringen vermochte. Sie steht dann auf gleichem Fuße mit jenen Seelen, welche die guten Köpfe oder die Männer von Geist bilden. Die Seele des Alain unterscheidet sich dann nicht mehr von der des großen Condé, des Richelieu und des Pascal.

Das falsche Zartgefühl in den freien Handlungen, in den Sitten, oder in dem Betragen, wird nicht deswegen so genannt, weil es ein verstelltes ist, sondern weil es sich in Wirklichkeit auf Dinge bezieht und bei Veranlassungen kund giebt, welche es nicht werth sind. Das falsche Zartgefühl in Beziehung auf Geschmack und Naturell ist dagegen ein solches deswegen, weil es ein verstelltes und geziertes ist. Da ist Emilie, die aus allen Kräften über eine kleine Gefahr aufschreit, die ihr gar keine Furcht erregt; da ist eine Andere, welche aus Nervenzartheit über den Anblick einer Maus erblaßt, oder welche die Veilchen lieben möchte und vor Tuberosen ohnmächtig wird.

Wer wagte es, sich zu versprechen, daß er die Menschen zu befriedigen vermöge? Würde wohl ein Fürst, wie gut und mächtig er auch wäre, es unternehmen? Er versuche es nur. Er lasse sich ihre Freuden angelegen sein; er eröffne seinen Palast seinen Höflingen; er gestatte ihnen Zutritt in seiner Häuslichkeit; er lasse ihnen in den Gemächern, deren bloßer Anblick allein schon ein Schauspiel ist, andere Schauspiele aufführen; er lasse ihnen die Wahl unter Spielen, Concerten und allen möglichen Unterhaltungen; er füge noch glänzende Tafelfreuden

und eine gänzlich ungebundene Freiheit hinzu; er selbst leiste ihnen bei diesen Unterhaltungen Gesellschaft, der Große werde liebenswürdig und der Held menschlich und vertraulich, — und er wird dennoch nicht genug gethan haben. Die Menschen langweilen sich mit der Zeit grade an dem, wovon sie anfangs entzückt gewesen sind: sie würden selbst den „Tisch der Götter" verlassen, und der „Nektar" würde ihnen auf die Länge geschmacklos vorkommen. Sie stehen nicht an, die Vollkommenheit selbst zu kritisiren; es kommt dabei Eitelkeit und eine üble Empfindlichkeit ins Spiel: ihr Geschmack geht, wenn man ihnen glaubt, noch über das Bestreben hinaus, wodurch man sie zufrieden stellen möchte, wie über den höchst königlichen Aufwand, den man aufzubieten sich bemüht, um jene Absicht zu erreichen. Es mischt sich auch noch böser Wille ein, der so weit geht, daß man den Andern das Vergnügen, das ihnen unsre Zufriedenstellung etwa gewährt, gerne verderben möchte. Diese selben Leute, gewöhnlich so beflissen, zu schmeicheln und zu Gefallen zu leben, sind im Stande, sich selbst der Lüge zu zeihen. Bisweilen erkennt man sie nicht mehr, und man erblickt die Menschennatur sogar in den Höflingen.

Die Geziertheit in den Geberden, im Sprechen und im Benehmen ist oft eine Folge der Müßigkeit und Theilnahmlosigkeit; und es scheint, daß eine starke Neigung zu etwas, oder ernstliche Angelegenheiten dem Menschen sein Naturell wiedergeben.

Die Menschen haben keinen Charakter, oder wenn sie einen haben, so ist es der — keinen zu haben, welcher folgerichtig handelt, welcher sich nicht widerspricht, und woran sie erkennbar wären. Es fällt ihnen höchst beschwerlich, stets dieselben zu sein, in dem rechten Gleise, oder selbst in der Unordnung zu verharren; und wenn sie bisweilen, einer Tugend müde, sich an einer andern erholen, so werden sie noch öfter, infolge einer neuen Untugend, einer alten überdrüssig. Sie haben Leidenschaften, die einander entgegenstehen, und Schwächen, die sich widersprechen. Es kostet ihnen weniger Mühe, die äußersten

Gegensätze zu vereinigen, als ein Benehmen zu bewahren, bei dem Eins aus dem Andern hervorgeht. Feinde der Mäßigung, übertreiben sie die Dinge, die guten wie die schlimmen, und da sie das Uebermaß hernach nicht ertragen können, so versüßen sie sich's durch den Wechsel. Adrast war so verderbt und ein solcher Wüstling, daß es ihm gar nicht schwer gefallen ist, der Mode zu folgen und Frömmling zu werden: es wäre ihm schwerer angekommen, ein rechtschaffener Mann zu sein.

Woher kommt es, daß dieselben Menschen, deren Phlegma sehr bereitwillig und mit Gleichmuth den schwersten Unglücksfällen entgegensieht, bei den geringfügigsten Unannehmlichkeiten sich vergessen und in nicht zu beschwichtigenden Zorn gerathen? Ein solches Benehmen ist bei ihnen nicht Weisheit, denn die Tugend bleibt sich gleich und verläugnet sich nicht. Es ist also ein Fehler, und zwar kein anderer, als die Eitelkeit, welche nur erwacht und sich bemerklich macht bei Ereignissen, wo es gilt, der Welt etwas zu reden zu geben, und wobei sie gehörig ihre Rechnung findet, die aber bei allem Uebrigen sich nachlässig verhält.

Man bereut es selten, wenn man zu wenig spricht, aber sehr oft, wenn man zu viel spricht: eine verbrauchte und alltägliche Lebensregel, die jedermann kennt, aber niemand befolgt.

Es heißt, es sich selbst entgelten lassen und seinen Feinden einen zu großen Vortheil gewähren, wenn man ihnen Dinge beimißt, die nicht wahr sind, und sich zu Lügen herabläßt, um sie in üblen Ruf zu bringen.

Wenn der Mensch über sich selbst erröthen könnte: welche, nicht nur heimliche, sondern auch öffentliche und bekannte Verbrechen würde er sich nicht ersparen!

Wenn gewisse Leute im Guten nicht so weit gehen, als sie es könnten, so liegt der Fehler an ihrem ersten Unterricht.

Manche Menschen besitzen eine gewisse Mittelmäßigkeit des Geistes, die dazu beiträgt, sie vernünftig zu machen.

Kinder bedürfen des Stockes und der Ruthe; erwachsene Menschen bedürfen einer Krone, eines Scepters, einer Sammtmütze, der pelzverbrämten Gewänder der Gerichtsherren, der

Lictorenbündel, der Pauken und der gestickten Waffenröcke der Gerichtsdiener. Vernunft und Gerechtigkeit, aller ihrer Zierden entblößt, überzeugen weder, noch schüchtern sie ein. Der geistige Mensch allein läßt sich durch Blick und Wort leiten.

Timon, oder der Misanthrop, mag vielleicht innerlich düster und menschenscheu sein; äußerlich aber ist er höflich und förmlich. Er vergißt sich nicht, macht sich mit den Menschen nicht vertraut; im Gegentheil, er behandelt sie anständig und ernst und benimmt sich in Allem gegen sie so, daß er dadurch ihre Vertraulichkeit von sich fern hält; er bezeigt nicht einmal Lust, die Besten von ihnen kennen zu lernen, noch sie sich zu Freunden zu machen — in dieser Hinsicht einer Frau ähnlich, welche bei einer andern einen Besuch abstattet.

Die Vernunft hat das mit der Wahrheit gemein, daß sie nur Eine ist. Man gelangt zu ihr nur auf Einem Wege, und man entfernt sich von ihr auf tausenden. Das Studium der Weisheit ist weniger umfangreich, als das, welches man über Thoren und Tölpel anstellen könnte. Wer nur Gebildete und Vernünftige kennen gelernt hat, der kennt den Menschen überhaupt nicht, oder nur zur Hälfte. Welche Verschiedenheit sich auch in den Naturellen oder in den Sitten findet, der Verkehr mit der Welt und die Bildung verleihen den gleichen Anschein: sie bewirken, daß die Menschen in Aeußerlichkeiten einander ähnlich sind, die auf gegenseitigem Gefallen beruhen, die Allen gemeinsam zu sein scheinen und die glauben lassen, daß es sonst nichts giebt, was damit nicht in Bezug stände. Derjenige dagegen, der sich unter das Volk mischt oder in die Provinz begiebt, macht dort, wenn er Augen dafür hat, seltsame Entdeckungen: er gewahrt Dinge, die ihm neu sind, deren er sich nicht versah, von denen er nicht die geringste Vermuthung haben konnte. Durch solche beständige Erfahrung macht er Fortschritte in der Menschenkenntniß; er kann fast berechnen, in wie viel verschiedenen Weisen der Mensch unerträglich sein kann.

Nachdem man die Menschen reiflich zu ergründen gesucht

und das Verkehrte ihrer Begriffe, ihrer Gefühle, ihrer Neigungen und Bestrebungen kennen gelernt hat, ist man zu erklären genöthigt, daß ihnen geringerer Nachtheil entspringt aus der Unbeständigkeit, als aus dem Eigensinn.

Wie viel schwache, träge, gleichgültige Seelen ohne große Tugenden und ebenso ohne große Fehler giebt es, welche der Satire zum Stoff dienen könnten! Wie viele Arten Lächerlichkeiten sind unterden Menschen verbreitet, die doch wegen ihrer Besonderheit keine weiteren Folgen haben, und keine Quelle für die Belehrung und für die Moral abgeben! Es sind vereinzelt dastehende Gebrechen, die nicht ansteckend sind und weniger der Menschheit als der Person angehören.

Zwölftes Kapitel.

Vom Urtheil.

Nichts gleicht der lebhaften Ueberzeugung mehr, als vernunftwidrige Starrköpfigkeit: daher stammen die Parteien, die Geheimlehren, die Ketzereien *).

Man denkt nicht immer unabwendlich an einen und denselben Gegenstand; Starrsinn und Uebersättigung folgen bald aufeinander.

Große Dinge setzen in Erstaunen, der kleinen wird man überdrüssig; durch die Gewohnheit werden wir mit beiden vertraut.

Für zwei einander ganz entgegengesetzte Dinge sind wir gleich sehr eingenommen: für die Gewohnheit und das Neue.

Es giebt nichts Niedrigeres und was den Pöbel besser bezeichnet, als in prächtigen Ausdrücken von denen zu sprechen, von welchen man vor ihrer Erhebung sehr bescheiden dachte.

Die Gunst der Fürsten schließt das Verdienst nicht aus, und läßt es ebenso wenig voraussetzen.

---

*) und Verketzerungen — hätte ein minder strenger Katholik, als La Bruyère zu seiner Zeit und unter seinem Volke, hinzufügen können. A. d. U.

Es ist zum Erstaunen, daß wir, bei allem Stolz, der uns schwellt, und bei der hohen Meinung, die wir von uns selbst und von der Vortrefflichkeit unseres Urtheils haben, doch vernachlässigen, uns dessen zu bedienen, wenn wir uns über das Verdienst Anderer aussprechen. Der Ruf, die Volksgunst, wie die des Fürsten reißen uns wie ein Strom mit sich fort. Wir loben das, was gelobt wird, weit mehr, als das wahrhaft Lobenswerthe.

Ich weiß nicht, ob es etwas auf der Welt giebt, was zu billigen und zu loben schwerer fällt, als grade das, was der Billigung und des Lobes würdiger ist, und ob Tugend, Verdienst, Schönheit, gute Handlungen und schöne Werke eine natürlichere und sicherere Wirkung hervorbringen, als Neid, Eifersucht und Widerwillen. Nicht von einem Heiligen weiß ein Frömmling Gutes zu sagen, aber von einem andern Frömmling. Wenn eine schöne Frau die Schönheit einer andern Frau lobt, so kann man schließen, daß sie sich einer größern bewußt ist, als die, welche sie lobt. Wenn ein Dichter die Verse eines andern gut heißt, so kann man darauf wetten, daß sie schlecht und werthlos sind.

Die Menschen zollen einander kaum Lob, sind nur sehr wenig geneigt, sich gegenseitig zu billigen. Handlungsweise, Benehmen, Denkart, Ausdruck, nichts kann ihren Beifall erlangen. Sie setzen an die Stelle dessen, was man ihnen berichtet, sagt oder vorliest, das, was sie selbst in ähnlichem Falle gethan haben würden, was sie über denselben Gegenstand denken oder schreiben würden, und sind so erfüllt von ihren Gedanken, daß sich gar kein Raum mehr für die eines Andern bei ihnen findet.

Die Mehrheit der Menschen neigt sich so sehr zur Regellosigkeit und zu Nebendingen, und die Welt ist so voll von theils verderblichen, theils lächerlichen Beispielen davon, daß ich fast glauben möchte, der Hang zum Besondern, wenn er in die richtigen Gränzen eingeschränkt werden könnte, so daß er nicht zu weit ginge, müßte der graden Vernunft und einer richtigen Lebensweise sehr nahe kommen.

„Man muß es wie die Andern machen" — eine anstößige

Maxime, die fast immer bedeutet: man muß schlecht handeln — sobald man es weiter als auf jene rein äußerlichen Dinge ausdehnt, welche keine weitere Folge haben und nur von der Gewohnheit, der Mode und den Anstandsregeln abhängen.

Wenn die Menschen lieber Menschen wären, statt Bären und Panther, wenn sie billig wären und gegen sich selbst wie gegen Andere Gerechtigkeit übten: was sollte da aus den Gesetzen, ihrem Text und der ans Erstaunliche gränzenden Anhäufung ihrer Kommentare werden? Was sollte aus der „petitorischen" und „possessorischen Klage" und alle dem werden, was man Rechtsgelehrsamkeit nennt? Wohin würde es selbst mit denen kommen, die ihre ganze Wichtigkeit und ihre ganze Aufgeblasenheit dem Ansehen verdanken, das man ihnen verliehen hat, um eben jene Gesetze zur Geltung zu bringen? — Wenn diese nämlichen Menschen Redlichkeit und Aufrichtigkeit besäßen, wenn sie von allen Vorurtheilen geheilt wären: wohin würden sich die Zänkereien der Schule, die Scholastik und die Controversen verlieren? Wenn sie mäßig, keusch und zufrieden lebten, wozu könnte ihnen das unverständliche Kauderwelsch der Arzneikunst nützen, welches für diejenigen eine Goldgrube ist, die sich herausnehmen, es zu sprechen? Gesetzeskundige, Doctoren, Aerzte — welcher Vernichtungsstreich gegen euch, wenn wir alle miteinander übereinkämen, weise zu werden!

Wie vieler, in den mannigfaltigen Geschäften des Krieges wie des Friedens ausgezeichneter Männer hätte man sich entschlagen sollen! Bis zu welchem Grade der Vollkommenheit hat man nicht gewisse Künste und Wissenschaften gebracht, die gar nicht nothwendig sein dürften, und welche in der Welt gleichsam nur als Gegenmittel gegen alle die Uebel dienen, an denen unser bösartiges Wesen einzig schuld ist.

Wie Vieles giebt es seit Varro, wovon dieser nichts gewußt hat! Sollte es für uns nicht sogar hinreichen, blos so gelehrt zu sein wie Plato und Socrates?

Der und der hat, bei einer Predigt, bei einer Musikaufführung oder in einer Gemäldegallerie, jetzt zu seiner Rechten,

dann zu seiner Linken, über ganz eine und dieselbe Sache direct sich entgegenstehende Urtheile äußern hören. Dies dürfte mich sehr geneigt machen, zu behaupten, daß man in allen Arten von Geisteswerken Gutes und Schlechtes zu finden vermöge. Den Einen gefällt das, was gut ist, Andern das, was schlecht ist; man läuft fast keine Gefahr weiter, wenn man auch das Schlimmste darüber aufstellt: es findet seine Anhänger.

Der Phönix der gesangartigen Poesie ist aus seiner Asche wiedererstanden*); er hat an einem und demselben Tage seinen Ruf ersterben und wieder aufleben gesehen. Selbst jener, in seinen Urtheilen so untrügliche und unbestechliche Richter, das Publicum, hat sich in Betreff seiner ganz umgewandelt. Mag er sich nun selbst täuschen oder getäuscht werden: genug, wer heut aussprechen wollte, daß Quinault in einer gewissen Gattung ein schlechter Dichter sei, der würde fast ebenso übel daran thun, als wenn er vor einiger Zeit gesagt hätte, er sei ein guter Dichter.

Chapelain**) war reich, und Corneille war es nicht. Die „Pucelle" und „Rodogune" verdienten, jede ihrerseits, ein ganz anderes Loos. Gleicherweise hat man stets gefragt, warum der Eine in einer gewissen Kunst sein Glück gemacht hat, einem Andern es darin fehl geschlagen ist; und hierin suchen die Menschen eine Rechtfertigung ihrer willkürlichen Launen, welche im Drange ihrer Angelegenheiten, ihrer Vergnügungen, ihrer Gesundheitszustände und ihrer Lebensweise sie oft bewegen, die Bessern fahren zu lassen, und die Schlechtern zu wählen.

Der Stand der Schauspieler galt bei den Römern für ehrlos, bei den Griechen war er ein geehrter. Wie steht es damit bei uns? Man denkt von ihnen wie die Römer, und verkehrt mit ihnen wie die Griechen.

Es genügte dem Bathyll, Pantomime zu sein, damit er

*) Philipp Quinault (geb. 1634, gest. 1688) schrieb lyrische Tragödien, welche G. Batt. Lulli komponirte.

**) J. Chapelain (gest. 1674), ein schnellvergessener Dichter, der eine „Pucelle oder das befreite Frankreich" in 24 Gesängen schrieb.

bei den römischen Damen gesucht wäre; der Rhoé, auf der Bühne zu tanzen, der Roscia und Nerina, in den Chören mit aufzutreten, um eine Schaar von Liebhabern an sich zu ziehen. Eitelkeit und Vermessenheit, die Folgen einer zu großen Macht, hatten den Römern den Geschmack für das Geheime und Geheimnißvolle benommen. Sie gefielen sich darin, das öffentliche Theater zu dem ihrer Liebschaften zu machen. Sie waren auf das Amphitheater nicht eifersüchtig und theilten mit der Menge die Reize ihrer Geliebten. Ihr Geschmack ging nur darauf aus, zu zeigen, daß sie liebten, und nicht etwa eine schöne Person, oder eine ausgezeichnete Schauspielerin, sondern überhaupt nur eine Schauspielerin.

Nichts beweist besser, welche Stellung die Menschen zu den Wissenschaften und schönen Künsten einnehmen, und von welchem Nutzen sie diese für den Staat halten, als der Werth, den sie darauf legen, und die Vorstellung, welche sie sich von denen machen, welche den Entschluß gefaßt haben, ihnen obzuliegen. Es giebt kein noch so handwerksmäßiges Geschäft, keinen noch so geringen Stand, welche nicht sichrere, raschere und ersprießlichere Vortheile gewährten. Der Schauspieler, in seiner Kutsche lehnend, spritzt dem Corneille, welcher zu Fuß geht, den Koth ins Gesicht. Bei Mehreren gelten Gelehrter und Pedant als Synonymen.

Wenn der Reiche spricht, und von Gelehrsamkeit spricht, so müssen sich die Gelehrten oftmals bescheiden, zu schweigen, zuzuhören und Beifall zu zollen, zum mindesten, wenn sie nicht blos für Gelehrte gehalten sein wollen.

Es giebt eine Art von Kühnheit, vor gewissen Geistern die Schmach, womit die Gelehrsamkeit belastet ist, auszuhalten. Man findet bei jenen ein ganz festgewurzeltes Vorurtheil gegen die Gelehrten, welchen sie Weltmanieren, Lebensart, gesellschaftlichen Geist absprechen und sie, nach solcher Herabsetzung, auf ihr Arbeitszimmer und zu ihren Büchern verweisen. Da die Unwissenheit keine Unruhe verursacht und keine Mühe kostet, so tritt man in Masse auf ihre Seite; und am Hofe, wie in Paris, bildet sie eine zahlreiche Partei, welche gegen

die der wissenschaftlich Gebildeten das Uebergewicht behauptet. Wenn diese zu ihren Gunsten die Namen: Estrées, Harlay, Bossuet, Seguier, Montausier, Wardes, Chevreuse, Novion, Lamoignon, das Fräulein Scudéry, Pélisson und die vieler anderer, zugleich gelehrter und fein gebildeter Personen anführen; wenn sie die großen Namen: Chartres, Condé, Conti, Bourbon, le Maine, Vendôme, als Fürsten, welche mit den edelsten und höchsten Kenntnissen sowohl den Atticismus der Griechen, als die Urbanität der Römer zu verbinden gewußt haben, anzuführen wagen: so entblödet man sich nicht, zu behaupten, daß dies einzelstehende Beispiele seien; und wenn sie ihre Zuflucht zu stichhaltigen Gründen nehmen, so vermögen auch diese nichts gegen die Stimme der Menge. Dessenungeachtet scheint es, daß man hierüber mit größerer Vorsicht entscheiden sollte und sich höchstens die Mühe geben dürfte, in Zweifel zu ziehen, ob dieser selbe Geist, welcher in den Wissenschaften so große Fortschritte veranlaßt, welcher richtig denken, richtig urtheilen, gut sprechen und gut schreiben lehrt, so ganz untauglich dazu sein könne, sich ein feines Benehmen anzueignen.

Es bedarf sehr wenigen Talentes für die Feinheit im Betragen, aber sehr vielen für die des Geistes.

Er ist ein Gelehrter, sagt ein Politiker, er ist also zu Geschäften untauglich, ich möchte ihm nicht die Aufsicht über meine Garderobe anvertrauen; und er hat Recht. Ossat, Ximenes, Richelieu waren Gelehrte; waren sie gewandte Männer? haben sie für gute Minister gegolten? — Er versteht Griechisch, fährt der Staatsmann fort, er ist ein Scribler, ein Philosoph. Aber in der That, eine Obsthändlerin in Athen sprach, aller Wahrscheinlichkeit nach, Griechisch und war also aus diesem Grunde eine Philosophin. Die Bignons, die Lamoignons waren reine Scribler. Wer kann daran zweifeln? sie verstanden ja Griechisch. Welche Grille, welcher Wahnwitz von dem großen, weisen, urtheilsvollen Antonin, zu sagen: „daß dann die Völker glücklich sein würden, wenn der Herrscher Philosoph wäre, oder

wenn der Philosoph (der Scribler) zur Herrschaft käme!“

Die Sprachen sind der Schlüssel oder der Eingang zu den Wissenschaften, nichts weiter; die Geringschätzung der einen fällt auch mit auf die andern. Es handelt sich gar nicht darum, ob die Sprachen alte oder neue, todte oder lebende sind, sondern ob es unbeholfene oder verfeinerte sind, und ob die Werke, die in ihnen abgefaßt sind, einen guten oder einen schlechten Geschmack beurkunden. Setzen wir einmal voraus, daß unsere Sprache einst das Schicksal der griechischen oder lateinischen erführe: würde man deshalb ein Pedant sein, weil man einige Jahrhunderte später, als sie aufgehört hätte eine lebende Sprache zu sein, Molière oder La Fontaine läse?

Ich erwähne den Euripyl, und ihr sagt: das ist ein Schöngeist. Ihr sagt ebenso von dem, der einen Balken bearbeitet: das ist ein Zimmermann; und von dem, der eine Mauer wieder in Stand setzt: das ist ein Maurer. Ich frage euch nun: was für eine Werkstatt ist denn das, worin dieser Handwerker, dieser Schöngeist arbeitet? was ist denn sein Schild, an welcher Tracht erkennt ihr ihn denn? was für Werkzeug hat er denn? besteht es aus Winkelmaß, Hammer oder Amboß? wo schnitzt, wo haut er denn sein Werk zurecht, wo stellt er es zum Verkauf aus? Ein Handwerker ist stolz darauf, Handwerker zu sein: ist Euripyl wohl stolz darauf, ein Schöngeist zu sein? Wenn er das thut, so stellt ihr mir einen Gecken dar, der den Geist entadelt, eine niedrige, handwerksmäßige Seele, bei der weder vom Schönen, noch von Geist im Ernste die Rede sein kann; wenn es aber wahr ist, daß er auf nichts stolz ist — nun, so verstehe ich euch: dann ist er eben ein weiser Mann und ein Mann von Geist. Sprecht ihr nicht auch von einem gelehrten Prahler, er ist Schöngeist, und ebenso von einem schlechten Poeten? Aber Ihr selbst, glaubt Ihr Euch ganz ohne Geist? und wenn Ihr welchen habt, so ist er ohne Zweifel von jener Art, welche schön und dem Anstande entsprechend ist. Nun, da seid Ihr ja auch ein Schöngeist; oder solltet Ihr geneigt sein, diese Benennung für eine Beleidigung

zu nehmen, so gebt ihn meinetwegen immerhin dem Euripyl und bedient Euch jener Ironie wie die Einfältigen, ohne den geringsten Unterschied zu machen, oder wie die Unwissenden, welche sich damit über den Mangel an einer gewissen Bildung trösten, die sie nur an den Andern wahrnehmen.

Spreche man mir doch niemals von Dinte, Papier, Feder, von Styl, Drucker und Druckerei; man nehme sich nicht mehr heraus, mir zu sagen: „Sie schreiben so gut, Antisthenes! Fahren Sie fort zu schreiben. Sollen wir nicht ein Werk in Folio von Ihnen zu sehen bekommen? Handeln Sie alle Tugenden und Laster in einem zusammenhängenden, methodischen Werke ab, welches gar kein Ende findet" — und keinen Absatz, sollten sie hinzufügen. Ich verzichte auf jedes gewesene, gegenwärtige und zukünftige Buch. Beryll wird beim Anblick einer Katze von Starrkrampf ergriffen, und ich beim Anblick eines Buches. Bin ich besser genährt und reichlicher gekleidet, bin ich in meinem Zimmer vor dem Nordwind geschützt, habe ich ein Federbett nach vollen zwanzig Jahren, daß man mich auf dem Markte feil bietet? Ich habe einen großen Namen, sagt ihr, und vielen Ruhm; sagt, daß ich vielen Wind habe, der mir zu nichts nützt. Habe ich nur ein Körnchen jenes Metalls, welches alle Dinge zu verschaffen vermag? Der gemeine Praktiker läßt seine Rechnungsbücher anschwellen und zieht Summen ein, die er nie vorgeschossen hat, und sein Schwiegersohn ist ein Graf oder eine Magistratsperson. Ein rother oder braungelber Mensch wird Handlungsdiener und bald reicher als sein Principal; diesen läßt er im Bürgerstande hinter sich und wird vermittelst seines Geldes geadelt. B** bereichert sich dadurch, daß er in Gesellschaften ein Puppentheater zeigt, und BB **, daß er Flußwasser in Flaschen verkauft *). Ein andrer Charlatan kommt von jenseits der Berge auf einer Felleisenpost an, und kaum ist er abgestiegen, als auch schon Pensionen auf ihn herabregnen; und jetzt ist er nahe

---

*) Benoit, der durch Vorzeigen von Wachsfiguren, und Barbereau, der durch Verkauf von Seinewasser für Mineralwasser reich wurde.

daran, mit Mauleseln und Packwagen dahin zurückzukehren, woher er kam. — Mercur ist Mercur und nichts weiter, und Geld reicht nicht hin, seine Vermittlungen und Kunstgriffe zu bezahlen; man fügt noch Gunstbezeigungen und Auszeichnungen hinzu. Und will man auch nur von erlaubtem Gewinn sprechen, nun so bezahlt man dem Ziegelstreicher seine Ziegeln, und dem Handwerker seine Zeit und seine Arbeit. Bezahlt man dem Schriftsteller das, was er denkt und schreibt? und wenn er Tüchtiges denkt, bezahlt man es ihm sehr reichlich? Kann er sich ausstatten, kann er seine Umstände veredeln dadurch, daß er richtig denkt und schreibt? Die Menschen müssen sich kleiden, sie müssen sich rasiren lassen; sind sie in ihren Häusern, so bedürfen sie einer Thüre, die gut schließt; aber haben sie durchaus nöthig, unterrichtet zu werden? Thorheit, Einfalt, Blödsinn, fährt Antisthenes fort, das Schild eines Schriftstellers oder eines Philosophen auszuhängen! Wenn irgend möglich, ein einträgliches Amt zu haben, welches das Leben angenehm macht, welches in den Stand setzt, seinen Freunden Geld zu leihen und es denen zu schenken, die es nicht wiederzugeben vermögen; dann zum Scherz, aus Langweile, gleichsam wie Tityrus auf seiner Schalmei bläst, zu schreiben — das oder nichts. Auf diese Bedingungen hin schreibe ich, und weiche dabei nur der Gewalt derjenigen, die mich an der Kehle packen und sagen: Du sollst schreiben! Und sie werden auf dem Titel meines neuen Buches lesen: „Vom Schönen, vom Guten, vom Wahren. Von der Idee. Vom Urprincip der Dinge. Abhandlungen von Antisthenes, Seefischhändler.“

Wenn die Gesandten fremder Mächte Affen wären, die man zum aufrechten Gange auf ihren Hinterfüßen abgerichtet hätte, sowie dazu, sich durch einen Dolmetscher verständlich zu machen: so würden wir kein größeres Erstaunen bezeigen können, als das, welches wir über das Treffende der Antworten und über das richtige Urtheil äußern, welches bisweilen in ihren Reden sich kund giebt. Das Landesvorurtheil sammt dem Nationalstolze läßt uns vergessen, daß die Ver-

nunft allen Klimaten gemeinsam ist, und daß man überall, wo sich Menschen finden, richtig denkt. Wir würden nicht gern von denen ebenso behandelt werden wollen, die wir Barbaren nennen; und wenn sich bei uns einige Barbarei findet, so besteht sie darin, daß wir darüber erstaunt sind, auch andere Völker gleich uns vernünftig urtheilen zu hören.

Nicht alle Fremde sind Barbaren, wie nicht alle unsere Landsleute feine Gesittung haben; ebenso ist nicht alles Ländliche bäurisch, wie nicht alles Städtische gebildet ist. Es giebt in Europa eine Stelle in einer Seeprovinz eines großen Königreichs, wo der Dörfler sanft und von einnehmendem Betragen ist, der Bürger dagegen, sowie die Stadtbehörde, grob, und ihr bäurisches Wesen vererbt sich fort.

Trotz unserer reinen Sprache, trotz einer so großen Gesuchtheit in unserer Kleidung, trotz so kultivirter Sitten, trefflicher Gesetze und einer weißen Gesichtsfarbe sind wir doch in den Augen mancher Völker Barbaren.

Wenn wir von den Orientalen sagen hörten, daß sie für gewöhnlich eine geistige Flüssigkeit tränken, die ihnen zu Kopfe steigt, sie die Vernunft verlieren läßt und bewirkt, daß sie sich erbrechen, so würden wir sagen: das ist doch sehr barbarisch.

Dieser Prälat erscheint wenig bei Hofe, er hat fast gar keinen Umgang; man sieht ihn niemals bei Damen; er spielt nicht, weder zu hohem, noch zu niedrigem Einsatz; er wohnt weder Festen, noch Schauspielen bei; er ist kein Ränkemacher und hat durchaus keinen Sinn für Intrigue. Stets in seinem Kabinet, das er zu seinem beständigen Aufenthaltsorte macht, denkt er nur darauf, wie er das Volk durch sein Wort belehre und durch sein Beispiel erbaue; er verwendet sein Einkommen nur zu Almosen und reibt seinen Körper durch Bußübungen auf; es lebt in ihm nur der Geist der Ordnung und Regelmäßigkeit, und er ahmt im Eifer und in der Frömmigkeit den Aposteln nach. Aber die Zeiten haben sich geändert, und er ist unter dieser Regierung mit einer höheren geistlichen Würde bedroht.

Sollte man nicht Personen von einem gewissen Charakter und einer ernsten Beschäftigung, um nichts weiter zu sagen, begreiflich machen können, daß sie durchaus nicht verbunden sind, von sich sagen zu lassen, sie spielten, sie sängen und scherzten, wie andere Leute, und daß man, wenn man sie so scherzen und sich angenehm machen sähe, nicht zu glauben vermöchte, daß sie sonst so regelrecht und so strenge lebten? Würde man es sogar wagen, ihnen beizubringen, daß sie sich auf solche Weise von der feinen Lebensart, auf die sie sich etwas zugute thun, entfernen; daß diese im Gegentheil das Aeußere der Stellung anpassen und beide in Uebereinstimmung bringen müsse; daß sie die Kontraste meiden müsse, und einen und denselben Menschen nicht unter verschiedenen Figuren erscheinen lassen dürfe, welche aus ihm eine wunderliche oder lächerliche Komposition machen?

Man darf über Menschen nicht wie über ein Gemälde oder eine Statue auf einen einzigen und den ersten Blick urtheilen. Es giebt ein Inneres und ein Herz, welches vorher ergründet sein will; der Schleier der Bescheidenheit verhüllt oft das Verdienst, und die Larve der Scheinheiligkeit verbirgt oft den bösen Willen. Es giebt nur eine sehr kleine Anzahl von Kennern, welche zu unterscheiden vermögen und welche das Recht haben, sich auszusprechen. Nur allmählich, und sogar erst durch Zeit und Veranlassungen genöthigt, treten endlich die vollkommene Tugend und das vollendete Laster an das Tageslicht.

Fragment

„Er sagte, daß der Geist in dieser schönen Person ein sehr schön gefaßter Diamant wäre, und fuhr fort, von ihr zu sprechen. Sie ist, fügte er hinzu, gleichsam eine Schattirung von Vernunft und Anmuth, welche die Augen und das Herz derer, die mit ihr sprechen, gefangen nimmt; man weiß nicht, ob man sie liebt oder ob man sie bewundert. Es ist etwas in ihr, was eine vollkommene Freundschaft begründen, und wiederum auch etwas, was uns über die Gränzen der Freundschaft hinaus führen könnte. Zu

jung und zu blühend, um nicht zu gefallen, und doch zu bescheiden, um daran zu denken, daß sie gefalle, schlägt sie den Menschen nur ihr Verdienst an und glaubt nur Freunde zu haben. Voll Lebhaftigkeit und Gefühlsempfänglichkeit, überrascht sie und zieht an; und ohne etwas von dem nicht zu kennen, was man Zärtlicheres und Feineres in die Unterhaltung einfließen lassen kann, besitzt sie auch jene glücklichen Geistesfunken, welche, außer anderem Vergnügen, das sie gewähren, uns stets von der Erwiederung entbinden. Sie spricht mit euch wie eine, die nicht unterrichtet ist, die zweifelt und sich aufzuklären sucht; und doch nimmt sie Theil, gleich einer, die viel gelernt hat, die den Werth dessen, was man ihr mittheilt, zu schätzen weiß, und bei welcher nichts von allem, was euch entschlüpft, verloren geht. Weit davon entfernt, euch geflissentlich mit Geist zu widersprechen und darin Elviren nachzuahmen, welche mehr danach strebt, für eine lebhafte Dame zu gelten, als gesunden und richtigen Verstand zu zeigen, eignet sie sich eure Aussprüche an, glaubt, daß sie mit ihren Ansichten übereinstimmen, erweitert sie, drückt sie noch schöner aus, so daß ihr mit euch zufrieden seid, so richtig gedacht und bei weitem besser gesprochen zu haben, als ihr geglaubt hättet. Stets ist sie über jede Eitelkeit erhaben, mag sie sprechen oder schreiben: sie verschmäht die witzigen Einfälle, wo es der Gründe bedarf; sie hat längst begriffen, daß die Einfachheit überzeugend ist. Wenn es gilt, jemandem dienstlich zu sein und denselben Antheil dafür in euch zu erwecken, wendet Artenice, indem sie die artigen Gespräche und die Schöngeistereien Elviren überläßt, die dergleichen für alles Denkbare bei der Hand hat, nur Aufrichtigkeit, Eifer, Dringlichkeit und Ueberredung bei euch an. Was in ihr vorherrscht, ist das Vergnügen an Lectüre, nebst der Vorliebe für Personen von Namen und Ruf, weniger, um von ihnen gekannt zu sein, als sie kennen zu lernen. Man kann sie im voraus preisen wegen aller der Lebensweisheit, die sie einst besitzen, und wegen all des Verdienstes, das sie sich mit den Jahren verschaffen wird, weil sie mit einer vortrefflichen Haltung im Leben noch weit edlere Zwecke und feste Grundsätze verbindet, welche

Allen von Nutzen sind, die sich gleich ihr den Aufmerksamkeiten und der Schmeichelei ausgesetzt sehen, und weil ihr, die ziemlich für sich lebt — ohne jedoch die Gesellschaft zu scheuen — und die sogar einen kleinen Hang zur Zurückgezogenheit hat, vielleicht nur die Gelegenheiten oder was man einen großen Schauplatz nennt, fehlen dürften, um all ihre Tugenden in vollem Glanze zu zeigen."

Eine schöne Frau ist liebenswerth durch ihr Naturell; sie verliert nichts dabei, wenn sie nachlässiger gekleidet und ohne andern Schmuck ist, als den ihre Schönheit und ihre Jugend ihr verleihen. Eine natürliche Anmuth leuchtet auf ihrem Antlitz und belebt ihre geringsten Handlungen. Es ist weniger Gefahr dabei, sie in der vollen Ausstattung einer modischen Toilette zu sehen. — Desgleichen ist ein Ehrenmann an und für sich selbst ehrwürdig, unabhängig von all den Aeußerlichkeiten, womit er sich herausstaffiren möchte, um seine Person gewichtiger zu machen und seine Verdienste mehr hervortreten zu lassen. Eine zurechtgelegte Miene, eine übertriebene Bescheidenheit, eine absonderliche Tracht vermehren die Rechtschaffenheit nicht, erhöhen das Verdienst nicht; sie geben ihm blos einen falschen Glanz und bewirken vielleicht, daß es weniger rein und weniger unbefangen ist.

Ein zu studirtes ernstes Wesen wirkt komisch. Es berühren sich darin gewissermaßen entgegengesetzte Eigenschaften, zwischen denen die wahre Würde mitten inne liegt. Das kann man nicht Ernst nennen, sondern das heißt nur dessen Rolle spielen. Wer sich erst vornimmt, ernst zu werden, wird es niemals sein. Entweder ist die Würde des Ernstes überhaupt nicht vorhanden, oder sie ist eine angeborene; und es ist weniger schwer, sie abzulegen, als sie anzunehmen.

Wenn ein Mann von Talent und Ruf mürrisch und finster ist, so schreckt er die jungen Leute ab, erregt in ihnen Zweifel an seinem Verdienste und macht es einer allzu großen disciplinarischen Strenge und allzu langweiligen Anwendung verdächtig. Ist er dagegen von gefälligem Wesen im Verkehr, so wird er ihnen zum nützlichen Vorbilde; sie lernen von ihm, daß

man heiter im Umgang und doch dabei arbeitsam sein, daß man ernste Zwecke verfolgen kann, ohne anständigen Vergnügungen zu entsagen. Er dient ihnen zu einem Muster, dem man nachzueifern vermag.

Aus der Physiognomie läßt sich keine feste Regel für die Beurtheilung des Charakters der Menschen schöpfen; sie kann uns nur zu Muthmaßungen dienen *).

Ein Mensch, der großes Verdienst und Geist hat und als solcher anerkannt ist, ist nicht häßlich, selbst bei verunstalteten Gesichtszügen; oder wenn er häßlich ist, so macht er doch nicht den Eindruck, als wäre er es.

Wie großer Kunst bedarf es, um wieder zur Natur zurückzukehren! Wie viel Zeit, wie viele Regeln, wie viel Aufmerksamkeit und Uebung erfordert es, um mit derselben Ungezwungenheit und derselben Anmuth zu tanzen, wie man zu gehen weiß, um zu singen, wie man spricht, zu sprechen und sich auszudrücken, wie man denkt, ebenso viel Nachdruck, Lebhaftigkeit, Schwung und Ueberzeugung in eine überdachte Rede zu legen, die man vor einer öffentlichen Versammlung hält, als man oft in ganz natürlicher und unvorbereiteter Weise bei den vertraulichsten Unterhaltungen zu Tage legt.

Diejenigen, welche, ohne uns hinreichend zu kennen, Uebles von uns denken, thun uns damit kein Unrecht. Das sind ja gar nicht wir, was sie angreifen, sondern vielmehr das Phantom ihrer Einbildung.

Es giebt kleine Regeln, Pflichten, Anstandsformen, welche von Orten, Zeiten und Personen bedingt werden, die sich selbst durch vieles Nachsinnen nicht ergrübeln lassen, und die der Gebrauch ohne alle Mühe lehrt. Menschen nach Fehlern dieser Art, wenn sie ihnen entschlüpfen, ehe sie noch hinreichend darin belehrt sind, beurtheilen, heißt so viel, als sie nach ihren Nägeln

*) Neunzig Jahre später erschienen Lavaters „Physiognomische Fragmente", welche Zeugniß geben von dem Hange eines warmen Kopfes, sich im Problematischen auf geistreiche Weise gütlich zu thun und die damalige gebildete Welt mit sich fortzureißen. Anmerk. d. Uebers.

oder nach den Spitzen ihrer Haare beurtheilen, mit Einem Worte — eines Tags enttäuscht sein wollen.

Ich weiß nicht, ob es erlaubt ist, über Menschen zu urtheilen, nach einem Fehler, der einzig ist, und wenn eine außerordentliche Nöthigung, oder eine heftige Leidenschaft, oder ein erster Antrieb Folgen nach sich ziehen.

Oft ist das wahre Verhältniß in Betreff von Angelegenheiten und Personen das reine Gegentheil der Gerüchte, welche darüber umlaufen.

Ohne eine große Strenge, oder eine unausgesetzte Aufmerksamkeit bei allen seinen Worten ist man der Gefahr ausgesetzt, in weniger als einer Stunde über eine und dieselbe Sache oder Person Ja und Nein zu sagen, sobald man sich blos von dem Geist der Gesellschaft und des Umgangs bestimmen läßt, der uns natürlicher Weise nöthigt, dem Einen und dem Andern nicht zu widersprechen, welche sich ganz verschieden darüber äußern.

Der Parteiische ist mancherlei kleinen Kränkungen bloßgestellt. Denn da es gleich unmöglich ist, daß diejenigen, welche er begünstigt, immer glücklich oder klug seien, und die, gegen welche er etwas einzuwenden hat, immer Fehler begehen oder unglücklich sein sollten: so entspringt daraus, daß es ihm oft begegnen muß, im öffentlichen Leben die Haltung zu verlieren, entweder weil seine Freunde schlimme Erfolge haben, oder weil diejenigen, denen er nicht geneigt ist, neuen Ruhm erlangen.

Ein Mensch, der die Schwäche hat, sich von Vorurtheilen befangen zu lassen, ist, wenn er es wagt, eine weltliche oder kirchliche hohe Stellung einzunehmen, ein Blinder, welcher malen will, ein Stummer, der eine Rede zu halten übernommen hat, ein Tauber, der über eine Symphonie urtheilt; und doch sind dies noch schwache Vergleichungen, die nur unvollkommen die Erbärmlichkeit des Vorurtheils ausdrücken. Man muß noch hinzufügen, daß es ein verzweifeltes, unheilbares Uebel ist, welches alle diejenigen ansteckt, die sich dem Kranken nähern; ein Uebel, welches die Gleichgestellten, die Untergebenen,

die Verwandten, die Freunde, ja sogar die Aerzte verscheucht. Diese sind weit davon entfernt, ihn zu heilen, wenn sie sich mit ihm nicht über seine Krankheit verständigen können, wie über die Heilmittel, welche darin bestehen würden, daß er ruhig anhörte, Bedenken trüge, sich ordentlich unterrichtete und sich Aufklärung verschaffte. Die Schmeichler, die Schelme, die Verläumder, alle die, welche ihre Zunge nur für die Lüge und für ihren Eigennutz in Bewegung setzen, das sind die Quacksalber, denen er Zutrauen schenkt, und die ihn dazu bringen, alles, was ihnen gutdünkt, hinunterzuschlucken. Diese sind es auch, die ihn vergiften und ihn tödten.

Die Regel des Descartes *), welche vorschreibt, daß man niemals über die geringsten Wahrheiten ein entschiedenes Urtheil fällen soll, ehe man sie klar und bestimmt erkannt hat, ist so schön und gerecht, daß man sie auch auf die Beurtheilung von Personen erstrecken sollte.

Nichts rächt uns wegen schlimmer Urtheile, welche die Menschen über unsern Geist, unsern Charakter und unsere Sitten fällen, besser, als die Unwürdigkeit und der schlechte Charakter derer, welche ihnen beistimmen.

Der nämliche Grund, aus welchem man einen verdienstvollen Menschen vernachlässigt, bewirkt auch, daß man einen Dummkopf bewundert.

Ein Dummkopf ist Einer, der nicht einmal so viel Verstand besitzt, um ein Geck zu sein.

Ein Geck ist derjenige, welchen die Dummköpfe für einen Menschen von Verdienst halten.

Der Impertinente ist ein auf die Spitze getriebener Geck. Der Geck ermüdet, langweilt, wird uns zuwider, stößt uns ab; der Impertinente stößt ab, reizt auf, erbittert, beleidigt: er beginnt da, wo der Andere aufhört.

Der Geck steht zwischen dem Impertinenten und dem Dummkopf, er ist aus beiden zusammengesetzt.

Die Laster entspringen aus einer Verderbtheit des Herzens;

---

*) René Descartes, geb. in der Touraine 1596, gest. in Schweden 1650, der größte französische Philosoph und Begründer der neueren Philosophie.

die sittlichen Fehler aus einem Gebrechen des Temperaments; das Lächerliche aus einem Fehler des Geistes.

Ein Lächerlicher ist derjenige, welcher, so lange er ein solcher bleibt, den Anschein eines Einfältigen hat.

Der Einfältige verliert niemals den Eindruck des Lächerlichen; darin besteht sein Charakter. Auch der mit Geist Begabte verfällt bisweilen ins Lächerliche; aber er kommt wieder heraus.

Ein Irrthum im Handeln wirft auf einen gescheidten Menschen den Schein des Lächerlichen.

Die Dummheit liegt in dem Einfältigen, die Albernheit in dem Gecken, die Naseweisheit in dem Impertinenten; das Lächerliche scheint aber bald in demjenigen, welcher sich in der That lächerlich zeigt, bald in der Einbildung derer zu liegen, welche das Lächerliche da zu sehen glauben, wo es nicht ist und nicht sein kann.

Rohheit, bäurisches, ja thierisches Wesen können die Fehler eines Menschen von Verstande sein.

Der Stumpfsinnige ist ein Dummer, der nicht spricht und hierin erträglicher ist, als der Dumme, welcher spricht.

Die nämliche Sache ist oft in dem Munde eines Menschen von Geist eine Naivetät oder ein Witz, und in dem eines Einfältigen eine Dummheit.

Wenn ein Geck fürchten könnte, schlecht zu sprechen, so würde er aus seinem Charakter fallen.

Eines der Merkmale geistiger Mittelmäßigkeit ist der stete Hang, unwahre Dinge zu erzählen.

Der Einfältige ist über seine Person verlegen, der Geck macht eine unbekümmerte, zuversichtliche Miene, der Impertinente geht bis zur Unverschämtheit; das Verdienst allein benimmt sich zurückhaltend.

Ein Dünkelhafter ist derjenige, in welchem sich die Ausübung gewisser Kleinigkeiten, die man mit dem Namen Geschäfte beehrt, mit einer sehr großen Mittelmäßigkeit des Verstandes verbunden findet.

Ein Gran Verstand und eine Unze Geschäfte mehr, als sich

in der Zusammensetzung des Eingebildeten befinden, machen den Wichtigthuer.

So lange man über den Wichtigthuenden blos lacht, verdient er keine andere Bezeichnung; sobald man sich über ihn beklagt, ist er ein Anmaßender.

Der Anständige hält die Mitte zwischen dem Gewandten und dem Rechtschaffenen, obschon in ungleichem Abstande zwischen diesen beiden Endpunkten.

Der Abstand, welcher zwischen dem Anständigen und dem Gewandten stattfindet, verringert sich von Tage zu Tage, und wird bald ganz verschwinden.

Ein Gewandter ist derjenige, welcher seine Leidenschaften verbirgt, der seinen Vortheil wahrzunehmen versteht, der demselben mancherlei zum Opfer bringt, der Vermögen zu erlangen oder zu erhalten gewußt hat.

Ein Anständiger ist derjenige, welcher niemanden auf der Landstraße räuberisch anfällt und welcher niemanden ermordet, kurz dessen Laster kein öffentliches Aergerniß geben.

Man weiß wohl ziemlich, daß ein Rechtschaffener zugleich ein anständiger Mann ist; aber es ist ergötzlich, sich vorzustellen, daß nicht jeder anständige Mann auch ein rechtschaffener ist.

Ein redlicher Mann ist weder ein Heiliger, noch ein Frömmler, sondern ein solcher, welcher sich damit begnügt, nichts weiter zu haben als Tugend.

Talent, Geschmack, Geist, gesunder Verstand — verschiedene, doch nicht unverträgliche Eigenschaften.

Zwischen dem gesunden Verstand und dem guten Geschmack besteht derselbe Unterschied, wie zwischen Ursache und Wirkung.

Geist und Talent verhalten sich zu einander, wie das Ganze zu seinem Theile.

Soll ich denjenigen einen Mann von Geist nennen, welcher, beschränkt und angewiesen auf irgend eine Kunst oder selbst auf eine bestimmte Wissenschaft, die er in einer großen Vollkommenheit ausübt, außer in dieser weder Beurtheilungskraft, noch Gedächtniß, noch lebhafte Theilnahme, noch Charakter, noch Lebensart blicken läßt; der mich nicht versteht;

der nicht zu denken vermag und sich unbeholfen ausdrückt? Zum Beispiel ein Musiker, welcher, nachdem er mich durch seinen Vortrag gleichsam bezaubert hat, sich mit seiner Laute in ein und dasselbe Futteral gesteckt zu haben, oder ohne dieses Instrument nur noch eine zerlegte Maschine zu sein scheint, welcher irgend etwas mangelt und von welcher man nichts mehr zu erwarten berechtigt ist?

Was soll ich noch von dem Geist in Betreff des Spiels sagen? Würde man mir ihn genau bezeichnen können? Bedarf es etwa nicht Voraussicht, Scharfsinn oder Geschicklichkeit, um L'hombre oder Schach zu spielen? Und wenn dergleichen dazu nöthig ist, warum findet man Schwachköpfe, die sich darin auszeichnen, und vortreffliche Genies, die selbst nicht das Mittelmäßige darin zu leisten vermocht haben, denen es den Blick verwirrt und welche alle Fassung verlieren, wenn sie nur eine Karte oder eine Figur in die Hand nehmen?

Es giebt in der Welt etwas, das wo möglich noch unbegreiflicher ist. Ein Mensch tritt auf, plump, ungeschlacht, stumpfsinnig; er weiß nicht zu sprechen, noch etwas, was er soeben gesehen hat, zu erzählen; und sobald sich derselbe zum Schreiben hinsetzt, so ist er das Muster guter Erzähler. Er läßt die Thiere, die Bäume, die Steine sprechen, kurz Alles, was sonst nicht spricht; in seinen Werken herrscht durchweg Leichtigkeit, Zierlichkeit, schöne Natürlichkeit und Feinheit der Sprache*).

Ein Anderer**) ist einfältig, schüchtern, langweilig in der Unterhaltung; er verwechselt ein Wort mit dem andern und urtheilt über den Werth seines dramatischen Gedichts nur nach dem Gewinn, der ihm daraus erwächst; er weiß nichts davon herzusagen, noch sein Geschriebenes zu lesen. Laßt ihn aber bei der Ausarbeitung eines Stückes in Begeisterung kommen, dann ist er größer als Augustus, Pompejus, Nicomedes und Heraclius; er ist König, und zwar ein großer König; er ist Politiker, er ist Philosoph; er wagt es, Heroen sprechen und handeln zu lassen;

---

*) Porträt von La Fontaine, dem Fabeldichter.

**) Pierre Corneille, der große Tragiker.

er stellt Römer dar, und sie sind größer und noch römischer in seinen Versen als in ihrer Geschichte.

Wollt ihr noch eine andere Seltsamkeit? Stellt euch einen nachgiebigen, sanftmüthigen, gefälligen, leicht zu behandelnden Menschen vor, der plötzlich aufbrausend, heftig, zornig, launisch wird*). Denkt euch einen einfachen, unbefangenen, leichtgläubigen, scherzhaften, flatterhaften Menschen, ein Kind in grauen Haaren; gestattet ihm aber sich zu sammeln, oder vielmehr sich, einem Genius zu überlassen, der, wenn ich so sagen darf, in ihm wirkt ohne daß er Theil daran nimmt und gleichsam gegen sein Wissen, und welcher Aufschwung, welche Erhebung des Geistes! welche Bilder! welche Latinität! — Sprichst du von einer und derselben Person? werdet ihr mich fragen. Ja wohl, von ein und derselben, von Theodas, von ihm einzig und allein. Er schreit auf, er wirft sich hin und her, er wälzt sich auf der Erde, steht wieder auf, bricht mit donnernder Stimme aus; und inmitten dieses Sturmes entstrahlt ihm ein Geistesblitz, welcher glänzend leuchtet und euch entzückt. Reden wir ohne Blume: er spricht wie ein Thor und denkt wie ein Weiser; er sagt Wahrheiten in lächerlicher Weise und sinnvolle und vernünftige Dinge wie ein Thörichter. Man ist erstaunt, aus dem Schooße des Possenhaften, unter Verzerrungen und Verschrobenheiten, den gesundesten Verstand entspringen und hervorgehen zu sehen. Was soll ich noch weiter hinzufügen? Er sagt und handelt besser, als er es selbst weiß; in ihm sind gewissermaßen zwei Seelen, welche einander gar nicht kennen, mit einander gar nicht zusammenhängen; von denen jede ihren eigenen Weg geht, ihre von der andern ganz getrennten Verrichtungen hat. Es würde in diesem so überraschenden Gemälde ein Zug fehlen, wenn ich zu sagen unterließe, daß er gleichzeitig nach Lob begierig und unersättlich darin ist, so daß er seinen Tadlern schier die Augen auskratzen könnte, und im Grunde gelehrig genug, um sich ihren Tadel zunutze zu machen. Ich fange an, selbst zu glauben, daß ich das Bild

---

*) Santeuil, guter latein. Dichter († 1697).

von zwei gänzlich verschiedenen Personen entworfen habe; es wäre sogar nicht unmöglich, noch eine dritte in Theodas auszufinden, denn er ist ein guter, ein angenehmer und ein vortrefflicher Mensch.

Nächst einem richtigen Urtheile sind die Diamanten und die Perlen das Seltenste, was es auf der Welt giebt.

So Mancher, der in der Welt durch große Talente bekannt, überall geehrt und beliebt ist, wo er nur hinkommt, erscheint gering in seinem Hause und in den Augen der Seinigen, weil er es nicht dahin gebracht hat, daß sie ihn achten. Mancher Andere dagegen, welcher den Propheten in seinem Lande macht, erfreut sich großen Ansehens unter den Seinigen, das aber auf den Bereich seines Hauses beschränkt ist; er preist sich selbst glücklich wegen eines seltenen und außerordentlichen Verdienstes, das ihm von seiner Familie, deren Abgott er ist, zugestanden wird, das er aber jedesmal, wenn er ausgeht, zu Hause läßt und nirgend weiter hinbringt.

Alle Welt erhebt sich gegen einen Menschen, dessen Ruf aufzutauchen beginnt; kaum diejenigen, welche er für seine Freunde hielt, verzeihen ihm ein im Entstehen begriffenes Verdienst und die ersten Anerkennungen, welche ihn dem Ruhme, in dessen Besitz sie sich schon befinden, zuzugesellen scheinen. Man ergiebt sich darein erst im äußersten Falle und nachdem der Fürst sich durch Belohnungen offen für ihn erklärt hat. Dann suchen Alle seine Nähe, und erst von diesem Tag an nimmt er seine Stelle als Mann von Verdienst ein.

Oft geben wir uns Mühe, ziemlich mittelmäßige Menschen übertrieben zu loben und sie, wo möglich, bis zur Höhe derjenigen zu erheben, welche sich auszeichnen, entweder weil wir es müde sind, immer dieselben Personen zu bewundern, oder weil ihr auf diese Weise getheilter Ruhm unser Auge weniger verletzt und gedämpfter und erträglicher für uns wird.

Man findet Menschen, welche der Hauch der Gunst anfänglich mit vollen Segeln treibt; sie verlieren in einem Augenblicke die Erde aus dem Gesicht und machen ihren Weg. Alles lacht sie an, Alles glückt ihnen, sei es ein Unternehmen, sei es

ein Werk, sie werden mit Lobpreisungen und Belohnungen überschüttet; sie brauchen sich nur zu zeigen, und man umarmt, man beglückwünscht sie. Es giebt aber einen unerschütterlichen Felsen, der sich an einer Seite erhebt und an dessen Fuße sich die Wogen brechen. Macht, Reichthum, Gewalt, Schmeichelei, Ansehen, Gunst, alle Winde bringen ihn nicht zum Wanken: das ist das Volksurtheil, woran diese Leute scheitern.

Es geschieht sehr gewöhnlich und ist gewissermaßen natürlich, daß man die Arbeit eines Andern in Rücksicht auf das beurtheilt, was uns selbst beschäftigt. So schenkt der Dichter, welcher von großen und erhabenen Gedanken erfüllt ist, dem Vortrag eines Redners, der sich oft nur über einfache Thatsachen ergeht, wenig Beachtung; und Derjenige, welcher die Geschichte seines Landes schreibt, kann nicht begreifen, wie ein einsichtsvoller Kopf sein Leben damit hinzubringen vermag, Fabeln zu ersinnen und Reime dafür aufzusuchen. In gleicher Weise behandelt der Baccalaureus, der sich in die ersten vier Jahrhunderte vertieft hat, jede andere Wissenschaft als trübselig, eitel und unnütz, während er selbst vielleicht von dem Geometer gering geschätzt wird.

Mancher hat Geist genug, um sich in einer gewissen Materie auszuzeichnen, und Vorlesungen darüber zu halten, während es ihm daran fehlt, um zu erkennen, daß er über eine andere, wovon er nur eine schwache Kenntniß besitzt, schweigen sollte. Er überschreitet kühn die Gränzen seines Geistes; aber er geräth in die Irre und bewirkt, daß der berühmte Mann wie ein Dummkopf spricht.

Herill, mag er nun sprechen, oder eine Festrede halten, oder schreiben, liebt es, Gewährsmänner anzuführen. Er läßt den Fürsten der Philosophen sagen, daß der Wein berauscht, und den römischen Redner, daß das Wasser das Blut abkühlt. Wenn er sich in die Sittenlehre vertieft, so ist nicht er es, sondern der göttliche Plato, welcher behauptet, daß die Tugend liebenswürdig sei und das Laster hassenswerth, oder daß beide zur Gewohnheit werden können. Die gemeinsten, gewöhnlichsten Dinge, die sogar er selber zu denken im Stande ist, will er den

Alten verdanken, den Lateinern und den Griechen. Das geschieht aber weder um dem, was er sagt, Ansehen zu verschaffen, noch etwa, um mit dem zu glänzen, was er weiß: er will nur citiren.

Es heißt oftmals ein Witzwort auf das Spiel setzen und es verlieren wollen, wenn man es für das seinige ausgiebt. Es wird nicht aufgefangen, es fällt bei Leuten von Geist, oder die sich für solche halten, die es nicht gesagt haben und es doch hätten sagen sollen, zu Boden. Dagegen verschafft man ihm Geltung, wenn man es mittheilt als von jemand Anderem herrührend. Dann ist es gleichsam eine Thatsache, die zu wissen man sich nicht verpflichtet glaubt. Es wird eindringlicher gesagt und mit weniger Neid aufgenommen, niemand leidet darunter: man lacht, wenn es ergetzlich ist, und wenn man es bewundern muß, so zollt man ihm Bewunderung.

Man hat von Socrates gesagt, daß er schwärmte und daß er ein Narr voll Geist war; aber Diejenigen unter den Griechen, welche von einem so weisen Menschen also sprachen, galten selbst für Thoren. Sie sagten: „Welche grillenhaften Charakterbilder malt uns dieser Philosoph vor! welche seltsamen und absonderlichen Sitten beschreibt er! Wo hat er so ausschweifende Vorstellungen geträumt, ergrübelt, zusammengelesen? Was für Farben! welcher Pinsel! Das sind Wahnbilder!“ — Sie täuschten sich: es waren Ungeheuer, es waren Laster; aber nach der Natur dargestellt. Man glaubte sie zu sehen, sie erregten Furcht. Socrates blieb fern von dem Cynischen; er schonte die Personen und tadelte nur die schlechten Sitten.

Jener, welcher durch seine Weltklugheit reich geworden ist, kennt einen Philosophen, seine Vorschriften, sein sittliches Verhalten und sein Benehmen; und da er sich bei allen Menschen keinen andern Zweck aller ihrer Handlungen vorstellen kann als den, welchen er selbst sich sein ganzes Leben lang vorgesetzt hat, so sagt er in seinem Herzen: „Ich beklage ihn, ich halte ihn für gestrandet, diesen strengen Tadler; er ist von dem Wege abgekommen und geht in der Irre; so faßt man den Wind nicht und gelangt in den köstlichen Hafen des Glückes.“ — Und allerdings urtheilt er nach seinen Grundsätzen richtig.

Ich verzeihe, sagt Antisthius*), denen, welche ich in meinem Werke gelobt habe, wenn sie mich vergessen. Was habe ich Besonderes für sie gethan? Sie waren eben lobenswerth. Aber allen denen werde ich es weniger verzeihen, deren Fehler ich angegriffen habe, ohne an ihre Personen zu rühren, wenn sie mir ein so großes Gute wie das der Besserung zu verdanken hätten. Da dies jedoch ein Vorgang ist, den man nicht wahrnimmt, so folgt daraus, daß weder die Einen, noch die Andern verbunden sind, mir Gutes zu erweisen.

Man kann mir, fügt jener Philosoph noch hinzu, den Lohn für meine Schriften beneiden oder verweigern; aber man vermag ihre Geltung nicht zu verringern; und wenn man es thut, wer hindert mich daran, dies zu verachten?

Es ist gut, Philosoph zu sein, aber es bringt wenig Vortheil, für einen solchen zu gelten. Es ist nicht gestattet, jemanden einen Philosophen zu nennen; denn das hieße stets, ihm eine Beleidigung sagen — so lange es nicht den Menschen gefällt, eine andere Ansicht einzuführen und, indem man einer so schönen Bezeichnung ihren eigentlichen und ihr zukommenden Begriff wiedergibt, ihr alle die Achtung zu verschaffen, die man ihr schuldig ist.

Es giebt eine Philosophie, die uns über den Ehrgeiz und über Glückszustände erhebt, die uns gleichmacht, — was sage ich? die uns auf einen höhern Standpunkt stellt als die Reichen, die Großen und die Mächtigen; die uns die hohen Stellen, sowie Diejenigen, welche sie uns verschaffen, vernachlässigen läßt; die uns davon befreit, zu wünschen, zu verlangen, zu bitten, dringend anzugehn, beschwerlich zu fallen, und die uns sogar die Aufregung und die übermäßige Freude, erhört worden zu sein, erspart. Es giebt aber noch eine andere Philosophie, die uns dahin bringt, uns allen diesen Dingen hinzugeben und zu unterwerfen zu Gunsten unserer Mitmenschen oder unserer Freunde, und das ist die bessere.

Man kürzt tausend Wortgefechte ab und erspart sie sich,

*) La Bruyère selbst.

wenn man von gewissen Leuten denkt, daß sie unfähig sind, richtig zu sprechen, und alles verwirft, was sie sagen, gesagt haben und sagen werden.

Wir schenken Andern nur insoweit Beifall, als wir fühlen, daß sie zu uns selbst in einem gewissen Verhältnisse stehen; und es scheint, daß jemanden achten so viel heißt, als ihn uns gleichstellen.

Dieselben Fehler, welche bei Andern belästigend und unerträglich sind, liegen bei uns gleichsam in ihrem Schwerpunkte; sie üben kein Gewicht mehr aus, man fühlt sie nicht. So Mancher spricht von einem Andern und entwirft uns ein abschreckendes Bild von ihm, der nicht inne wird, daß er sich selbst abschildert.

Nichts würde uns schneller von unsern Fehlern heilen, als wenn wir fähig wären, sie einzugestehen und sie an Andern wieder zu erkennen. In solcher richtigen Entfernung würden sie uns so erscheinen, wie sie wirklich beschaffen sind, und dadurch so hassenswerth, wie sie es verdienen.

Das kluge Benehmen ruht auf zwei Angelpunkten, auf der Vergangenheit und der Zukunft. Wer ein treues Gedächtniß und eine scharfe Voraussicht hat, steht außer Gefahr, an Andern etwas zu tadeln, was er vielleicht selbst begangen hat, oder eine Handlung zu verdammen, in einem Falle und unter Umständen, unter denen er sie eines Tages unvermeidlich selbst begehen wird.

Der Feldherr und der Staatsmann schaffen ebenso wenig, wie der geschickte Spieler, den Glücksfall, aber sie bereiten ihn vor, suchen ihn herbeizulocken und scheinen ihn fast zu bestimmen. Sie verstehen nicht blos, was der Einfältige und der Zaghafte nicht verstehen, nämlich, sich des glücklichen Zufalls zu bedienen, wenn er sich ihnen zeigt; sondern sie wissen sogar, durch ihre Vorsichtsmaßregeln von dem einen oder dem andern Zufall, oder von mehreren auf einmal Vortheil zu ziehen. Tritt dieser Fall ein, so gewinnen sie; tritt der andere ein, so gewinnen sie ebenfalls; ja ein und derselbe Zufall läßt sie oft auf mehrfache Weise Nutzen daraus schöpfen. Solche kluge Männer können ebensowohl wegen ihres guten Glücks als wegen ihres verstän-

digen Verfahrens gelobt, und der glückliche Zufall muß in ihnen als Verdienst belohnt werden.

Ueber einen großen Staatsmann stelle ich nur denjenigen, der sich nicht darum kümmert, ein solcher zu werden, und sich mehr und mehr überzeugt, daß die Welt es gar nicht verdient, sich mit ihr zu beschäftigen.

In den besten Rathschlägen giebt es etwas, weswegen sie mißfallen; denn sie stammen nirgends anderswo her, als aus unserem Geiste. Das reicht hin, daß sie schon von vorn herein aus Eigendünkel und Laune verworfen und nur im Drange der Noth oder infolge der Ueberlegung befolgt werden.

Welches erstaunliche Glück hat jenen Günstling während seines ganzen Lebens begleitet! Welches andre Glück giebt es, das besser gestützt gewesen, ohne Unterbrechung, ohne den geringsten Unfall? — Die ersten Stellen, das Ohr des Fürsten, unermeßliche Schätze, eine vollkommene Gesundheit und ein sanfter Tod! Aber welche erstaunliche Rechenschaft ist auch abzulegen von einem unter lauter Gunstbezeigungen verbrachten Leben; von Rathschlägen, welche man gegeben, und von solchen, welche man zu geben oder zu befolgen verabsäumt hat; von so mancherlei Gutem, das man zu thun unterlassen, und von Bösem auf der andern Seite, das man entweder selbst oder durch Andere begangen hat, mit einem Worte, von seinem ganzen Wohlstande!

Das Sterben trägt uns den Gewinn ein, von Denen, die uns überleben, gelobt zu werden, oft ohne ein anderes Verdienst, als das, daß wir nicht mehr leben. Die nämliche Lobrede dient alsdann für Cato wie für Piso.

Das Gerücht läuft um, daß Piso gestorben ist; das ist ein großer Verlust. Er war ein rechtschaffener Mann, der ein längeres Leben verdiente; er hatte ein verständiges und einnehmendes Wesen, Festigkeit des Charakters und Muth; er war zuverlässig, großmüthig und treu. Fügt nur hinzu: vorausgesetzt, daß er wirklich gestorben ist.

Die Art und Weise, in welcher man sich über Einige beschwert, die sich durch Gewissenhaftigkeit, Uneigennützigkeit und Redlich-

keit auszeichnen, gereicht nicht so sehr ihnen zum Lobe, als vielmehr dem Menschengeschlechte zur Unehre.

So Mancher erleichtert dem Elenden das Leben, der seine Familie darben und seinen Sohn in Armuth läßt; ein Anderer führt ein neues Gebäude auf, der noch nicht die Bleideckung des Hauses bezahlt hat, das schon seit zehn Jahren fertig dasteht; ein Dritter macht Geschenke und zeigt sich freigebig, während er seine Gläubiger zu Grunde richtet. Ich frage: ob Mildthätigkeit, Freigebigkeit und Prachtliebe Tugenden eines ungerechten Menschen sind, oder ob nicht vielmehr wunderliche Laune und Eitelkeit die Ursachen der Ungerechtigkeit sind?

Bei der Gerechtigkeit, die wir Anderen schuldig sind, besteht ein wesentlicher Umstand darin, daß wir sie schnell und ohne Verzug ausüben; wenn man darauf warten läßt, so ist dies schon Ungerechtigkeit.

Diejenigen, welche thun, was sie sollen, handeln recht oder thun ihre Pflicht. Derjenige aber, welcher, nach seinem ganzen Verhalten, lange von sich sagen läßt, daß er seine Pflicht thun werde, handelt sehr unrecht.

Von einem Großen, der zweimal des Tages Tafel hält und sein Leben mit Verdauen hinbringt, sagt man, daß er vor Hunger sterbe, um damit auszudrücken, daß er nicht reich sei, oder daß seine Angelegenheiten sehr schlecht ständen. Das ist eine figürliche Redeweise; man sollte es lieber in dem Sinne seiner Gläubiger ausdrücken.

Der Anstand, das rücksichtsvolle Benehmen und die feine Lebensart von Personen beiderlei Geschlechts, die im Alter bereits vorgeschritten sind, geben mir eine gute Meinung von dem, was man die alte Zeit nennt.

Es ist ein zu großes Vertrauen der Eltern, Alles von der guten Erziehung ihrer Kinder zu hoffen, und ein großer Irrthum, gar nichts davon zu erwarten und sie deshalb zu vernachlässigen.

Wenn es wahr wäre, was Manche sagen, daß die Erziehung am Menschen weder das Herz, noch andere Gemüthseigenschaften ändere, daß sie überhaupt keine Veränderung in dem

Grunde seines Wesens hervorbringe und nur die Außenseite etwas abschleife, so würde ich doch nicht umhin können, zu sagen, daß sie ihm nicht ganz unnütz sei.

Derjenige, welcher wenig spricht, hat nur Vortheil davon, da man die Vermuthung hegt, daß er Geist habe; und wenn er wirklich welchen hat, so wird die Vermuthung erweckt, daß er ausgezeichneten besitze.

Nur an sich und an das Gegenwärtige denken, ist die Quelle der Fehlgriffe in der Staatskunst.

Das größte Unglück nach demjenigen, eines Verbrechens überführt zu werden, ist oft das, sich wegen eines solchen haben rechtfertigen müssen. Denn es entlasten uns nur solche Urtheilssprüche und schicken uns losgesprochen von dannen, welche durch die Stimme des Volks ihre Kraft verloren haben.

Ein Mensch hängt treu an gewissen Religionsübungen, man sieht ihn sich ihrer mit Pünktlichkeit entledigen; niemand lobt ihn, niemand tadelt ihn deswegen, ja man denkt gar nicht daran. Mancher Andere kehrt zu ihnen zurück, nachdem er sie zehn volle Jahre unbeachtet gelassen hatte; man schreit laut auf, man preist ihn hoch. Was mich anlangt, so tadle ich ihn wegen einer so langen Verabsäumung seiner Pflichten, und ich preise ihn glücklich, daß er wieder zu ihnen zurückgekehrt ist.

Der Schmeichler hat keine hinreichend gute Meinung von sich, noch von Andern.

Manche werden bei der Vertheilung der Gnaden vergessen und geben zu der Frage Veranlassung: „Warum übersieht man diese?" die doch, wenn man sich ihrer erinnert hätte, zu der Frage Anlaß gegeben hätten: „Warum erinnert man sich noch an die?" — Woher kommt dieser Widerspruch? Entspringt er aus dem Charakter dieser Personen oder aus der Unsicherheit unseres Urtheils, oder gar aus Beidem?

Wenn jemand in Ungnade fällt, so löscht das allen Haß und Neid aus. Ein solcher kann wohlthun, der uns nicht mehr durch den Genuß einer großen Gunst erbittert; es giebt kein Verdienst, es giebt keine Art von Tugend, die man ihm nicht verziehe; er dürfte ungestraft ein Heros sein.

Nichts hat mehr Werth bei einem in Ungnade Gefallenen; Tüchtigkeit, Verdienst, Alles wird an ihm gering geschätzt, oder übel ausgelegt, oder als Fehler angerechnet: mag er großherzig sein, mag er weder Schwert noch Flamme fürchten; mag er sich so bereitwillig in den Feind stürzen, wie Bayard und Montrevel: er ist nur ein Großprahler, man macht sich über ihn lustig; er hat nichts mehr von einem Helden.

Ich gestehe zu, daß ich mir hier widerspreche. Aber man klage deshalb die Menschen an, deren Urtheile ich nur wiedergebe. Ich spreche nicht von verschiedenen Menschen, ich meine ein und dieselben, welche so verschieden urtheilen.

Man sagt gemeinhin: Wer wird nach dem und dem Kanzler werden? wer Papst werden? Ja, man geht noch weiter. Jeder thut, je nach seinen Wünschen und seiner Laune, einen Vorschlag zur Erhebung, und zwar oft von weit älteren und hinfälligeren Leuten, als derjenige ist, welcher sich im Besitz der Stellung befindet. Und da es keinen Grund dafür giebt, daß eine Würde denjenigen tödtet, der damit bekleidet ist, ja daß sie im Gegentheil oft dazu dient, ihn zu verjüngen und dem Körper wie dem Geiste neue Spannkraft zu ertheilen, so ist es kein sehr seltenes Ereigniß, daß ein Würdenträger seinen Nachfolger beerdigt.

Wenn ihr solchen Personen, die gegen einander erbittert sind, und welche die Leidenschaft beherrscht, glauben wolltet, so wäre der Gelehrte ein prahlerischer Halbwisser, die Magistratsperson ein Spießbürger oder ein gemeiner Practicus, der Finanzmann ein Gelderpresser, der Edelmann ein Krautjunker. Aber es ist seltsam, daß so schnöde Bezeichnungen, welche der Zorn und der Haß zu erfinden gewußt hat, allgemein geläufig werden, und daß selbst die Geringschätzung, so kalt und friedliebend sie auch ist, sich ihrer zu bedienen wagt.

Man braucht noch nicht zwanzig Jahre alt zu sein, um wahrzunehmen, wie leicht die Menschen ihre Ansichten über die ernstesten Dinge ändern, sowie über diejenigen, die ihnen als die zuverlässigsten erschienen sind. Ich würde nicht vorzubringen wagen, daß eine gerade Linie, welche auf eine andere gerade Linie fällt, zwei rechte Winkel bildet,

oder Winkel gleich zwei rechten, aus Furcht, die Menschen könnten eines Tages ausfindig machen, daß es etwas mehr oder weniger betrage, und ich über meinen aufgestellten Satz ausgespottet werde. Ebenso werde ich mich hüten, mit ganz Frankreich zu sagen: „Vauban ist untrüglich, ohne Widerrede.“ Wer bürgte mir dafür, daß man mir nicht in kurzem zu verstehen gäbe: er sei ebenso gut Mängeln unterworfen wie Antiphilus, und irre sogar in Betreff der Belagerungskunst, die doch seine Stärke ist, und worin er unumstößlich entscheidet?

Ihr ereifert Euch, Ihr gerathet in große Aufregung, besonders wenn die Feinde zu fliehen anfangen und der Sieg nicht mehr zweifelhaft ist, oder vor einer Festung, wenn sie kapitulirt hat; Ihr liebt es, in einem Gefecht, oder während einer Belagerung an hundert Stellen zu erscheinen, um überall und nirgends zu sein, den Befehlen des Feldherrn zuvorzukommen, aus Furcht, ihnen nachkommen zu müssen, und lieber die Gelegenheiten aufzusuchen, als sie abzuwarten und entgegenzunehmen. Sollte eure Tapferkeit eine verstellte sein?

Gebt den Menschen irgend einen Posten zu bewachen, wo sie getödtet werden könnten, und wo sie gleichwohl nicht getödtet werden: sie lieben zugleich die Ehre und das Leben.

Wenn man sieht, wie sehr die Menschen das Leben lieben, könnte man da auf die Vermuthung gerathen, daß sie etwas Anderes noch mehr als das Leben lieben, und daß der Ruhm, welchen sie dem Leben vorziehen, oft nichts ist, als eine gewisse Meinung von sich selbst, die sie in die Seele von Tausend Menschen verlegen, welche sie nicht kennen, oder nicht achten?

Diejenigen, welche, weder Krieger noch Hofleute, dem Hofe in den Krieg folgen, und nicht eine Belagerung unternehmen, sondern nur Zuschauer sein wollen, fühlen, so überraschend der Anblick auch ist, auf einem Kriegsschauplatz ihr Staunen über die Laufgräben, die Wirkung der Bomben und der Kanonen, über einen Handstreich, wie über die Anordnung und den Erfolg eines Angriffs, den sie von ferne mit ansehen, bald erschöpft. Der Widerstand dauert fort, Regengüsse kommen dazu, die Beschwerden steigern sich; man geräth in den Schlamm, man hat

mit der Jahreszeit und mit dem Feinde zugleich zu kämpfen; man kann in seine Vertheidigungslinie zurückgedrängt und zwischen eine Stadt und eine Armee eingeschlossen werden. Welche Fülle von Bedrängniß! Man verliert den Muth, man fängt an zu murren. Ist es denn ein so großes Unglück, eine Belagerung aufzuheben? Hängt denn das Heil des Staates von einer Citadelle mehr oder weniger ab? Sollte man sich nicht, fügen sie hinzu, unter die Befehle des Himmels beugen, welcher sich gegen uns zu erklären scheint, und das Unternehmen auf eine andere Zeit verschieben? Jetzt begreifen sie nicht mehr die Standhaftigkeit und — wenn sie es zu sagen wagten — die Halsstarrigkeit des Feldherrn, der sich den Hindernissen entgegenstemmt; den die Schwierigkeit des Unternehmens nur noch mehr anfeuert; der die Nacht durchwacht und sich am Tage der Gefahr aussetzt, um es zu seinem Ende zu führen. Ist endlich die Kapitulation abgeschlossen, so rühmen diese kleinmüthigen Menschen die Wichtigkeit dieser Eroberung, sagen die Folgen derselben voraus, übertreiben die Nothwendigkeit, die zu dem Unternehmen vorlag, die Gefahr und die Schande, welche erfolgt wären, wenn man davon abgestanden hätte, und beweisen, daß die Armee, welche uns vor den Feinden schützte, unbesieglich war. Sie kehren mit dem Hofe zurück, ziehen, gleich denen, welche den Platz genommen haben, mit durch die Städte und Flecken, stolz darauf, von der Bürgermenge, welche die Fenster erfüllt, betrachtet zu werden. Sie triumphiren darüber auf den Wegen und halten sich für Helden. Zu Hause angekommen, betäuben sie euch mit der Erzählung von Flanken, Sägewerken, Ravelinen, Unterwällen, Courtinen und bedeckten Gängen; sie statten Bericht ab von den Stellen, wohin sie „die Begierde, zu sehen“, getrieben hat, und wo „es keineswegs an Gefahr fehlte“; von den Gefahren, die sie auf dem Rückmarsche gelaufen sind, vom Feinde zu Gefangenen gemacht oder getödtet zu werden. Sie verschweigen einzig und allein ihre Furcht.

Es ist sicherlich das geringste Unglück, in einer Predigt oder einer öffentlichen Anrede stecken zu bleiben; es läßt dem

Redner Alles übrig, was er an Geist, gesundem Verstande, Einbildungskraft, Charakter und Gelehrsamkeit besitzt; es benimmt ihm gar nichts. Aber man kann nicht umhin, sich zu wundern, daß die Menschen, da sie doch einmal eine Art Schande und Lächerlichkeit damit verbinden wollen, sich durch lange und öfters unnütze Reden aller der Gefahr, die damit verknüpft ist, aussetzen.

Diejenigen, welche ihre Zeit schlecht anwenden, sind die ersten, die sich über ihre Kürze beklagen. Da sie sie damit vergeuden, sich anzuziehen, zu speisen, zu schlafen, alberne Gespräche zu führen, sich über das zu entschließen, was zu thun ihre Pflicht ist, und oft, nichts zu thun, so fehlt sie ihnen für ihre Geschäfte oder für ihre Vergnügungen. Diejenigen hingegen, welche einen besseren Gebrauch davon machen, behalten noch Zeit übrig.

Es giebt keinen noch so sehr beschäftigten Minister, der nicht jeden Tag zwei Stunden nutzlos zu verbringen verstände; das macht am Ende eines langen Lebens viel aus. Und wenn eine solche Vergeudung bei den andern Lebensstellungen der Menschen noch viel größer ist, welcher unendliche Verlust erwächst daraus in der Welt an einer so kostbaren Sache, von der man sich noch beklagt nicht hinreichend zu besitzen!

Es giebt Gottesgeschöpfe, die man Menschen nennt, welche auch eine begeistete Seele haben, deren ganzes Leben damit beschäftigt und deren ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet ist, Marmor zu sägen. Das ist eine sehr simple, sehr unbedeutende Beschäftigung. Es giebt noch andere, welche darüber erstaunen, und die doch völlig unnütz sind und ihr Leben mit Nichtsthun zubringen. Das ist noch weniger, als Marmorsägen.

Die meisten Menschen sind dessen so wenig eingedenk, daß sie eine Seele haben, und suchen in so vielen Handlungen und Beschäftigungen Zerstreuung, bei denen die Seele, wie es scheint, zu nichts nutz ist, daß man vortheilhaft von jemandem zu sprechen glaubt, wenn man von ihm sagt, er denke. Sogar dieses Lob ist gemein geworden, das doch einen solchen Menschen über den Hund und das Pferd stellt.

Wie unterhalten Sie sich? wie verbringen Sie Ihre Zeit?

fragen euch die Albernen wie die Leute von Geist. Wenn ich ihnen nun erwiederte, daß ich sie mir damit vertreibe, die Augen zu öffnen und zu sehen, die Ohren aufzuthun und zu hören, gesund zu sein und Ruhe und Freiheit zu genießen, so würde das so viel als keine Antwort sein. Die wahren, die großen, die einzigen Lebensgüter rechnet man für nichts, man hat gar kein Gefühl dafür. — Spielen Sie? maskiren Sie sich? muß man darauf antworten.

Ist die Freiheit ein Gut für den Menschen, wenn sie zu groß und zu ausgedehnt sein kann? wenn sie zuletzt so weit geht, daß sie nur noch dazu dient, einen Wunsch zu hegen, nämlich den, weniger Freiheit zu haben?

Die Freiheit besteht nicht im Müßiggange, sie besteht im freien Gebrauche der Zeit, in der freien Wahl der Arbeit und in der freien Bewegung. Frei sein besteht mit Einem Worte nicht im Nichtsthun; es besteht darin, der alleinige Herr über das zu sein, was man thut oder was man nicht thut. Ein wie großes Gut ist in diesem Sinne die Freiheit!

Cäsar war keineswegs zu alt, um an die Eroberung der Welt zu denken*); er wußte sich kein anderes Glück zu schaffen, als die Laufbahn eines bedeutsamen Lebens und einen großen Namen nach seinem Tode. Mit Stolz und Ehrgeiz von der Natur angelegt, in angemessener Haltung, wie sie ihm eigen war, konnte er seine Zeit nicht besser anwenden, als daß er der Eroberer der Welt wurde. Alexander war sehr jung für ein so ernstes Vorhaben. Es ist zu verwundern, daß bei so frühem Alter die Frauen und der Wein nicht eher seinem Unternehmen Einhalt gethan haben.

Ein junger Prinz aus einem erlauchten Geschlechte, die Liebe und die Hoffnung des Volkes, vom Himmel verliehen, um das Glück der Erde zu verlängern, größer als seine Vorfahren, Sohn eines Helden, der ihm zum Vorbilde dient, hat der Welt durch seine herrlichen Eigenschaften und durch eine seinem Alter vorausgreifende Tugend bewiesen, daß die Söhne der Heroen

*) Im Gegensatz zu Pascals Gedanken, Kap. 31.

dem Ziele, es selbst zu werden, weit näher stehen als andere Menschen*).

Wenn die Welt auch hundert Millionen von Jahren bestände, so wird sie sich noch in aller ihrer Frische befinden und fast noch im Anfange begriffen sein. Wir selbst streifen noch an die ersten Menschen und an die Patriarchen; und wer sollte uns nicht, in so entfernten Jahrhunderten, als zu ihnen gehörig ansehen? Wenn man aber von der Vergangenheit auf die Zukunft schließt: wie viel Neues in den Künsten, in den Wissenschaften, in der Natur und, so zu sagen, in der Geschichte bleibt uns unbekannt! Welche Entdeckungen wird man machen! Wie so mancherlei Umwälzungen müssen sich auf der ganzen Erde ereignen, in den Staaten und den Reichen! Wie groß ist unsere Unwissenheit, und wie gering die Erfahrung von sechs- oder siebentausend Jahren!

Kein Weg ist zu lang für den, welcher langsam und ohne sich zu beeilen dahin schreitet; keine Vortheile liegen zu fern für den, der sich mit Geduld rüstet.

Niemanden wegen Gunst umschmeicheln, noch erwarten, daß dies jemand bei uns thue, welcher angenehme Zustand — ein goldnes Zeitalter, der natürlichste Zustand des Menschen.

Das Treiben der Welt ist für Diejenigen, welche den Höfen folgen, oder welche die Städte bevölkern; die Natur sagt nur denen zu, welche das Land bewohnen. Diese allein leben; sie allein wissen wenigstens, daß sie leben.

Warum erschrecken Sie mich und beschweren sich über das, was mir gegen einige junge Leute, welche an den Höfen herumschwärmen, entfahren ist? Sie ausschweifend, Thrasyll? Ich wußte das nicht und erfahre es erst durch Sie; ich weiß nur, daß Sie nicht mehr jung sind.

Auch Sie, der Sie sich durch das, was ich über einige Große geäußert habe, persönlich beleidigt stellen, beschweren Sie sich nicht über Verletzung eines Andern? Sind Sie denn hochmüthig, boshaft, ein schlechter Spaßmacher, ein Schmeichler,

*) Hiermit ist der Dauphin gemeint, welcher 1711 starb.

ein Scheinheiliger? Ich wußte das nicht und dachte nicht an Sie: ich sprach von den Großen.

Der Geist der Mäßigung und eine gewisse Vorsicht im Benehmen lassen die Menschen in der Verborgenheit; um bekannt und bewundert zu werden, müssen sie große Tugenden oder vielleicht große Fehler besitzen.

Die Menschen lassen sich in Betreff der Handlungsweise der Großen wie der Geringen gleich sehr von dem glücklichen Erfolg einnehmen, bezaubern und hinreißen; wenig fehlt, daß das vom Glück begünstigte Verbrechen nicht ebenso gepriesen werde wie die Tugend selbst, und daß das Glück statt aller Tugenden gelte. Nur eine abscheuliche Frevelthat, ein ehrloses und hassenswerthes Unternehmen findet allein in einem glücklichen Erfolge keine Rechtfertigung.

Verleitet durch den schönen Anschein und durch beinahe überzeugende Vorwände, billigen die Menschen leicht einen ehrgeizigen Plan, welchen gewisse Große entworfen haben; sie sprechen mit Antheil davon, und er gefällt ihnen sogar wegen der Kühnheit oder wegen der Neuheit, die man für ihn geltend macht; sie haben sich schon hineingelebt und erwarten nur seinen glücklichen Erfolg. Schlägt er dann wider Erwarten fehl, so urtheilen sie mit Zuversichtlichkeit und ohne Furcht, sich zu irren, daß er zu verwegen war und nicht gelingen konnte.

Entwürfe giebt es von einem so blendenden Glanze und von so weit reichender Bedeutung, Entwürfe, welche die Zungen der Menschen so lange Zeit beschäftigen und, je nach den verschiedenen Interessen der Völker, so große Hoffnung oder Befürchtung bei ihnen erregen, daß aller Ruhm und das ganze Glück eines Menschen dabei auf dem Spiele stehen*). Er kann nicht mit so großem Aufwand auf der Bühne erschienen sein, um sich, ohne einen Laut von sich zu geben, wieder zurückzuziehen. Welche furchtbaren Gefahren er auch im Verlaufe seines Unternehmens voraussieht: er muß zum Werke schreiten.

---

*) Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, welcher nach England zu gehen unternahm, um seinen Schwiegervater, König Jakob II., zu vertreiben. (Man vgl. damit Macaulay's Ansicht. — Anmerk. d. Uebers.)

Das geringste Uebel, welches ihn treffen kann, ist, daß es ihm mißglückt.

In einem schlechten Menschen liegt nichts, was einen großartigen Charakter geben könnte. Lobt seine Absichten und seine Pläne, bewundert sein Betragen, preist über die Maßen seine Geschicklichkeit, sich der geeignetsten und der kürzesten Mittel zu bedienen, um seine Zwecke zu erreichen: wenn seine Zwecke verwerflich sind, so hat die wahre Einsicht keinen Theil daran, und wo diese Einsicht mangelt, da finde man die Größe, wenn man kann.

Ein Feind ist erlegen, der an der Spitze einer furchtbaren Armee stand, die dazu bestimmt war, den Rhein zu überschreiten *). Er verstand die Kriegführung, und seine Erfahrenheit konnte leicht vom Glücke begünstigt sein. Welche Freudenfeuer hat man gesehen? welches öffentliche Fest? — Dagegen giebt es von Natur hassenswerthe Menschen, gegen welche die Abneigung volksthümlich wird; nicht grade wegen der Fortschritte, die sie machen, oder aus Furcht vor denen, die sie machen können, erhebt sich die Stimme des Volkes laut bei ihrem Tode, und schaudert Alles zusammen, bis auf die Kinder, sobald man sich auf den öffentlichen Plätzen zuraunt, daß die Erde endlich von ihnen befreit ist**).

O Zeiten! o Sitten! ruft Heraclit aus; o unseliges Jahrhundert! Jahrhundert voll schlimmer Beispiele, worin die Tugend dulden muß, worin das Verbrechen die Oberhand hat, worin es triumphirt! „Ich will ein Lycaon, ein Aegisthus sein; es kann keine bessere Gelegenheit, keine günstigeren Umstände geben, wenn ich nichts weiter wünsche, als mein Leben in Glück und Wohlstand zu verbringen.“ So spricht ein Mensch ***) und fährt fort: „Ich werde über das Meer gehen und meinen Vater seines Besitzthums berauben; ich werde ihn,

*) Herzog Karl von Lothringen, Schwager Kaiser Leopolds I.

**) Es ging das falsche Gerücht, daß Prinz Wilhelm von Oranien in dem Gefecht am Boynefluß in Irland getödtet worden sei.

***) Prinz von Oranien. Unter seinem Vater ist Jakob II. zu verstehen. — Man vergesse nicht, daß La Bruyère in religiöser und politischer Beziehung stets seiner Kirche wie den Ansichten seiner Nation und seiner Zeit streng zugethan ist. A. d. U.

seine Frau, seinen Erben aus seinen Ländern und seinen Staaten vertreiben.“ Und wie gesagt, so gethan. Was er fürchten mußte, war, daß mehrere Könige, welche er in der Person des Einen Königs auf das äußerste beleidigt hatte, es ahnden würden; aber sie standen auf seiner Seite; sie riefen ihm beinahe zu: Gehe über das Meer, beraube deinen Vater, gieb der Welt das Beispiel, daß man einen König aus seinem Königreiche, wie einen kleinen Herrn aus seinem Schlosse, oder einen Pächter aus seiner Meierei fortjagen kann; daß es keinen Unterschied mehr zwischen einfachen Privatpersonen und uns giebt; wir sind dieser Unterscheidungen müde. Gieb der Welt die Lehre, daß die Völker, welche Gott zu unsern Füßen gelegt hat, uns verlassen, uns verrathen, uns und sich selbst einem Fremdlinge ausliefern dürfen, und daß sie weniger von uns als wir von ihnen und ihrer Macht zu fürchten haben. Wer könnte so beklagenswerthe Thaten mit trockenen Augen und mit gelassener Seele ansehen? Es giebt keine Lebensstellungen, die nicht ihre Vorrechte hätten; es giebt keinen Inhaber derselben, der nicht dafür spräche, der sie nicht rechtlich verträte, nicht alles dransetzte, sie zu vertheidigen; die königliche Würde allein hat keine Vorrechte mehr, die Könige selbst haben auf sie verzichtet. Ein einziger, allezeit gut und großherzig, öffnet einer unglücklichen Familie seine Arme*); alle andern verbinden sich, gleichsam um sich an ihm zu rächen wegen der Unterstützung, welche er bei einer Angelegenheit gewährt, die ihn doch mit angeht; der Geist des Grolls und der Eifersucht überwiegt bei ihnen das Interesse der Ehre, der Religion, ja ihres Staates. In Bezug auf ihr persönliches und Familieninteresse handelt es sich, ich will nicht sagen um ihre Erwählung, aber um ihre Nachfolgerschaft, um ihre Rechte als erbliche; genug, in Allem trägt der Mensch über den Herrscher den Sieg davon. Ein Fürst befreite Europa**), befreite sich selbst von einem verhängnißvollen Feinde, erfreute sich des Ruhmes, ein großes Reich

*) Ludwig XIV., welcher Jakob II. und seiner ganzen Familie eine Zuflucht gestattete.

**) Kaiser Leopold I., der Besieger der Türken.

zerstört zu haben, und er vernachlässigt ihn eines zweifelhaften Krieges halber. Diejenigen, welche dazu geboren sind*), Schiedsrichter und Vermittler zu sein, warten eine gelegenere Zeit ab, und wenn sie ihre Vermittlung schon nützlich angewandt haben könnten, versprechen sie sie erst. O ihr Hirten! fährt Heraclit fort, o ihr Landbewohner, die ihr unter Stroh in euren Hütten wohnet: wenn die Weltbegebenheiten nicht bis zu euch gelangen, wenn euch das Herz nicht von der Bosheit der Menschen durchbohrt wird, wenn man in euren Gegenden nicht mehr von Menschen spricht, sondern blos von Füchsen und Wölfen: nehmt mich bei euch auf, euer schwarzes Brot mit euch zu essen und Wasser aus euren Cisternen zu trinken! —

Kleine Menschen von sechs Fuß, aufs äußerste sieben Fuß Höhe, die ihr euch auf den Märkten in Käfigen als Riesen sehen laßt, als besondere Schaustücke, deren Anblick man erkaufen muß, sobald ihr die Größe von acht Fuß erreicht; die ihr euch ohne Scham und Scheu „Höhe“ und „Erhabenheit“ beimeßt, die man doch allein jenen zum Himmel aufstrebenden Gebirgen zugestehen könnte, welche die Wolken über ihren Häuptern sich bilden sehen; ihr, eine Gattung ruhmsüchtiger und hochmüthiger Thiere, die ihr auf jede andere Gattung derselben stolz herabseht und nicht einmal eine Vergleichung mit dem Elephanten und dem Wallfisch gestattet: tretet herbei, Menschen, und gebt dem Democrit ein wenig Antwort. Sagt ihr nicht in allgemein gebräuchlichen Ausdrücken „reißende Wölfe“, „wüthende Löwen“, „tückisch, wie Affen“? Und ihr, wer seid ihr denn? Unablässig hör' ich mir in die Ohren schreien: „Der Mensch ist ein vernunftbegabtes Thier!“ Wer hat euch denn diese Begriffsbestimmung beigebracht? Etwa die Wölfe, die Affen und die Löwen, oder habt ihr sie euch selbst geschmiedet? Es ist schon vergnüglich mit anzusehen, wie ihr euren Mitbrüdern, den Thieren, nur das Schlechteste zukommen laßt, für euch aber das Beste weghascht. Laßt sie sich doch einmal selbst beschreiben, und ihr werdet sehen, wie sie sich ganz und gar aus dem Auge verlieren,

*) Papst Innocenz XI.

und wie sie euch behandeln werden. Ich will, o Menschen, hier gar nicht von eurer Charakterlosigkeit, von euren Thorheiten und von eurer Launenhaftigkeit sprechen, die euch unter den Maulwurf und unter die Schildkröte stellen, die ruhig ihren gemessenen Gang gehen und, ohne abzuweichen, dem Instinkt ihrer Natur folgen. Hört mich nur einen Augenblick an. Ihr sagt von einem Falken, welcher leicht aufsteigt und gut auf ein Rebhuhn herabstößt: Das ist ein guter Vogel; und von einem Windspiel, das einen Hasen abfaßt: Das ist ein tüchtiger Windhund! Ich will auch gelten lassen, daß ihr von einem Manne, der auf einen Eber Jagd macht, ihn aufs äußerste verfolgt, ihn erreicht und ihn erlegt, sagt: Das ist ein muthiger Mann. Aber wenn ihr zwei Hunde seht, die sich anbellen, aufeinander losstürzen, sich beißen und sich zerfleischen, so werdet ihr sagen: Seht einmal diese wahnsinnigen Thiere! und ihr werdet einen Stock ergreifen, um sie auseinander zu bringen. Wenn man euch sagte, daß alle Katzen eines großen Landes sich zu Tausenden auf einer Ebene versammelt hätten und, nachdem sie sich satt geheult, mit Wuth aufeinander losgestürzt wären und sich gegenseitig mit Zähnen und Krallen angefallen hätten; daß durch diese Rauferei auf beiden Seiten neun- bis zehntausend Katzen auf dem Platze geblieben wären, welche durch ihren Gestank die Luft in einem Umkreise von zehn Meilen verpestet hätten, — würdet ihr da nicht sagen: Ist das nicht der abscheulichste Teufelsspuk, von dem man jemals hat reden hören? Und wenn es nun die Wölfe ebenso machten, was würde das erst für ein Geheul, was für ein Gemetzel geben! Und wenn Beide euch sagten, daß sie den Ruhm liebten: würdet ihr nicht aus diesem Gerede schließen, daß sie ihn darin suchen, sich zu einer so herrlichen Zusammenkunft einzufinden, um auf diese Weise ihre eigene Gattung zu vertilgen und auszurotten? Und hättet ihr euch versichert, daß dem so sei, würdet ihr da nicht vor Lachen bersten mögen über die Einfalt dieser Bestien? Nun, ihr als vernunftbegabte Thiere, und um euch vor jenen andern auszuzeichnen, die sich nur ihrer Zähne und Krallen bedienen, habt euch Lanzen, Piken, Spieße, Schwerter und Säbel erdacht;

und wie mir scheint, mit großem Scharfsinn. Denn was könntet ihr euch mit den bloßen Händen einander anthun, als euch die Haare ausraufen, die Gesichter zerkratzen und wenn es hoch kommt, euch die Augen aus dem Kopfe reißen? Statt dessen habt ihr euch mit bequemen Werkzeugen bewaffnet, die dazu dienen, euch gegenseitig klaffende Wunden zu hauen, aus denen euer Blut bis auf den letzten Tropfen herausfließen kann, ohne daß ihr befürchten dürftet, dem zu entgehen. Da aber eure Vernunft von Jahr zu Jahr zunimmt, so seid ihr auch schon über diese veraltete Art und Weise, euch zu vernichten, weit hinausgegangen: ihr habt kleine Kugeln, die euch im Nu tödten, falls sie euch nur an den Kopf oder auf die Brust treffen können. Ihr habt auch noch andere, viel schwerere und stärkere, die euch in zwei Stücke zerschmettern oder euch die Eingeweide aus dem Leibe reißen, diejenigen ungerechnet, welche, wenn sie auf eure Dächer herabfallen, die Decke eurer Wohnung durchbrechen, vom Boden bis zum Keller durchfahren, dessen Gewölbe zertrümmern und mit euren Häusern zugleich eure Weiber, die im Kindbette liegen, sammt dem Kind und der Amme in die Luft sprengen. Und hierauf beruht denn euer Ruhm! Er liebt das „Drüber und Drunter" und ist ein Freund von gewaltigem Lärm. Ihr habt übrigens auch Vertheidigungswaffen, und nach den rechten Regeln müßt ihr im Kriege in Eisen gekleidet sein, was, wie nicht zu leugnen, ein artiger Putz ist, der mich an jene vier berühmten Flöhe erinnert, welche einst ein Tausendkünstler in feiner Arbeit, in einer Phiole, nachdem er das Geheimniß gefunden, sie darin lebendig zu erhalten, dem Publikum zeigte. Er hatte jedem eine Pickelhaube auf den Kopf gesetzt, hatte ihrem Leibe einen Küraß angezogen, ihnen Arm- und Beinschienen und eine Lanze am Schenkel angebracht; nichts mangelte ihnen, und in dieser Ausstattung bewegten sie sich in ihrer Flasche mit Sprüngen und Sätzen. Stellt euch einen Menschen vor von der Größe des Berges Athos. Warum nicht? Sollte eine Seele in Verlegenheit sein, einen solchen Körper zu beleben? Sie würde da jedenfalls weniger genirt sein. Wenn nun

das Auge eines solchen Menschen scharf genug wäre, um euch auf irgend einer Stelle der Erde zu erspähen: was, glaubt ihr wohl, würde er denken von den kleinen so ausstaffirten Knirpsen und von dem, was ihr Reiterei und Fußvolk, eine denkwürdige Belagerung und eine berühmte Schlacht nennt? Soll ich denn von nichts Anderem unter euch reden hören? Besteht denn die Welt aus weiter nichts als Regimentern und Compagnien? Ist Alles zu Bataillonen und Schwadronen geworden? „Er hat eine Stadt erobert, er hat eine zweite erobert, dann noch eine dritte; er hat eine, er hat zwei Schlachten gewonnen; er hat den Feind in die Flucht getrieben, er siegt zur See, er siegt zu Lande." Ist denn von Einem von euch, oder ist von einem Riesen, einem Athos die Rede? Wenn es hoch kommt, so habt ihr einen bleichen, fahlen Mann*) vor euch, der nicht zehn Unzen Fleisch an seinem Leibe hat, und von dem man glauben sollte, daß ihn der geringste Hauch zu Boden würfe, und dennoch erregt er mehr Lärm als vier Andere und setzt Alles in Feuer und Flamme. Er hat soeben in trübem Wasser eine ganze Insel gefischt; sonst aber wird er in Wahrheit geschlagen und verfolgt; aber er rettet sich durch die „Moräste" und will weder von Frieden, noch von Waffenstillstand etwas hören. Sehr früh hat er gezeigt, wessen er fähig ist: er hat seine Amme in die Brust gebissen, und die arme Frau ist daran gestorben**). Ich weiß, was ich sage, und das genügt. Mit Einem Wort: er war als Unterthan geboren, und er ist es nicht mehr; im Gegentheil, er hat sich zum Herrn aufgeworfen, und diejenigen, welche er bezwungen und denen er das Joch aufgelegt hat, gehen an dem Pfluge und arbeiten getrost darauf los. Die guten Leute leben sogar in der Furcht, sie könnten sich dereinst losmachen und frei werden, denn sie haben die Lenkleine und die Peitsche ihres Treibers verlängert. Sie unterlassen nichts, was ihre Knechtschaft vergrößern kann. Sie lassen ihn über das Meer ziehen, um sich noch mehr Vasallen

*) Noch immer ist Wilhelm von Oranien gemeint.

**) Der Prinz von Oranien, durch die Krone Englands mächtiger geworden, hatte sich zum absoluten Herrscher von Holland gemacht und that dort, was er wollte.

zu werben und neue Gebietstheile zu erlangen; freilich, es handelt sich darum, seine Eltern an den Schultern zu packen und aus ihrem Hause hinaus zu werfen, und jene unterstützen ihn bei einer so ehrenhaften Unternehmung. Die Leute jenseits und diesseits des Wassers drängen sich hinzu und tragen das Ihrige dazu bei, um ihn für Alle von Tage zu Tage furchtbarer zu machen. Die Picten und die Sachsen legen den Batavern Stillschweigen auf, und diese wiederum den Picten und den Sachsen. Sie alle können sich rühmen, demüthige Sclaven zu sein, so sehr, als sie es nur wünschen. Aber was höre ich? Gewisse gekrönte Personen*), ich meine nicht Grafen oder Marquis, wovon das Land wimmelt, sondern Fürsten und Souveräne, sie kommen, den Mann zu besuchen, sobald er nur pfeift; sie entblößen ihr Haupt schon im Vorzimmer und sprechen nur, wenn sie gefragt werden. Sind das dieselben Fürsten, die auf ihren Rang und ihre Vorrechte so gewissenhaft und mit so vieler Förmlichkeit bedacht sind, daß sie zu deren Feststellung ganze Monate in einer Berathungsversammlung verbringen? Was wird dieser neue Archont anfangen, um eine so blinde Unterwürfigkeit zu belohnen und einer so hohen Meinung, die man von ihm hegt, zu entsprechen? Wenn er eine Schlacht liefert, so muß er sie gewinnen, und zwar in Person gewinnen; wenn der Feind eine Belagerung unternimmt, so muß er bewirken, daß er sie aufhebt, und zwar mit Schmach aufhebt, es sei denn, daß der ganze Ocean zwischen ihm und dem Feinde läge: er könnte nicht weniger für seine Höflinge thun. Muß nicht Cäsar **) selbst herbeikommen, um ihre Anzahl zu vergrößern? Er erwartet von ihm wenigstens wichtige Dienste; denn entweder wird es dem Archonten mit seinen Verbündeten mißlingen, was zwar nicht unmöglich, aber schwer zu begreifen ist, oder wenn es ihm glückt und ihm nichts Widerstand leistet, so wird er sammt seinen Verbün-

*) Anspielung auf das, was sich im Jahr 1690, nach der ersten Rückkehr des Prinzen von Oranien, im Haag begab, wo sich die Verbündeten einfanden, und der Herzog von Bayern lange im Vorzimmer warten mußte.

**) Der deutsche Kaiser.

deten, getrieben von Eifersucht auf die Religion und die Macht des Cäsar, sich ganz geneigt zeigen, über ihn herzufallen, ihm den Adler zu entreißen und ihn und seinen Erben auf die silberne Binde*) und die Erblande einzuschränken. Genug, es ist um sie geschehen, sie haben sich ihm von freien Stücken ergeben, demjenigen vielleicht ergeben, dem sie vielmehr hätten mißtrauen sollen. Würde nicht Aesop zu ihnen sagen: „Das geflügelte Volk einer gewissen Gegend geräth in Unruhe und wird erschreckt durch die Nachbarschaft des Löwen, dessen bloßes Gebrüll ihm Furcht erregt; es flüchtet sich zu diesem Thiere, welches mit sich reden läßt und es in seinen Schutz nimmt, der damit endet, daß es alle, Eines nach dem Andern, verzehrt."

Dreizehntes Kapitel.

Von der Mode.

Es ist etwas Thörichtes und was recht von unserer kleinen Sinnesweise zeugt, daß man sich von der Mode beherrschen läßt, sobald sie sich bis auf den Geschmack, die Lebensmittel, die Gesundheit und das Gewissen erstreckt. Die kräftigeren Fleischsorten sind aus der Mode, und deshalb findet man sie unschmackhaft. Es würde gegen die Mode verstoßen, wenn man vom Fieber durch einen Aderlaß genesen wollte. Ebenso möchte man seit langer Zeit nicht mehr durch Théotime zur Seligkeit gelangen; seine rührenden Ermahnungen passen nur noch für die Rettung der gemeinen Leute, und Théotime hat einen Andern an seiner Stelle sehen müssen.

Liebhaberei ist nicht etwa ein Geschmack für das Gute oder für das Schöne, nein, sie ist die Sucht nach dem Seltenen, nach dem, was einzig in seiner Art ist, die Vorliebe für das, was man selbst hat, was aber Andere nicht haben. Sie ist keine Liebe für das Vollkommene, sondern für das Gesuchte, wenn

*) Das Wappen des Hauses Oesterreich.

es nur in der Mode ist. Sie ist kein Vergnügen, sondern eine Leidenschaft, und zwar eine oft so heftige Leidenschaft, daß sie der der wirklichen Liebe und des Ehrgeizes nur in der Geringfügigkeit des Gegenstandes nachsteht. Sie ist nicht eine Leidenschaft, die man im Allgemeinen für seltene und geschätzte Gegenstände hat, sondern die man nur für eine gewisse Sache hegt, die seltsam und doch in der Mode ist.

Der Blumenliebhaber besitzt in einer Vorstadt einen Garten, dahin eilt er mit Aufgang der Sonne und kehrt bei ihrem Untergang von dort zurück. Ihr seht ihn da gleichsam hingepflanzt, als wenn er Wurzel geschlagen hätte, mitten unter seinen Tulpen und vor seiner „Solitäre"; er macht die Augen weit auf, reibt sich die Hände, bückt sich nieder und beschaut sie in der Nähe; niemals hat er eine so schöne gesehen, das Herz hüpft ihm vor Freude darüber. Von ihr weg geht er zur Orientale, von da zur Wittwe, schreitet zum Drapd'or, von dort zur Agathe, von wo er zuletzt wieder zur Solitäre zurückkehrt, bei der er nun bleibt, bei der er müde wird, sich niedersetzt, bei der er sein Mittagsessen vergißt; sie ist ja so schattirt, gesäumt, gesprenkelt, ausgezackt; sie hat eine herrliche Glocke oder einen schönen Kelch; er betrachtet, er bewundert sie. Nur Gott und die Natur sind bei dem allen das, was er nicht bewundert: über die Zwiebel seiner Tulpe denkt er nicht hinaus, über sie, die er nicht für tausend Thaler abtreten würde, und die er doch für nichts weggeben wird, sobald die Tulpen aus der Mode sein, und die Nelken den Vorzug erlangt haben werden. Dieser sonst verständige Mann, der eine Seele, der Glauben und Religion in sich hat, kommt ermüdet und halb verhungert, aber sehr befriedigt von seinem Tagewerk heim: denn er hat seine Tulpen gesehen.

Sprechet jenem Anderen von dem Reichthum der Ernten, von einer gesegneten Einfuhr der Feldfrüchte, von einer guten Weinlese: er will nur von Nachtischfrüchten hören. Ihr drückt euch nicht deutlich aus, ihr macht euch nicht verständlich. Sprecht ihm von Feigen und von Melonen; sagt ihm, daß die Birnbäume in diesem Jahre vor Fruchtfülle zusammenbrechen, daß

die Pfirsichbäume von Ueberfluß strotzen: es ist für ihn eine Sprache, die er nicht versteht; er will nur von Pflaumenbäumen etwas wissen, er antwortet euch nicht. Ja, ihr dürft ihn nicht einmal von euren Pflaumenbäumen unterhalten wollen, er hat nur für eine bestimmte Sorte derselben Vorliebe; über jede andere, die ihr ihm nennt, lächelt und spöttelt er nur. Er führt euch zu einem Baume, pflückt kunstgerecht eine bestimmte ausgesuchte Pflaume ab, bricht sie auf, giebt euch die eine Hälfte davon und behält die andere für sich. „Welches Fleisch!“ sagt er; „finden Sie das nicht? es schmeckt göttlich! so etwas werden Sie sonst nirgend finden.“ Und hierauf schwellen sich seine Nasenflügel, und nur mit Mühe verbirgt er aus äußeren Bescheidenheitsrücksichten seine Freude und seine Eitelkeit. O, über den göttlichen Mann! In der That, ein Mann, den man niemals genug loben und bewundern kann! ein Mann, von dem man noch in mehreren Jahrhunderten sprechen wird! O daß ich seine Gestalt und sein Antlitz noch bei seinen Lebzeiten sehen, daß ich die Züge und die Haltung eines Mannes betrachten darf, welcher einzig und allein unter allen Sterblichen eine solche Pflaume besitzt!

Ein Dritter, den ihr besucht, spricht euch von den Sammlern, seinen Ordensbrüdern, und besonders von Diognet. Ich wundere mich über ihn, sagt er, ich begreife ihn weniger als jemals. Glauben Sie etwa, er suche sich durch die Medaillen zu unterrichten und betrachte sie als sprechende Beweise gewisser Thatsachen, als sichere und unbezweifelbare Denkmäler der alten Geschichte? Nichts weniger als das. Sie glauben vielleicht, die große Mühe, die er sich giebt, um einen Kopf mehr aufzufinden, entspringe aus dem Vergnügen, eine Kaiserreihe ohne Lücke zu sehen? Das noch weniger. Diognet versteht sich auf die verwischte Inschrift einer Denkmünze, auf die Weichheit des Gepräges, auf den Münzstempel. Er hat ein Kästchen, dessen Fächer alle belegt sind, bis auf eines; dieser leere Platz thut seinem Auge weh, und blos um diesen noch auszufüllen, wendet er sein Vermögen und sein Leben dran.

Aber Sie wünschen, fährt Démocide fort, meine Kupfer-

stiche zu sehen; und alsbald breitet er sie aus und zeigt sie euch. Euer Blick trifft auf einen, der weder die gehörige Schwärze hat, noch klar, noch gut gezeichnet und im Uebrigen weniger dazu geeignet ist, in einem Kabinet aufbewahrt, als an einem Festtage an den Petit-Pont oder an die Rue Neuve geklebt zu werden. Er giebt zu, daß er schlecht gestochen und noch schlechter gezeichnet ist, aber er betheuert, daß er die Arbeit eines italienischen Künstlers sei, der wenig geliefert habe; daß die Platte fast gar nicht abgezogen worden und dies der einzige Abdruck sei, der sich von diesem Meister in Frankreich vorfinde; daß er das Blatt um einen sehr hohen Preis erstanden habe und es nicht für das beste eintauschen würde. Ich habe, fährt er fort, einen empfindlichen Kummer, der mich noch nöthigen wird, für den übrigen Theil meines Lebens den Kupferstichen zu entsagen. Ich besitze den ganzen Calot, mit Ausnahme eines einzigen Blatts, das zwar nicht unter seine guten Arbeiten gehört, im Gegentheil eines seiner geringeren ist, wodurch aber mein Calot erst vollständig werden würde. Seit zwanzig Jahren gebe ich mir Mühe, dieses Blatt aufzufinden, und ich verzweifle endlich daran, es zu erlangen. Das ist sehr hart!

Ein Anderer macht seine spottenden Bemerkungen über diejenigen, welche sich aus unruhigem Wesen oder aus Neugierde in lange Reisen einlassen, da sie doch weder Tagebücher halten, noch Berichte davon abstatten, ja nicht einmal Notizbücher bei sich führen; welche reisen, um etwas zu sehen, und doch nichts sehen, oder das vergessen, was sie gesehen haben; welche einzig ein Verlangen danach zeigen, neue Kirch- und Glockenthürme zu sehen und über Flüsse zu fahren, die man weder Seine, noch Loire nennt; welche ihre Heimat verlassen, blos um wieder dahin zurückzukehren; denen es gefällt, sich als Abwesende betrachten zu lassen, gern eines Tages als aus der Ferne zurückgekehrt bewillkommnet sein wollen. Und dieser Satiriker spricht wahr, und man hört ihm gern zu.

Aber da er dann hinzusetzt, daß die Bücher mehr belehrten als Reisen, und mir im Gespräch zu verstehen giebt, daß er eine Bibliothek besitze, so äußere ich den Wunsch, diese

zu sehen. Ich mache ihm meinen Besuch, und er empfängt mich in einem Hause, wo ich, gleich an der Treppe, von dem starken Geruch schwarzen Maroquins, mit dem alle seine Bücher eingebunden sind, in Ohnmacht falle. Vergebens schreit er mir in die Ohren, um mich wieder zum Bewußtsein zu bringen, daß sie auf dem Schnitt vergoldet und mit Verzierungen versehen seien, daß es gute Ausgaben seien; vergebens nennt er mir die besten nacheinander her, sagt, daß seine Gallerie ganz voll sei; bis auf einige Stellen, die er in solcher Weise habe übermalen lassen, daß man sie für wirkliche, in Repositorien aufgestellte Bücher halte und das Auge dadurch getäuscht werde; vergebens fügt er hinzu, daß er niemals lese, daß er nie den Fuß in diese Gallerie setze, und nur herkommen werde, um mir ein Vergnügen zu machen. Ich danke ihm verbindlich für seine Gefälligkeit und will fernerhin so wenig, als er selbst, seine Lohgerberei besuchen, welche er eine Bibliothek nennt.

Manche streben, in Folge einer unmäßigen Wissenssucht und weil sie sich nicht entschließen können, auf irgend eine Gattung von Kenntnissen zu verzichten, danach, sich alle zu eigen zu machen, und besitzen keine einzige ordentlich. Sie möchten lieber Viel als etwas Rechtes wissen, und wollen lieber schwach und oberflächlich in verschiedenen Kenntnissen, als sicher und gründlich in einer einzigen sein. Sie stoßen bei allen Begegnungen auf Einen, der sie übermeistert und zurechtweiset. Sie sind die von ihrer eitlen Neugierde Gefoppten, und können sich, im besten Falle, nur durch lange und mühevolle Anstrengung aus einer groben Unwissenheit herausarbeiten.

Andere sind im Besitz des Schlüssels zu Kenntnissen, in deren Inneres sie niemals eindringen. Sie bringen ihr Leben damit hin, die Sprachen des Orients und des Nordens, die Sprachen der beiden Indien, wie der beiden Pole, ja die, welche man im Monde spricht, zu entziffern. Die nutzlosesten Idiome, nebst den wunderlichsten, wahren Zaubercharakteren, sind grade das, was ihre Leidenschaft erregt und sie zur Arbeit anstachelt. Sie bedauern diejenigen, welche sich unbefangen darauf beschränken, ihre eigene Sprache recht zu verstehen, und daneben

höchstens die griechische und lateinische. Diese Leute lesen alle möglichen Geschichten und kennen doch keine Geschichte; sie durchstöbern alle Bücher und ziehen von keinem Nutzen; in ihnen liegt eine Armuth an Thatsachen und Grundsätzen, die nicht größer sein kann, aber allerdings die vollste Ernte und ein an Ueberfluß grenzender Reichthum an Wörtern und Phrasen, den man sich nur irgend vorstellen kann; sie krümmen sich unter der Last, womit ihr Gedächtniß beschwert ist, während ihr Geist leer bleibt.

Ein Bürger hat die Sucht zu bauen; er läßt ein so prachtvolles, so reiches, so verziertes Gebäude aufführen, daß es für ihn ganz unbewohnbar ist. Er selbst, der Herr desselben, nimmt Anstand, es zu beziehen, und begnügt sich, da er sich nicht entschließen kann, es an einen Fürsten oder hochgestellten Geschäftsmann zu vermiethen, mit den Dachzimmern, worin er sein Leben zubringt, indeß die großen Zimmerreihen mit den ausgelegten Fußböden den reisenden Engländern und Deutschen anheimfallen, welche dahin vom Palais-Royal, vom Palais Lesdiguières und vom Luxembourg kommen. Es wird unaufhörlich an diese herrliche Pforte geklopft; Alle verlangen das Haus zu sehen, niemand den Herrn.

Man kennt Andere, denen Töchter vor den Augen herumgehen, welchen sie keine Mitgift geben können; ja, was sage ich? die sie kaum ernähren, geschweige ordentlich bekleiden können; die sich einen Bettvorhang und weiße Wäsche versagen; die arm sind. Und die Quelle des Elends liegt gar nicht sehr fern. Diese ist nichts Anderes, als eine Rumpelkammer, ganz voll von einem Durcheinander von bestaubten und schmutzig gewordenen seltenen Büsten, deren Verkauf ihnen ein behagliches Leben verschaffen würde, die sie aber preis zu geben sich nicht entschließen können.

Diphilus macht mit Einem Vogel den Anfang und hört mit tausenden auf. Sein Haus ist nicht blos mit Gestank erfüllt, sondern gradezu verpestet. Der Hof, der Saal, die Treppe, die Hausflur, die Zimmer, das Kabinet, Alles ist Vogelkäfig. Das ist kein Gezwitscher mehr, das ist ein Höllenlärm. Die Herbstwinde und die Gewässer, wenn sie am höchsten an-

schwellen, machen kein solch durchdringendes und betäubendes Geräusch. Man versteht einander kein Wort, wie in jenen Zimmern, wo man, um sein Eintrittscompliment zu machen, warten muß, bis die kleinen Hunde zu bellen aufgehört haben. Das ist für Diphilus nicht mehr eine angenehme Unterhaltung, sondern ein mühseliges Geschäft, dem er kaum mehr genügen kann. Er bringt seine Tage, diese Tage, die so schnell entfliehen und nicht wiederkehren, damit zu, Futter zu streuen und den Unrath auszuräumen; er giebt einem Menschen Wohnung und Kost, der kein anderes Amt hat, als heitere Stückchen auf dem Flageolet zu pfeifen und das Brüten der Kanarienvögel zu besorgen. Es ist wahr, daß, was er auf der einen Seite verschwendet, er auf der andern zu ersparen sucht; denn er läßt seine Kinder ohne Lehrer und ohne Erziehung. Am Abend schließt er sich, ermüdet von seinem eigenthümlichen Vergnügen, ein, ohne jedoch die mindeste Ruhe genießen zu können, bevor nicht seine Vögel ruhen, und bevor nicht dieses Völkchen, das er nur liebt, weil es singt, zu singen aufhört. Selbst im Schlaf ist er bei seinen Vögeln; ja er selbst ist Vogel: er ist gehaubt, er zwitschert, fliegt auf; er träumt in der Nacht davon, daß er sich mausert oder daß er brütet.

Wer könnte alle die verschiedenen Gattungen der Liebhaber erschöpfen! Würden Sie wohl vermuthen, wenn Sie diesen dort von seinem Leoparden, von seiner Feder, von seiner Musica*) reden und sie als das Einzigste und Wunderbarste auf der Erde preisen hören, daß er gewillt ist, seine Muscheln zu verkaufen? Warum nicht, wenn er selbst sie mit Gold aufwiegt?

Jener Andere liebt die Insekten, er macht alle Tage neue Einkäufe davon. Er ist vor allen Dingen in Betreff der Schmetterlinge der erste Mann in Europa, er besitzt deren von allen Formen und von allen Farben. Welche Zeit wählen Sie, um ihm einen Besuch zu machen? Sie finden ihn in tiefen Schmerz versenkt: er hat seine schwarze, kummervolle

*) Namen von Muscheln.

Laune, unter der seine ganze Familie mit leidet. Und, in der That, er hat einen unersetzlichen Verlust erlitten. Treten Sie näher; betrachten Sie das, was er Ihnen auf dem Finger hinhält, was kein Leben mehr hat, was soeben verschieden ist Es ist eine Raupe; und was für eine Raupe!

Der Zweikampf ist der Triumph der Mode und die Seite, wo sie ihre Herrschaft mit dem größten Glanz ausgeübt hat. Diese Sitte gestattet dem Feigling nicht mehr die Freiheit, zu leben; sie zwingt ihn, sich von einem Muthigeren, als er selbst ist, tödten zu lassen, sie nimmt ihn für einen beherzten Menschen; sie knüpft Ehre und Ruhm an eine thörichte, ausschweifende Handlung; sie ist durch die Gegenwart von Königen gebilligt worden, ja ihre Ausübung galt bisweilen für eine Art Religion. Sie bildet den Urtheilsspruch über die Unschuld der Menschen, über wahre und falsche Beschuldigungen über Kapitalverbrechen; sie hat endlich so tief in der öffentlichen Meinung Wurzel gefaßt, und sich der Herzen und des Geistes der Völker so sehr bemeistert, daß es einer der schönsten Zwecke im Leben eines sehr großen Königs *) gewesen ist, sie von dieser Thorheit zu heilen.

Gar Mancher ist wegen der Befehligung der Heere und der Leitung von Unterhandlungen oder wegen seiner Kanzelberedsamkeit oder wegen Versen in der Mode gewesen, der es jetzt nicht mehr ist. Giebt es Menschen, die sich in dem verschlechtern, was sie früher waren? Ist es ihr Werth, der sich abnutzt, oder die Vorliebe, die man für sie hatte?

Ein Mensch, der in der Mode ist, erfreut sich dessen nicht lange, denn die Moden wechseln. Wenn er zufälliger Weise ein Mensch von Verdienst ist, so verliert er sich deswegen nicht ins Nichts, er findet noch immer eine Stelle für sein Bestehen; in gleicher Art schätzbar, wird er nur weniger geschätzt.

Die Tugend ist darin glücklich, daß sie sich selbst genügt und Bewunderung, Parteinehmer und Beschützer zu entbehren weiß; der Mangel an Unterstützung und Beifall schadet ihr nicht

*) Ludwigs XIV., der mehrere Verordnungen gegen das Duell erlassen hat.

allein nichts, sondern er erhält, läutert und vervollkommnet sie: mag sie in der Mode sein oder nicht, sie bleibt Tugend.

Wenn ihr den Leuten sagt und namentlich den Großen, daß der und der Tugend besitze, so antworten sie euch: Möge er sie sich bewahren; daß er viel Geist habe, und hauptsächlich von jener Art, welche gefällt und erheitert, so erwiedern sie: Um so besser für ihn; daß er einen sehr gebildeten Geist habe und viel wisse, so fragen sie euch, wie viel Uhr oder was für Wetter es sei. Wenn ihr ihnen aber mittheilt, daß es einen gewissen Tigillin gebe, welcher ein Glas Branntwein in Sand gießen könne und dieses Kunststück — o Wunder! — während einer Mahlzeit mehrmals wiederhole, dann fragen sie: Wo ist er? bringen Sie ihn morgen zu mir, ja noch heut Abend; werden Sie mir ihn bringen? — Man bringt ihn zu ihnen, und dieser Mensch, dazu geeignet, den Eingang einer Meßbude zu schmücken und sich in einem Zimmer für Geld zu zeigen, wird zu vertraulichem Verkehr mit ihnen zugelassen.

Eine Person nach der Mode gleicht der blauen Blume*), welche wild in den Furchen wächst, wo sie den Aehren ihre Nahrung raubt, die Ernte verringert und den Platz für etwas Besseres wegnimmt; welche weiter keinen Werth und keine Schönheit hat, als die sie von einer vorübergehenden Laune entlehnt, welche fast in demselben Augenblicke entsteht und vergeht. Heute ist sie gesucht, die Damen schmücken sich damit; morgen wird sie aufgegeben und wieder dem Volke überlassen.

Eine Person von Verdienst dagegen ist eine Blume, welche man nicht durch ihre Farbe bezeichnet, sondern die man bei ihrem Namen nennt; die man wegen ihrer Schönheit oder wegen ihres Duftes liebt; eines der Gunstgeschenke der Natur; eines jener Dinge, welche die Welt verschönen, welche zu allen Zeiten vorhanden und von altem und volksthümlichem Rufe sind; welche unsere Väter geschätzt haben, und die wir nach

*) Unter den „blauen Blumen" verstand man die Kornblumen oder Cyanen, welche einen Sommer lang in Paris Mode waren, so daß die Damen Sträuße davon trugen.

unsern Vätern schätzen; welchen weder die Abneigung noch der Widerwille Einzelner zu schaden vermögen: eine Lilie, eine Rose.

Man sieht den Custrat in seinem Kahne sitzen, worin er sich einer reinen Luft und eines heitern Himmels erfreut; er schifft vorwärts mit einem guten Winde, der allem Anscheine nach von Dauer sein wird. Aber plötzlich schlägt derselbe um, der Himmel bewölkt sich, Sturm kündigt sich an, ein Wirbelwind erfaßt den Nachen und taucht ihn in die Wellen. Man sieht den Custrat wieder über Wasser kommen und einige Anstrengungen machen. Man hofft, daß er sich wenigstens wird retten und an's Land gelangen können; aber eine Welle spült ihn wiederum hinab, und man hält ihn für verloren. Er kommt ein zweites Mal zum Vorschein, und die Hoffnung erwacht wieder, als ihn eine neue Woge überschwemmt und in den Abgrund zieht; man erblickt ihn nicht mehr, er ist ertrunken.

Voiture und Sarrazin*) wurden für ihr Jahrhundert geboren und sind zu einer Zeit ans Licht der Welt getreten, in der sie, allem Anschein nach, erwartet wurden. Hätten sie ihr Kommen aufgeschoben, so wäre ihr Erscheinen zu spät gewesen, und ich erlaube mir zu bezweifeln, daß sie heute so viel gelten würden wie damals. Die leichte, freie Unterhaltungsweise, die Gesellschaftszirkel, der feine Scherz, der heitere und vertrauliche Briefwechsel, die kleinen Lotterien, zu denen man nur, wenn man Geist besaß, zugelassen wurde, alles das ist verschwunden. Und man sage ja nicht, daß jene sie wieder ins Leben zurückbringen würden. Das Einzige, was ich zu Gunsten ihres Geistes vorzubringen vermöchte, ist, zuzugeben, daß sie sich vielleicht in einer andern Gattung auszeichnen würden. Aber die Frauen unserer Tage sind entweder Frömmlerinnen, oder Gefallsüchtige, oder sie lieben das Spiel, oder sind ehrgeizig; ja manche sind alles das zusammen und zugleich; die Neigung zur Begünstigung, das Spiel, die Liebhaber, die Directeurs**) haben die Stelle eingenommen und behaupten sie gegen die Leute von Geist.

---

*) Voiture (s. Kap. 1) und J. Fr. Sarrazin (1603—1655), des Ersteren Schüler, zwei der größten Prosaisten des Zeitalters Ludwigs XIV.

**) Man s. Kap. 2: Von den Frauen.

Ein geckenhafter, lächerlicher Mensch trägt einen hohen Hut, ein Flügelwams (pourpoint à ailerons), Beinkleider mit Nestelschnuren und Halbstiefelchen. Am Abend sinnt er sich aus, wodurch oder wie er sich am folgenden Tage am besten wird bemerklich machen können. Ein Philosoph überläßt, wie er sich tragen soll, seinem Schneider. Es ist ebenso gut eine Schwäche, die Mode zu fliehen, als begierig nach ihr zu haschen.

Man tadelt eine Mode, welche den Körper der Menschen in zwei gleiche Theile theilt und eine ganze Hälfte davon für die Büste bestimmt, während sie die andere den übrigen Körper ausmachen läßt. Man verdammt die Mode, welche aus dem Kopfe der Damen die Grundlage zu einem Gebäude von mehreren Stockwerken macht, deren Anordnung und Bauart sich nach ihren Launen ändert; eine Mode, welche die Haare von dem Gesicht entfernt, obgleich sie nur zu dem Zwecke wachsen, für dieses einen Rahmen zu bilden, es zu umfassen; welche sie in die Höhe streift und sie emporsträuben macht, in der Weise der Bacchantinnen, und die dafür gesorgt zu haben scheint, daß die Frauen ihre sanfte und bescheidene Miene in eine andere umwandeln, welche stolz und kühn erscheinen soll. Genug, man beschwert sich laut über diese oder jene Mode, die, so abenteuerlich sie auch ist, dennoch, so lange sie dauert, schmückt und zur Verschönerung beiträgt, und von der man allen Vortheil hoffen kann, der sich von ihr erwarten läßt, und der darin besteht, daß man gefällt. Mir scheint allein die Unbeständigkeit und der flüchtige Sinn der Menschen der Verwunderung werth, welche den Begriff der Annehmlichkeit und Wohlanständigkeit allmählich an ganz entgegengesetzte Dinge knüpfen, welche jetzt für den Scherz und die Maskerade das verwenden, was ihnen vorher zum ernsten Schmuck und zur würdigsten Zierde gedient hat, und daß dieser Unterschied in so kurzer Zeit bewirkt wird.

Madame N. . . . ist reich, sie tafelt gut, sie schläft gut, aber die Frisuren wechseln, und wenn sie sich dessen am wenigsten versieht und sich eben noch sehr glücklich schätzt, ist die ihrige aus der Mode.

Iphis sieht in der Kirche eine Art Schuhe von neuer Façon;

er betrachtet die seinigen und erröthet; er hält sich für gar nicht angezogen. Er war in die Messe gegangen, um sich hier zu zeigen, und er verbirgt sich. Zurückgehalten durch seine Fußbekleidung, bringt er den übrigen Theil des Tages auf seinem Zimmer zu. Er hat eine weiche Hand und pflegt diese Weichheit vermittelst einer wohlriechenden Paste. Er bestrebt sich, zu lachen, um seine Zähne zu zeigen. Er zieht den Mund zusammen, damit er klein erscheine, und es giebt kaum Augenblicke, wo er nicht lächeln möchte. Er betrachtet seine Beine, besieht sich im Spiegel, kurz, man kann nicht zufriedener mit seiner Person sein, als er es ist. Er hat sich eine feine und zarte Stimme angeeignet und hat glücklicher Weise eine lispelnde Zunge. Er vergißt niemals, eine gewisse Haltung des Kopfes und eine unbeschreibliche Süßigkeit im Blick anzunehmen, wodurch er sich zu verschönern glaubt. Sein Gang ist leise, und seine Haltung so zierlich, als er es nur zu erreichen im Stande ist. Er legt Roth auf, jedoch selten; er macht keine Gewohnheit daraus. Dabei muß ich der Wahrheit gemäß gestehen: er trägt Beinkleider und einen Hut und hat weder Ohrgehänge, noch ein Perlenhalsband an sich; auch habe ich ihn ja nicht in dem Kapitel von den Frauen erwähnt.

Eben dieselben Moden, welchen die Menschen in Bezug auf ihre Personen so gern nachjagen, suchen sie in den Bildern von sich zu vermeiden, als wenn sie das Unschickliche und Lächerliche empfänden oder voraussähen, das diese dem Blicke darbieten könnten, sobald sie das, was man die Blüthe oder den Reiz der Neuheit nennt, verloren haben. Sie ziehen diesen Moden eine Art willkürlichen Schmuckes vor, eine gleichgültige Gewandung, Phantasieeinfälle des Malers, die weder mit der Miene, noch mit den Gesichtszügen in Uebereinstimmung sind, und weder an die Charaktere, noch an die Personen erinnern. Sie lieben gezwungene oder ungeziemende Stellungen, und eine harte, wilde, fremde Auffassungsweise, die aus einem jungen Abbé einen Prahlhans, aus einem Rechtsgelehrten einen Bramarbas machen, aus einer Stadtdame eine Dirne, sowie aus einer einfachen, schüchternen Frau eine Amazone oder eine Pallas;

eine Lais aus einer anständigen Jungfrau, und einen Scythen, einen Attila aus einem gütigen und großmüthigen Fürsten.

Kaum hat eine neue Mode eine frühere verdrängt, als auch sie wieder durch eine noch neuere entbehrlich gemacht wird, die ihrerseits wieder derjenigen weichen muß, die auf sie folgt, und die auch nicht die letzte sein wird. So groß ist unsere Flatterhaftigkeit. Während dieser Umwälzungen ist ein Jahrhundert verflossen, welches diesen ganzen Modenstaat in den Rang vergangener, nicht mehr vorhandener Dinge stellt. Dann ist die älteste Mode die bemerkenswertheste, welche zu betrachten das meiste Vergnügen gewährt. Begünstigt durch die Zeit und die Jahre hat sie denselben Reiz in den Bildern, wie die Saya oder das römische Gewand auf der Bühne, wie die Manta, der Schleier und die Tiare der Orientalen auf unsern Tapeten und auf unsern Gemälden.

Unsere Voreltern haben uns, neben der Kenntniß ihrer Personen, auch die ihrer Anzüge, ihres Kopfputzes, ihrer Waffen und ihres übrigen Schmuckes, die sie während ihres Lebens zu tragen pflegten, überliefert. Diese Art von Wohlthat können wir nur dadurch recht würdigen, daß wir ebenso in Bezug auf unsere Nachkommen handeln.

Ein Hofmann von ehemals trug seine eigenen Haare, erschien in Hosen und Wams, hatte große, weite Stiefeln an und war ein ausgelassener Lebemann. Das ist nicht mehr so. Heut zu Tage trägt er eine Perücke, geht in knapper Tracht mit einfacher Fußbedeckung und ist fromm. Alles richtet sich nach der Mode.

Wer einige Zeit hindurch am Hofe den Frömmling machte und dadurch, wider alle Vernunft, wenig entfernt vom Lächerlichen war: konnte der hoffen, im Bereich der Mode etwas zu gelten?

Wessen ist, Angesichts seines Glückes, nicht ein Höfling fähig, wenn er, um es nicht zu verfehlen, Frömmling wird!

Die Farben sind gemischt, die Leinwand ist aufgespannt. Aber wie nun diesen unruhigen, beweglichen, unbeständigen Menschen, der tausend- und aber tausendmal seine Züge und

seinen Charakter verändert, auf die Leinwand bringen? Ich male ihn als Frommen, ich glaube ihn getroffen zu haben; aber er entwischt mir, schon ist er wieder Libertin. Möchte er doch nun wenigstens in dieser üblen Verfassung verbleiben, so werde ich ihn in einem Moment seiner Herzens- und Geisteswüstheit, worin er gewiß wiederzuerkennen sein wird, aufzufassen wissen. Aber die Mode drängt, und er ist wieder Frömmling.

Wer den Hof genau kennt, der weiß, was wirkliche Tugend und was falsche Frömmigkeit ist, er kann sich darin nicht mehr täuschen.

Die Abendandachten als etwas Veraltetes und was aus der Mode ist, vernachlässigen; sich selbst seinen Platz für das Heil bewahren, alle Gänge der Kapelle wissen, die rechte Seite kennen, nämlich wo man gesehen oder wo man nicht gesehen wird; in der Kirche träumerisch an Gott und an seine eigenen Angelegenheiten denken; dort Besuche empfangen, Befehle und Aufträge geben und die Antwort erwarten; einen Directeur haben, dem man mehr Gehör schenkt als dem Evangelium; seine Gesundheit und allen Werth seines Rufes von seinem Directeur abhängig machen; diejenigen mißachten, deren Directeur weniger in Geltung steht, und kaum ihren Gruß erwiedern; von dem Worte Gottes nur das lieben, was man sich selbst davon vorpredigt, oder sich von seinem Directeur sagen läßt; dessen Messe denen der Andern vorziehen, wie auch die Sakramente, die seine Hand austheilt, denen, welchen dieser Umstand abgeht; sich nur an Büchern geistlichen Inhalts weiden, als ob es weder Evangelien, noch Briefe der Apostel, noch eine Lehre der Kirchenväter gäbe; ein den ersten Jahrhunderten unbekanntes Kauderwelsch lesen oder sprechen; in der Beichte die Fehler Anderer umständlich mittheilen, die seinigen aber bemänteln; sich seiner zu großen Nachsicht, seiner Geduld anklagen; wie von einer Sünde von seinen geringen Fortschritten im Heldenmuth reden; in geheimer Verbindung mit gewissen Leuten gegen gewisse andere stehen; nur sich und seine Parteigenossen achten; die Tugend selbst für verdächtig halten; das Glück und die Gunst

genießen, recht auskosten und nur für sich selbst verlangen; das Verdienst auf keine Weise unterstützen; die Frömmigkeit seinem Ehrgeize dienstbar machen; seinem Heile auf dem Pfade des Glücks und der hohen Würden entgegengehen: das sind, wenigstens bis auf diesen Tag, die höchst vortrefflichen Anstrengungen der Frömmigkeit unserer Zeit.

Ein Frömmling ist derjenige, welcher unter einem atheistischen Könige Atheist sein würde.

Die Frommen kennen als Verbrechen nur die Unenthaltsamkeit, oder, genauer gesagt, den Ruf oder die Kundgebungen der Unenthaltsamkeit. Wenn Pherecydes als von den Frauen geheilt gilt, oder Pherenice als ihrem Ehemanne treu, so ist das ihnen genug. Lasset sie ein zu Grunde richtendes Spiel spielen, ihre Gläubiger dem Untergange nahe bringen, sich an dem Unglücke des Nächsten erfreuen oder gar Nutzen davon ziehen, die Großen vergöttern, die Kleinen verachten, sich über ihre eigenen Vorzüge berauschen, vor Neid ganz abmagern, lügen, verlästern, Ränke schmieden, Unheil anstiften: das ist ihr Gewerbe. Wollt ihr, daß sie in das der ehrenwerthen Leute eingreifen sollen, welche neben den heimlichen Lastern auch noch den Stolz und die Ungerechtigkeit fliehen?

Wenn ein Höfling sich zur Demuth neigen wird, geheilt von Prunk und Ehrgeiz; wenn er sein Glück nicht auf den Sturz seiner Nebenbuhler gründen, billig sein, seine Untergebenen mild behandeln, seine Gläubiger bezahlen, weder ein Schurke noch Verläumder sein, auf die großen Gastmähler und die unerlaubten Liebschaften verzichten, auf andere Weise, als blos mit den Lippen, und selbst ohne Beisein des Fürsten beten wird; wenn er außerdem über ein Gesuch nicht auffahren und Schwierigkeiten erheben, nicht das Gesicht in strenge Falten ziehen, sondern eine heitere Miene behalten, nicht träg und nachhängend sein, wird; wenn er aus Gewissenhaftigkeit verschiedene leicht vereinbare Aemter zurückzuweisen im Stande sein wird; wenn er vermögen und gewillt sein wird, seinen Geist und seine Sorgfalt wichtigen und mühevollen Geschäften zuzuwenden, solchen vornehmlich, welche die weitest reichende Folge für die Völker und den gesamm-

ten Staat haben; wenn sein Charakter mir Scheu einflößen wird, ihn in dieser Betrachtung aufzuführen, und seine Bescheidenheit ihn verhindern wird, sich darin wiederzuerkennen, wenn ich ihn nicht nenne: wenn alles dies bei einem Höfling stattfindet — dann ist er ein wahrer Frommer, oder er ist vielmehr ein Mann, der seinem Jahrhundert als ein Muster aufrichtiger Tugend und zur Unterscheidung von scheinheiligem Wesen hingestellt worden ist.

Onuphrius hat freilich zum Bett nichts weiter als eine Decke von grauer Sarsche, schläft aber auf Baumwolle und Daunen. Desgleichen geht er einfach und bequem gekleidet einher, das heißt in einem sehr leichten Stoff im Sommer, und in einem andern sehr wollreichen im Winter; er trägt sehr feine Hemden, die er aber sehr sorgfältig zu verbergen sucht. Er sagt nie: Mein hären Hemd und meine Geißel; im Gegentheil; denn dann würde er für das gelten, was er ist, nämlich für einen Scheinheiligen; und er will doch für das gelten, was er nicht ist, für einen wirklich Frommen. Freilich benimmt er sich so, daß man, ohne sein ausdrückliches Wort, glauben solle, er trage ein Büßerhemd und gebe sich die Geißel. In seinem Zimmer liegen einige Bücher, wie zufällig zerstreut, herum; schlagt sie auf, und ihr findet: den „Gewissenskampf“, den „Inwendigen Christen“, das „Heilige Jahr“. Andere werden unter Schloß und Riegel gehalten. Wenn er durch die Stadt geht und von Weitem jemanden kommen sieht, vor dem es nöthig ist, fromm zu erscheinen, so hat er es in der Uebung, mit gesenkten Augen, langsamen und bescheidenen Schritten und gesammelter Miene einher zu gehen: er versteht seine Rolle zu spielen. Wenn er in eine Kirche tritt, so blickt er zuerst umher, von wem er etwa gesehen werden kann; und je nachdem die Forschung ausgefallen ist, wirft er sich auf die Kniee und betet, oder er denkt nicht an Kniebeugung und Gebet. Kommt ein ehrenwerther oder angesehener Mann auf seine Stelle zu, der ihn sehen und hören könnte, so betet er nicht blos, sondern liest eine fromme Betrachtung, zeigt andächtige Begeisterung und stößt Seufzer aus. Ist der Mann vorübergegangen, so

beruhigt sich der wieder, welcher ihn sich entfernen sieht, und hält mit seinen Seufzern inne. — Ein ander Mal kommt er an einen heiligen Ort, drängt sich durch die Menge, wählt einen Platz, um sich zu sammeln, und wo jedermann sieht, wie er sich demüthigt. Wenn er Höflinge hört, welche mit einander reden, welche lachen, oder welche sich in der Kapelle weniger schweigend verhalten als im Vorzimmer: so macht er noch mehr Geräusch als sie, um sie zum Schweigen zu bringen. Dann nimmt er seine Andacht wieder auf, die stets in der Vergleichung besteht, welche er zwischen diesen Personen und sich anstellt, und welche immer zu seinen Gunsten ausfällt. Er vermeidet einsame und wenig besuchte Kirchen, wo er zwei Messen hintereinander, die Predigt, die Vesper und die Completen hören könnte, und alles das nur zwischen Gott und sich, und ohne daß jemand ihm Dank dafür wüßte. Er liebt die Gemeinde, er besucht gern die Gotteshäuser, zu denen ein großer Zulauf ist, dort spielt man nie seine Rolle umsonst, man wird dort gesehen. Er wählt zwei oder drei Tage im ganzen Jahre, an denen er um nichts und wieder nichts fastet oder sonst enthaltsam ist; aber gegen Ende des Winters fängt er an zu husten, fühlt seine Brust angegriffen, hat Beängstigungen, hat Fieberanfälle; er läßt sich bitten, nöthigen, mit Scheltworten bestürmen, die Fasten, die eben begannen, doch zu brechen, und er giebt endlich aus reiner Gefälligkeit nach. Wenn Onuphrius in einem Streite von Verwandten oder in einem Familienprocesse zum Schiedsrichter aufgerufen wird, so tritt er stets auf die Seite der Reicheren, da er sich nicht überzeugen kann, daß derjenige oder diejenige, welche viel Vermögen besitzt, Unrecht haben könne. Wenn er bei einem Reichen gut steht, dem er zu imponiren gewußt hat, bei dem er schmarotzt, und von dem er großen Vortheil ziehen kann, so sucht er nie dessen Frau mit Schmeicheleien zu umstricken, er kommt ihr wenigstens nie zuvor, noch macht er ihr eine Erklärung: er wird vielmehr fliehen, er wird ihr seinen Mantel lassen, wenn er ihrer nicht ebenso gewiß ist, als seiner selbst. Noch mehr entfernt ist er davon, um ihr zu schmeicheln und sie zu verführen, sein frommes Kauderwelsch anzuwenden. Ueberhaupt spricht

er dieses nicht aus Gewohnheit, sondern immer mit Absicht und je nachdem es ihm vortheilhaft scheint, aber niemals, wenn er sich dadurch nur höchst lächerlich machen würde. Er weiß, wo umgänglichere und gelehrigere Frauen, als die seines Freundes, zu finden sind; und diese giebt er lange Zeit nicht auf, außer wenn er im Publikum von sich sagen lassen will, daß er sich in die Stille zurückziehe Und wer könnte darüber Zweifel hegen, wenn man ihn mit einem ganz abgemagerten Gesicht, mit dem Aussehen eines Menschen, der sich nicht schont, wiedererblickt? Uebrigens sagen ihm die blühenden und unter dem Schutze der Frömmigkeit gedeihenden Frauen am besten zu, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß er diejenigen, welche gealtert haben, zurücksetzt, und lieber den jungen huldigt, und unter diesen wieder den schönsten und wohlgebildetsten. Das hat Reiz für ihn. Sie gehen, und er geht; sie kommen wieder, und er kommt wieder; sie bleiben, und er bleibt. An allen Orten und zu allen Stunden hat er den Trost, sie zu sehen. Wer sollte nicht davon erbaut werden? Sie sind Fromme, und er ist ein Frommer. Er vergißt nicht, Vortheil aus der Verblendung seines Freundes zu ziehen, sowie aus dem günstigen Vorurtheil, das er ihn für sich hat fassen lassen. Bald borgt er ihm Geld ab, bald weiß er es so klug anzustellen, daß ihm der Freund welches anbietet. Er bringt seine Freunde dahin, daß sie es ihm zum Vorwurf machen, daß er sich bei seinen Bedürfnissen nicht an sie gewendet hat. Bisweilen weigert er sich, einen Pfennig ohne Quittung anzunehmen, obwohl er sie sicherlich nicht einlösen wird. Ein ander Mal sagt er mit einer gewissen Manier, daß ihm nichts mangle, und zwar wenn er nur einer geringen Summe bedarf. Noch ein ander Mal rühmt er öffentlich die Großmuth jenes Mannes, um sein Ehrgefühl anzustacheln und ihn dazu zu bewegen, daß er ihm ein großes Geschenk mache. Er denkt nicht im entferntesten daran, sich aus seinem Nachlaß zu bereichern, oder ihn zu einer Schenkung seines Vermögens in Bausch und Bogen zu bewegen; es handelt sich hauptsächlich nur darum, es einem Sohne, dem legitimen Erben, zu entziehen. Ein frommer Mensch ist weder

habsüchtig, noch gewaltthätig, noch ungerecht, noch selbst interessirt. Onuphrius ist nicht fromm, aber er will dafür gehalten werden und durch eine tadellose, wenn auch geheuchelte Frömmigkeit seine Interessen in der Stille betreiben. Ebenso geht er nie in gerader Linie zu Werke, und schleicht sich niemals in eine Familie ein, wo zugleich eine Tochter zu versorgen und einem Sohne seine Zukunft zu begründen ist. Da giebt es zu unüberwindliche und zu unverletzliche Rechte; solche durchkreuzt man nicht, ohne ärgerliches Aufsehn zu erregen (und das scheut er), ohne daß ein solches Unternehmen zu den Ohren des Fürsten gelangte, vor dem er seine Schliche geheim hält, aus Furcht, entdeckt zu werden und als das zu erscheinen, was er ist. Er versucht es lieber auf der Seitenlinie, wo man ungestrafter angreifen kann. Er ist der Schrecken der Vettern und der Basen, der Neffen und der Nichten, der Schmeichler und erklärte Freund aller Oheime, welche Vermögen besitzen. Er giebt sich für den gesetzlichen Erben jedes reichen Alten aus, welcher, ohne Kinder zu hinterlassen, stirbt, und dieser muß ihn gradezu für enterbt erklären, wenn er seinen Verwandten die Erbschaft zukommen lassen will. Wenn Onuphrius kein Auskunftsmittel findet, diese ganz und gar um die Erbschaft zu bringen, so sucht er ihnen doch wenigstens einen guten Theil derselben zu entreißen. Eine kleine Verläumdung, ja weniger als das, eine leise üble Nachrede genügt ihm zu diesem frommen Vorhaben; denn er besitzt dieses Talent in einem sehr hohen Grade von Vollkommenheit; er macht es sogar oft zu einem Punkt klugen Benehmens, es nicht ungenützt liegen zu lassen. Seiner Ansicht nach giebt es Menschen, welche in Verruf zu bringen man mit gutem Gewissen verpflichtet ist, und das sind diejenigen, welche er nicht liebt, welchen zu schaden er gewillt ist, und nach deren Hinterlassenschaft er angelt. Und er erreicht seine Zwecke, ohne sich auch nur die Mühe zu geben, den Mund aufzuthun. Man spricht mit ihm von Eudoxius; er lächelt, er seufzt. Man fragt ihn nach der Ursache davon, man dringt in ihn; er giebt weiter keine Antwort, und er hat Recht, denn er hat genug gesagt.

Lachen Sie doch, Zelie, treiben Sie Scherz und Muthwillen, wie es sonst Ihre Weise ist. Wo ist Ihre Fröhlichkeit hin? Ich bin reich, sagen Sie, Sie sehen mich im Ueberfluß, und ich beginne wieder zu athmen. Lachen Sie noch lauter, Zelie, machen Sie Ihrem Herzen Luft. Zu was nützt denn ein höherer Wohlstand, wenn er nur Ernst und Traurigkeit mit sich führt? Machen Sie es wie die Großen, die im Schooße des Reichthums geboren sind: sie lachen mitunter, sie geben ihrem Temperament nach. Folgen Sie dem Ihrigen; lassen Sie nicht von sich sagen, daß eine neue Stellung, oder einige tausend Livres Rente mehr oder weniger Sie dahin bringen, von einem Extrem zum andern zu springen. Sie sagen: ich liebe die Gunst aus nur einem Grunde. Ich vermuthete das; aber glauben Sie mir, hören Sie nicht auf, fröhlich zu sein, und sogar mir im Vorübergehen zuzulächeln, wie ehedem; fürchten Sie nichts, ich werde mich deswegen weder freier, noch vertraulicher gegen Sie benehmen; ich werde keine geringere Meinung von Ihnen und Ihrer Stellung haben; ich werde gleich sehr daran denken, daß Sie reich und begünstigt sind. Aber ich bin auch Fromme, fügen Sie hinzu. Es ist genug, Zelie, und ich muß mich daran erinnern, daß es nicht mehr Heiterkeit und Freude ist, was das Gefühl eines guten Gewissens über das Antlitz verbreitet; die traurigen und strengen Gemüthsbewegungen haben die Oberhand gewonnen und geben sich auch im Aeußern kund; ja, sie führen noch weiter, und man verwundert sich gar nicht mehr, zu sehen, daß die Frömmigkeit es noch besser versteht, als die Schönheit und die Jugend, eine Dame stolz und geringschätzig zu machen.

Man ist seit einem Jahrhundert weit gekommen in den Künsten und Wissenschaften, welche alle zu einem hohen Grad der Verfeinerung gesteigert worden sind, sogar die des Heils, die man in Regeln und in Methode gebracht, und mit Allem, was der menschliche Geist Schönstes und Erhabenstes zu erfinden wußte, bereichert hat. Die Frömmigkeit und die Geometrie haben beide ihre bestimmte Art zu reden, oder das, was man Kunstausdrücke nennt. Wer diese nicht kennt, ist weder Frommer

noch Geometer. Die ersten Frommen, nämlich diejenigen, welche noch von den Aposteln geleitet wurden, kannten diese Ausdrücke nicht; sie waren einfache Menschen, denen nur Glauben und Werke eigen waren, und die sich darauf beschränkten, zu glauben und gerecht zu leben.

Es ist für einen religiös gesinnten Fürsten eine eigene Sache, den Hof umzugestalten und ihm eine religiöse Richtung zu geben. Unterrichtet davon, wie weit der Höfling ihm zu gefallen wünscht, und auf welche Kosten hin er sein Glück machen möchte, behandelt er ihn mit Vorsicht, ist nachgiebig, giebt sich den Anschein, als merke er nichts, aus Furcht, ihn zur Heuchelei oder zur Gottlosigkeit zu veranlassen. Er erwartet mehr von Gott und von der Zeit, als von seinem Eifer und seiner Bemühung.

Es ist ein alter Gebrauch an den Höfen, einem Musiker, einem Tanzmeister, einem Lustigmacher, einem Flötenbläser, einem Schmeichler, einem Augendiener Pensionen zu geben, Gnadenbeweise zu ertheilen: sie machen sich auf eine bestimmte Weise verdient und besitzen unbestreitbare und bekannte Talente, welche die Großen unterhalten und ihnen eine Erholung von ihrer Größe gewähren. Man weiß, daß Favier ein vortrefflicher Tänzer ist, und daß Lorenzani schöne Motetten komponirt. Wer aber weiß sicher, ob ein sogenannter Frommer wirklich tugendhaft ist? Für einen solchen giebt es nichts in der königlichen Schatulle, noch im Staatsschatz, und mit Recht! Dieser treibt eine Kunst, die jeder leicht nachmachen kann, und welche, wollte man sie belohnen, den Fürsten der Gefahr aussetzen würde, Verstellung und Schurkerei zu Ehren zu erheben und dem Heuchler Pensionen zu zahlen.

Man hofft, daß die Frömmigkeit des Hofes nicht unterlassen wird, der Residenz Nacheiferung einzuflößen.

Ich hege daran keinen Zweifel, daß die wahre Frömmigkeit die Quelle der Seelenruhe ist. Sie macht das Leben erträglich und den Tod sanft. Solche Vortheile zieht man aus der Scheinheiligkeit nicht.

Jede Stunde an und für sich, wie in Rücksicht auf uns betrachtet, ist einzig; ist sie einmal verflossen, so ist sie für immer

dahin; nicht Millionen von Jahrhunderten bringen sie wieder. Die Tage, die Monate, die Jahre versinken und verlieren sich in den Abgrund der Zeiten, ohne Wiederkehr. Die Zeit selbst wird vergehen: sie ist nur ein Punkt in den endlosen Weiten der Ewigkeit, und sie wird verschwinden. Es giebt flüchtige und nichtige Erscheinungen der Zeit, die ohne Dauer sind, die vorübergehen, und die ich Moden nenne: Größe, Gunst, Reichthümer, Macht, Ansehen, Unabhängigkeit, Vergnügen, Freuden und Ueberfluß. Was wird aus diesen Moden, wenn die Zeit selbst verschwunden sein wird? Die Tugend allein, die so wenig in der Mode ist, reicht über die Zeit hinaus.

Vierzehntes Kapitel.

Von einzelnen Gebräuchen.

Es giebt Menschen, die gar nicht das Zeug dazu haben, adlig zu werden.

Es giebt auch welche, die adlig wären, wenn sie von ihren Gläubigern sechs Monate Aufschub erlangt hätten.

Manche Andere legen sich als Bürgerliche nieder und stehen als Adlige auf.

Wie viele Edelleute giebt es, deren Vater und ältere Brüder Bürgerliche sind.

Mancher sagt sich für immer von seinem Vater los, den man kennt, und dessen Schreibstube oder Bude man noch anzugeben weiß, und stützt sich auf seinen Aeltervater, der, seit langem gestorben, unbekannt und außer dem Bereich aller Angriffe ist. Hierauf zeigt er sich als Inhaber eines großen Einkommens, mit einer bedeutenden Stelle bekleidet und unter schönen Verbindungen; und es fehlt ihm, um Edelmann zu sein, nur an Rechtsansprüchen.

„Rehabilitation“, ein Wort, das in den Gerichtshöfen im Gebrauch ist, und welches das sonst so französische, so gebräuchliche „Adelsbriefe“ zu einem veralteten und gothischen Ausdruck ge-

macht hat. Sich rehabilitiren lassen setzt voraus, daß ein reich gewordener Mann seinem Ursprunge nach adlig ist, daß er es vermöge einer mehr als moralischen Nothwendigkeit sein muß; daß zwar sein Vater dem Pfluge, oder dem Karste, oder dem Hausirerkasten, oder der Livrée zu Liebe seine Würde hat aufgeben müssen; daß er aber nur in die früheren Rechte seiner Vorfahren wieder einzutreten und das Wappen seiner Familie fortzuführen braucht, nämlich das, welches er sich selbst fabricirt hat, und das von demjenigen, welches sich auf seinem Zinngeschirr befindet, ganz verschieden ist; daß, mit Einem Worte, die Adelsbriefe auf ihn nicht mehr anwendbar sind, welche nur dem Nichtadligen Ehre verleihen, das heißt demjenigen, welcher noch dem Geheimnisse nachspürt, reich zu werden.

Ein Mensch aus dem Volke, sobald er oftmals versichert hat, daß er ein Wunder gesehen habe, überredet sich irrthümlicher Weise, daß er wirklich ein Wunder gesehen hat. Derjenige, welcher fortwährend sein Alter verheimlicht, glaubt zuletzt selbst, so jung zu sein, als er es Andern glauben machen will. Ebenso hat der Nichtadlige, welcher zu sagen gewohnt ist, daß er seinen Ursprung von irgend einem alten Baron oder von irgend einem Erblehnsherrn herleite, von dem er in Wahrheit nicht abstammt, das Vergnügen, zu glauben, daß er von ihm abstamme.

Es reicht hin, nicht in einer Stadt geboren zu sein, sondern in einer auf dem Felde liegenden Hütte, oder in einer Ruine, die sich in irgend einem Moraste befindet, und die man ein Schloß zu nennen beliebt, um auf sein Wort hin für adlig gehalten zu werden.

Ein schlichter Junker will für einen kleinen Gebieter gelten, und er gelangt dahin. Ein hochadliger Herr hascht nach der Fürstenwürde, und er bedient sich so vieler Mittelchen, daß er mit Hilfe verschiedener schöner Namen, die er sich giebt, durch Wortstreit über Rang und Vorrang, durch neuerdichtete Wappen und eine Genealogie, welche Hozier ihm nicht ausgefunden hat, endlich zu einem kleinen Fürsten wird.

Die Großen bilden und richten sich in allen Dingen nach den Größern, die ihrerseits wieder, um nichts mit den unter ihnen

Stehenden gemein zu haben, gern auf alle Arten von Ehrentitel und Auszeichnung verzichten, womit ihr Stand sich belastet sieht, und dieser Knechtschaft ein freieres und bequemeres Leben vorziehen. Diejenigen, welche ihnen nachahmen, beobachten schon aus Nacheiferung diese einfache und bescheidene Lebensweise, und solchergestalt kommen nach und nach Alle aus purer Hoffahrt zu einer natürlichen Lebensart und gleichsam zum Volke zurück. Eine schreckliche Unannehmlichkeit!

Gewisse Leute führen drei Namen, aus Besorgniß, daß es ihnen daran fehlen möchte; sie haben deren für den Land- und für den Stadtaufenthalt, wie für die Localitäten ihres Dienstes oder ihrer Amtsgeschäfte. Andere haben einen einzigen zweisylbigen Namen, den sie durch Partikeln veredeln, sobald sich ihre Umstände verbessern. Der Eine macht durch Weglassung einer Sylbe aus seinem unbedeutenden Namen einen glänzenden; ein Anderer versucht ihn durch Verwandlung eines Buchstabens in einen andern unkenntlich zu machen, und aus Syrus wird Cyrus. Manche unterdrücken ihre Namen, die sie, ohne sich deren zu schämen, behalten könnten, um dafür schönere anzunehmen, wobei sie aber durch die Vergleichung, die man stets zwischen ihnen, den gegenwärtigen Trägern der Namen, und den großen Männern anstellt, die sie getragen haben, nur in Nachtheil kommen. Endlich findet man welche, die, im Schatten der Glockenthürme von Paris geboren, gern Flamländer oder Italiener sein wollen, als ob der Bürgerstand nicht überall zu Hause wäre, und die ihre französischen Namen mit einer ausländisch klingenden Endung versehen und dadurch glauben machen wollen, daß sie aus einem gepriesenen Lande stammen, das heißt, von weit herkommen.

Das Geldbedürfniß hat den Adel mit dem Nichtadel ausgesöhnt; es macht den Nachweis der viergetheilten Schilde, das heißt von vier Ahnen, unnothwendig.

Wie vielen Kindern würde ein Gesetz zu Statten kommen, welches entschiede, daß der Mutterleib es ist, welcher den Adel verleiht! Aber wie vielen andern würde dies auch nachtheilig sein!

Es giebt wenige Familien in der Welt, die nicht mit dem einen Ende an die großen Fürsten streiften und mit dem andern an das schlichte Volk.

Ich erkläre hiermit rund heraus, damit man darauf vorbereitet sei und niemand davon eines Tages überrascht werde: Wenn es jemals geschehen sollte, daß irgend ein Großer mich seiner Fürsorge werth erachtete, wenn mir endlich ein ansehnliches Glück zu Theil werden sollte: so giebt es einen Gottfried de la Bruyère, den alle Chroniken der Zahl der größten Lehnsherren von Frankreich einreihen, welche dem Gottfried von Bouillon zur Eroberung des heiligen Landes folgten. Man weiß dann also, von wem ich in gerader Linie abstamme.

Wenn Adel eine Tugend ist, so geht er durch Alles, was nicht tugendhaft zu nennen ist, verloren; ist er aber keine Tugend, so ist er etwas sehr Unbedeutendes.

Es giebt Dinge, die, auf ihren Ursprung und ihre erste Einrichtung zurückgeführt, erstaunlich und unbegreiflich sind. Wer in der That kann es begreifen, daß gewisse Abbés, denen nichts von der Toilette, der Weichlichkeit und der Eitelkeit der verschiedenen Geschlechter und Stände mangelt, die bei den Frauen einen Wettstreit mit dem Marquis und dem Finanzmann eingehen, und über Beide den Sieg davontragen — daß diese, sag' ich, ursprünglich und gemäß der Etymologie ihrer Namen*), eigentlich die Väter und die Häupter von heiligen Mönchen und demüthigen Einsiedlern sind und diesen zum Muster dienen sollten? Welche Macht, welche Herrschaft, welche Tyrannei der Sitte! Und größerer Nachtheile zu geschweigen: muß man nicht befürchten, einst einen jungen Abbé in grauem und geblümtem Sammt erscheinen zu sehen, wie eine Eminenz, oder mit Schönpflästerchen und geschminkt, wie eine Dame?

Daß die Unsauberkeiten der Götter, die Venus, Ganymed und andere dergleichen Nacktheiten des Carracci für die Fürsten der Kirche, die sich die Nachfolger der Apostel nennen, gemalt worden sind, davon giebt der Palast Farnese den Beweis.

---

*) Das Wort Abbé kommt vom syrischen Aba, welches Vater bedeutet.

Schönheiten sind an der unrechten Stelle nicht mehr Schönheiten. Das Schickliche bedingt die Vollkommenheit, und die Vernunft das Schickliche. Daher vernimmt man in einer Kapelle keine lustigen Tänze, und in einer Predigt keine Ausdrucksweisen der Bühne. In den Gotteshäusern erblickt man keine profanen Bilder, neben einem Christus z. B. das Urtheil des Paris in einem und demselben Heiligthume; noch bei Personen, die sich der Kirche geweiht haben, das Gefolge und die Equipage eines Cavaliers.

Soll ich meine Gedanken über das offenbaren, was man in der Welt eine „schöne Andacht" nennt? — über die oft weltliche Ausschmückung des Gotteshauses, die belegten und bezahlten Plätze; die wie im Theater vertheilten Bücher; die häufigen Zusammenkünfte und Stelldichein; das betäubende Gemurmel und Geschwätz, während irgend einer eine Rednerbühne bestiegen hat und dort im vertrauten und trockenen Tone spricht, ohne anderen Eifer, als um Zuhörer zu versammeln und sie zu unterhalten; bis endlich, darf man es sagen? ein Orchester und Stimmen, welche schon seit geraumer Zeit zusammen gestimmt haben, sich hören lassen? Soll ich ausrufen, daß der Eifer für das Haus des Herrn mich verzehrt, und den leichten Schleier lüften, der die Mysterien, die Zeugen solcher Ungebührlichkeit, bedeckt? Was! weil man bei den Theatinern nicht gar bereits tanzt, will man mich zwingen, dieses ganze ärgerliche Schauspiel Gottesdienst zu nennen?

Man sieht keine Gelübde noch Wallfahrten thun, um von einem Heiligen zu erbitten, daß der Geist sanfter, die Seele dankbarer werde, daß man billiger denke und weniger unrecht handle, und daß man von der Eitelkeit, der Unstätigkeit und der schlimmen Neigung zum Spotte genese.

Welchen wunderlicheren Gedanken giebt es, als sich eine Menge von Christen beiderlei Geschlechtes vorzustellen, die sich an gewissen Tagen in einem Saale versammeln, um dort einer Gesellschaft Geächteter, die es nur um des Vergnügens willen sind, das sie jenen gewähren, und das im voraus bezahlt wird, Beifall zu klatschen! Man sollte, scheint mir, entweder

die Theater schließen, oder weniger streng über den Stand der Schauspieler urtheilen.

In jenen Tagen, die man heilige nennt, ertheilt der Mönch die Beichte, während der Pfarrer von der Kanzel herab gegen die Mönche und ihre Anhänger donnernd loszieht. Manches fromme Weib kommt vom Altar her, welches in der Predigt vernimmt, daß es soeben einen Frevel gegen das Heilige begangen hat. Giebt es denn in der Kirche keine Macht, welcher es zukäme, entweder den Prediger zum Schweigen zu bringen, oder für eine gewisse Zeit der Macht des Barnabiten Einhalt zu thun?

In den Kirchspielen zahlt man mehr Gebühren für eine Hochzeit als für eine Taufe, und für eine Taufe mehr als für eine Beichte. Man könnte sagen, es sei eine Taxe auf die Sakramente gelegt, welche dadurch gleichsam abgeschätzt werden. Im Grunde aber will dieser Gebrauch nichts besagen; und diejenigen, welche für diese heiligen Geschäfte Geld in Empfang nehmen, glauben sie ebenso wenig zu verkaufen, als diejenigen, welche dafür zahlen, daran denken, daß sie sie erkaufen. Es sind vielleicht nur äußere Formen, die man den schlichten Frommen wie den Weltkindern ersparen könnte.

Ein Geistlicher in den schönsten Jahren, in vollkommener Gesundheit, in Wäsche von feinem Linnen und venetianischer Spitzenarbeit, hat seinen Platz im Kirchenchor hinter den Herren im Purpur und in pelzverbrämten Gewändern. Dort vollendet er seine Verdauung, während der Bernhardinermönch oder der Franciskaner von der strengen Observanz seine Zelle und seine Einsamkeit verläßt, wohin er durch sein Gelübde und den Anstand gebannt ist, und kommt, um ihn und seine Pfarrkinder zu ermahnen und dafür seinen Lohn in Empfang zu nehmen wie für ein Stück Zeug. Ihr unterbrecht mich und sagt: „Was für eine Rüge! und wie so ganz neu und unerwartet! Wollt ihr denn jenem Geistlichen und seiner Heerde das Wort Gottes und das Brot des Evangeliums vorenthalten?“ Im Gegentheil, ich wünschte, daß er selbst es Morgens und Abends, in der Kirche und in den Häusern, auf den Plätzen und unter den

Dächern austheilte, und daß Niemand auf ein so bedeutendes, so mühevolles Amt Anspruch machen möchte, außer mit Absichten, Talenten und Lungen, die fähig wären, ihm die schönen Opfergaben und die reichen Gebühren, die damit verknüpft sind, zu verdienen. Es ist wahr, ich muß einen Pfarrer wegen dieses Benehmens entschuldigen, es ist ein eingeführter Gebrauch, den er vorfindet, und den er seinem Nachfolger hinterlassen wird; aber eben dieser seltsame und aller Begründung und Schicklichkeit entbehrende Gebrauch ist es, den ich nicht billigen kann, und den ich noch weniger gut heiße, als den, sich viermal dasselbe Leichenbegängniß bezahlen zu lassen, für sich, für seine Rechte, für seine Anwesenheit und für seinen Beistand.

Titus wird, nachdem er zwanzig Jahre in einer zweiten Stelle gedient hat, noch nicht einer ersten, die erledigt ist, für würdig befunden. Weder seine Talente, noch seine Gelehrsamkeit, noch ein musterhaftes Leben, noch die Wünsche der Pfarrkinder können sie ihm verschaffen. Irgend ein anderer Geistlicher schießt da unter der Erde hervor, um sie einzunehmen. Titus ist zurückgetreten oder verabschiedet; er beklagt sich nicht: es ist so der Brauch.

Ich bin Herr des Chors, sagt der erste Domherr, wer wird mich zwingen, zur Frühmette zu gehen? Mein Vorgänger hat es nicht gethan, bin ich von geringerem Stande? Soll ich meine Würde mir unter den Händen erniedrigen lassen, oder sie so bewahren, wie ich sie überkommen habe? — Es ist nicht mein Interesse, welches mich leitet, sagt der Stiftsherr, sondern das der Präbende; es wäre sehr hart, wenn sich ein höherer Kanonikus dem Chor der Domherren unterwerfen sollte, während der Schatzmeister, der Archidiakonus, der Pönitentiarius und der Großvikar sich frei davon glauben. — Ich stehe hinlänglich gesichert, sagt der Propst, um die Gebühren einzufordern, ohne mich bei den geistlichen Functionen einzufinden. Es sind volle zwanzig Jahre, daß ich die Befugniß habe, die Nächte über zu schlafen; ich will auch so schließen, wie ich begonnen habe, und man soll mich niemals meinen Ansprüchen etwas vergeben sehen. Was nützte mir es sonst, an der Spitze eines Kapitels zu stehen?

Mein Beispiel zieht keine weiteren Folgen nach sich. — Genug, jeder von ihnen allen sucht, wie er Gott am wenigsten diene, wie er durch einen lang dauernden Gebrauch darthun könne, daß er nicht verpflichtet sei, es zu thun. Der Wetteifer, sich dem geistlichen Dienste zu entziehen, könnte nicht lebhafter und hitziger sein. Die Glocken tönen durch die Stille der Nacht, und ihre Melodie, welche die Chorsänger und Chorknaben weckt, schläfert die Domherrn ein, senkt sie in einen süßen und leichten Schlaf, der ihnen nur schöne Träume gewährt. Sie stehen spät auf und gehen zur Kirche, um sich dafür zahlen zu lassen, daß sie geschlafen haben.

Wer sollte es sich vorstellen, wenn uns nicht die Erfahrung durch den Augenschein davon überzeugte, wie schwer es den Menschen fällt, sich freiwillig zur Wahrung ihres Heiles zu entschließen, und daß mit einem bestimmten Gewande bekleidete Leute dazu erforderlich sind, welche durch eine vorbereitete, eindringliche und rührende Rede, durch gewisse Uebergänge der Stimme, durch Thränen, durch Bewegungen, die sie in Schweiß versetzen und sie bis zur Erschöpfung abmatten, einen christlichen und vernünftigen Menschen, dessen Krankheit keine Genesung mehr hoffen läßt, endlich dahin bringen, sich nicht dem Verderben anheim zu geben, sondern sein ewiges Heil zu bewerkstelligen.

Die Tochter des Aristipp ist krank, und zwar gefährlich; sie schickt zu ihrem Vater, will sich mit ihm aussöhnen und, seiner Verzeihung versichert, sterben. Dieser so lebenskluge Mann, der Berather einer ganzen Stadt, wird er selbständig diesen so vernünftigen Schritt thun? Wird er seine Frau dabei mit zu Rathe ziehen? Oder wird es nicht gar, um Beide in Bewegung zu setzen, der Maschine des „Directeurs" bedürfen?

Eine Mutter, die nicht etwa blos nachgiebt und sich darein findet, daß ihre Tochter den Klosterberuf wählt, sondern die sie zwingt, Nonne zu werden, belastet ihr Gewissen mit einer Seele, ist Gott selbst dafür verantwortlich, bürgt dafür. Damit eine solche Mutter nicht dem Verderben anheimfalle, muß die Tochter sich retten.

Ein Mann spielt und richtet sich zu Grunde. Dessenungeachtet

verheirathet er seine ältere Tochter von dem, was er vor den Händen eines Ambreville hat retten können. Die jüngere steht auf dem Punkt, ihr Gelübde abzulegen, die doch kein anderer Beruf dazu drängt, als das Spiel des Vaters.

Es hat Jungfrauen gegeben, welche Tugend, Gesundheit, Inbrunst und einen inneren Beruf besaßen, und die doch nicht reich genug waren, um in einer reichen Abtei das Gelübde der Armuth abzulegen.

Eine Thorheit begehen und aus Liebe heirathen, das heißt so viel, als Melitta zur Frau nehmen, die jung, schön, verständig und wirthschaftlich ist, die gefällt, die euch liebt, die aber weniger Vermögen hat, als Aegine, die man euch vorschlägt, und die euch nebst einer reichen Mitgift zugleich reiche Anlagen dazu zubringt, sie zu verschwenden und neben ihrer Mitgift euer ganzes eigenes Vermögen obendrein.

Es erforderte ehemals eine gewissenhafte Ueberlegung, sich zu verheirathen, denn es galt eine Einrichtung auf lange Zeit; es war eine ernste Angelegenheit, welche verdiente, daß man sie reiflich in Erwägung zog. Man war während seines ganzen Lebens der Ehegatte seiner Frau, mochte diese gut oder schlimm sein; man theilte denselben Tisch, dieselbe Wohnung, dasselbe Bett mit ihr. Man wurde ihrer nicht ledig durch eine Pension; mit Kindern und einem vollständigen Haushalte hatte man nicht das Aussehen und die Freuden eines Hagestolzen.

Daß man mit einer Frau, die nicht die eigene ist, allein gesehen zu werden vermeidet, ist eine wohlangebrachte Scheu; daß man eine gewisse Verlegenheit fühlt, in der Welt mit Personen von zweideutigem Rufe zusammen zu sein, ist nicht schwer zu begreifen. Aber welche schlimme Scham ist es, die einen Mann über seine eigene Frau erröthen läßt, und ihn verhindert, sich öffentlich mit derjenigen zu zeigen, die er sich zu seiner unzertrennlichen Lebensgefährtin erwählt hat, die seine Freude, seine Labung und seine ganze Gesellschaft ausmachen soll; mit derjenigen, die er liebt, die er schätzt, die seine Zierde ist; deren Verstand, Verdienste, Tugenden und Verwandtschaft ihm

zur Ehre gereichen? Warum erröthet er nicht endlich über seine Heirath?

Ich kenne die Macht der Gewohnheit, und bis wie weit sie die Geister beherrscht und der Sitte Trotz bietet, sogar in Dingen, die eines vernünftigen Grundes am meisten entbehren. Dessen ungeachtet fühle ich, daß ich die Unverschämtheit haben würde, mich mit einer Person, die meine Frau wäre, auf öffentlichem Spaziergange sehen zu lassen und die Musterung auszuhalten.

Ein junger Mann zieht sich weder Schande zu, noch begeht er einen Fehler, wenn er eine in den Jahren vorgeschrittene Frau heirathet: das kann bisweilen als Klugheit, es kann als Vorsichtsmaßregel gelten. Die Schmach liegt darin, wenn er über seine Wohlthäterin spottet durch unwürdige Behandlung, die ihr zu erkennen giebt, daß sie von einem Heuchler und Undankbaren hintergangen sei. Verstellung ist zu entschuldigen in dem Falle, wo ihr der Schein der Freundschaft gegeben werden muß; Täuschung ist erlaubt bei einer Gelegenheit, wo es Härte wäre, aufrichtig zu sein. Aber sie lebt so lange! Hatten Sie auch gesetzlich ausgemacht, daß sie, nachdem sie Ihr zu erhaltendes Vermögen und die Bezahlung aller Ihrer Schulden unterzeichnet, mit Tode abgehen möchte? Hat sie, nach diesem großen Geschäfte nichts weiter zu thun, als den letzten Athem auszuhauchen, als Opium oder Schierlingssaft zu nehmen? Begeht sie ein Unrecht, noch fortzuleben? Und wenn Sie selbst vor derjenigen sterben, deren Leichenbegängniß Sie bereits angeordnet, für die Sie ein volles Geläute und den schönen Begräbnißpomp bestellt hatten — ist sie dafür verantwortlich?

Es herrscht schon seit langer Zeit in der Welt ein Gebrauch, sein Vermögen nutzbringend zu machen, welcher fort und fort von anständigen Leuten geübt und von einsichtigen Gelehrten verdammt wird*).

Man hat im Staate stets gewisse Aemter gesehen, die zu

*) Wechsel und Obligationen.

Anfang nur dazu erdacht zu sein schienen, um einen Einzigen auf Kosten Mehrerer zu bereichern. Dahin fließen die Kapitalien oder das Geld der Privatleute unaufhörlich und ununterbrochen; vielleicht kehrt nichts mehr davon zurück, oder zu spät. Das ist ein Schlund, ein Meer, welches die Gewässer der Flüsse in sich aufnimmt, und sie nicht wieder zurückgiebt, oder, wenn es dies ja thut, so geschieht es durch geheime, unterirdische Kanäle, ohne daß man etwas davon sieht, oder ohne daß es dadurch an Größe abgenommen hätte; und dann geschieht es auch nur, nachdem es sich lange genug jenes Zuflusses erfreut hat und ihn nicht länger bei sich behalten kann.

Orante processirt seit vollen zehn Jahren über die Competenzbestimmung in einer gerechten, sehr wichtigen Angelegenheit, wobei es sich um ihr ganzes Vermögen handelt; in fünf Jahren wird sie es vielleicht erfahren, wer ihre Richter sein werden, und bei welchem Gerichtshofe sie noch ihr übriges Leben lang den Proceß fortführen muß.

Man giebt dem Gebrauche, den man bei den Gerichtshöfen eingeführt hat, Beifall, daß man nämlich die Advocaten mitten in ihrer Verhandlung unterbricht, um sie daran zu verhindern, daß sie sich zu sehr in ihrer Beredsamkeit ergehen und zu geistreich werden, und um sie auf die Thatsache und auf die trockenen Beweise zurückzuführen, welche ihre Rechtsgründe, sowie das Recht ihrer Parteien feststellen; und diesen so strengen Gebrauch, welcher den Rednern das Bedauern hinterläßt, die schönsten Stellen ihrer Reden nicht haben vorbringen zu können, welcher die Beredsamkeit von dem einzigen Orte, wo sie an ihrem Platze ist, verbannt, und welcher auf dem Wege ist, aus dem Parlament eine stumme Gerichtsbarkeit zu machen, heißt man gut aus einem stichhaltigen und unanfechtbaren Grunde, nämlich dem der Beschleunigung. Es wäre nur zu wünschen, daß er auch bei jeder andern Veranlassung weniger außer Acht gelassen würde, daß er im Gegentheil ebenso die Bureaux und die Gerichtssäle regelte und man den Gerichtsschreibereien ebenso ein Ziel setzte, wie den mündlichen Verhandlungen.

Die Pflicht der Richter ist, Gerechtigkeit widerfahren zu

lassen; ihr Handwerk besteht darin, sie hinauszuschieben. Manche kennen ihre Pflicht, und üben nur ihr Handwerk.

Derjenige, welcher seinen Richter günstig für sich zu stimmen sucht, erweist ihm keine Ehre; denn er mißtraut seinen Einsichten, ja sogar seiner Rechtlichkeit, oder er sucht ihm vorzugreifen, oder verlangt von ihm eine Ungerechtigkeit.

Man findet Richter, bei denen Gunst, Ansehen, Rechte der Freundschaft und der Verwandtschaft einem guten Rechtshandel schaden, und welche ein zu großes Bestreben, für unbestechlich zu gelten, der Gefahr aussetzt, ungerecht zu sein.

Eine eitle und um Frauengunst bemühte obrigkeitliche Person ist, was die Folgen anbetrifft, schlimmer, als eine ausschweifende. Dieser verbirgt seinen Umgang und seine Verbindungen, und man weiß oft nicht, wodurch man bis zu ihm gelangen kann. Jener ist durch tausend Schwachheiten zugänglich, welche bekannt sind, und man gelangt zu ihm durch alle die Frauenzimmer, denen er zu gefallen wünscht.

Es fehlt wenig daran, so stehen Religion und Gerechtigkeit im Staate auf gleichem Fuße, und das Richteramt heiligt die Menschen, wie das Priesterthum. Der Mann der Robe darf kaum tanzen auf einem Balle, fast nicht im Theater erscheinen, sein einfaches, bescheidenes Gewand nicht ablegen, ohne seiner Würde etwas zu vergeben; es ist seltsam, daß es eines eigenen Gesetzes bedurft hat, um sein Aeußeres zu regeln und ihn auf diese Weise zu nöthigen, gesetzt und achtungswerther zu erscheinen.

Es giebt kein Handwerk, das nicht seine Lehrlingsschaft hätte, und wenn man von den untersten Professionen bis zu den obersten aufsteigt, gewahrt man bei allen eine Zeit der Uebung und der Praxis, welche zu denjenigen Anwendungen des Erlernten vorbereitet, wo die Fehler, die man macht, von keinen nachtheiligen Folgen sind und im Gegentheile zur Vervollkommnung führen. Sogar der Krieg, welcher doch nur aus Verwirrung und Gesetzlosigkeit zu entstehen und durch sie fortzudauern scheint, hat seine Regeln. Man mordet sich nicht rottenweise oder in Schaaren auf ebenem Felde, ohne es gelernt

zu haben, sondern man tödtet sich methodisch. Es giebt Kriegsschulen. Wo giebt es aber Schulen für die obrigkeitlichen Behörden? Es bestehen Gebräuche, Gesetze, Gewohnheiten: wo ist aber eine Zeit, und zwar hinreichend lange Zeit festgesetzt, die man dazu anwendet, jene in sich zu verarbeiten und sich darüber zu belehren? Die Lehrlingsschaft und die Probe eines jungen Menschen, welcher von der Zuchtruthe zu den höchsten Aemtern übergeht und durch Konsignation*) zum Richter gemacht wird, besteht darin, in letzter Instanz über das Leben und Vermögen der Menschen zu entscheiden.

Die Haupteigenschaft eines Redners ist der ehrenwerthe Charakter. Ohne diesen artet er zum Declamator aus: er verstellt oder übertreibt die Thatsachen, er citirt falsch, er verläumdet, macht die Leidenschaften und den Haß derer, für welche er spricht, zu seinen eigenen, und gehört zu jener Klasse von Advocaten, von denen man sagt: daß sie sich dafür bezahlen lassen, den Leuten Beleidigungen zu sagen.

Es ist wahr, sagt man, diese Summe hat er zu fordern, und das und das Recht hat er erworben; aber ich laure ihm bei dieser kleinen Formalität auf. Vergißt er diese, so kommt er nicht mehr darauf zurück, und folglich verliert er sein Geld, oder er ist unbestreitbar seines Rechtes verlustig geworden. Nun, er wird wohl diese Formalität vergessen. — Da hat man, was ich ein Praktikergewissen nenne.

Eine schöne Maxime für den Gerichtshof, nützlich dem Publikum, voll Vernunft, Klugheit und Billigkeit, würde diejenige sein, die grade das Gegentheil von derjenigen bezeichnete, welche besagt, daß die Form über das Wesen geht.

Das peinliche Verhör ist eine bewundernswerthe Erfindung, mit der vollkommensten Gewißheit, einen Unschuldigen, der von schwachem Naturell ist, ins Verderben zu bringen, und einen kräftig angelegten Schuldigen zu retten.

Ich möchte fast von mir behaupten, daß ich kein Dieb oder Mörder werden könne; daß ich aber nicht eines Tags

*) Die gerichtliche Niederlegung einer Geldsumme.

wie ein solcher bestraft werden könne, ist eine kühne Behauptung.

Eine bejammernswerthe Lage ist die eines Menschen, welchen Uebereilung und Verfahren der Richter zum Verbrecher gestempelt haben; kann sogar die seines Richters es mehr sein?

Wie Viele giebt es, die stark sind gegen die Schwachen, standhaft und unbeugsam gegen die dringenden Gesuche des schlichten Volkes, ohne Rücksichten auf die Geringen, hart und streng bei Kleinigkeiten; welche kleine Geschenke zurückweisen und weder ihren Verwandten noch Freunden Gehör geben, und welche die Frauen allein bestechen können.

Es ist nicht schlechterdings unmöglich, daß jemand, der in großer Gunst steht, einen Proceß verlieren könne.

Die Abscheidenden, welche in ihren Testamenten ihre Stimme hören lassen, können erwarten, daß man ihnen, gleich Orakeln, Folge leiste. Ein jeder bezieht sie auf sich und legt sie auf seine Weise aus, das heißt, nach seinen Wünschen oder seinen Interessen.

Wahr ist es, daß es Menschen giebt, von denen man sagen kann, daß der Tod weniger den letzten Willen feststellt, als er ihnen vielmehr zugleich mit dem Leben die Unentschlossenheit und die Unruhe benimmt. Ein Verdruß während ihres Lebens bewirkt, daß sie ihr Testament aufsetzen; sie beruhigen sich wieder, zerreißen den Entwurf, und werfen ihn ins Feuer. Sie haben in ihrer Schatulle nicht weniger Testamente liegen, als Almanache auf ihren Tischen, sie zählen sie nach den Jahren. Ein zweites wird durch ein drittes vernichtet, welches selbst wieder durch ein anderes, besser durchdachtes ungültig gemacht wird, und dieses wieder durch ein fünftes, e i g e n h ä n d i g e s. Aber wenn dem, welchem daran liegt, es zu unterdrücken, der rechte Augenblick, oder die Bosheit, oder die Macht dazu fehlt, so muß er sich den Klauseln und Bedingungen desselben unterwerfen; denn beweisen Verfügungen der unbeständigsten Menschen mehr, als ein letztes, von ihnen eigenhändig unterzeichnetes Actenstück, nach welchem sie wenigstens nicht mehr Zeit gehabt haben, das gerade Gegentheil zu wollen?

Wenn es keine Testamente gäbe, um die Rechte der Erben in Ordnung zu bringen, so weiß ich nicht, ob man Tribunale nöthig hätte, um die Zwistigkeiten der Menschen zu schlichten; die Richter würden beinahe auf das traurige Geschäft eingeschränkt sein, die Diebe und die Brandstifter an den Galgen zu schicken. Wen sieht man in den Gittergemächern der Gerichtskammer, im Parket, an der Thür oder in dem Saale des Stadtrathes? Intestat- oder natürliche Erben? Nein; die Gesetze haben ihren Theilungen vorgesorgt. Man sieht daselbst die Testamentserben, welche über die Auslegung einer Klausel oder eines Artikels prozessieren; die enterbten Personen; Leute, welche sich über ein mit Muße, bei voller Reife des Urtheils, von einem bedachten, tüchtigen, gewissenhaften Mann, welcher dabei von einem gediegenen Beirath unterstützt wurde, aufgesetztes Testament beklagen, — ein Actenstück, worin der Sachwalter nichts von seinem Kauderwelsch und seinen gewohnten Spitzfindigkeiten unterlassen hat; es ist von dem Testator und von öffentlichen Zeugen unterzeichnet, ist mit Namensunterschriften versehen; und in diesem Zustande wird es umgestoßen und für ungültig erklärt.

Titius wohnt der Eröffnung eines Testaments bei, mit rothen und feuchten Augen und mit beklommenem Herzen über den Verlust desjenigen, dessen Nachlaß er anzutreten erwartet. Ein Artikel verleiht ihm eine Stelle, ein anderer städtische Einkünfte, ein dritter macht ihn zum Herrn eines Landgutes. Dabei befindet sich eine Klausel, welche ihm, wohlverstanden, ein in der Mitte von Paris gelegenes Haus, wie es geht und steht und sammt dem Hausrath, zuerkennt. Seine Betrübniß steigert sich, die Augen fließen ihm von Thränen über. Wie kann er sich ihrer enthalten? Er sieht sich als Beamten, auf dem Lande wie in der Stadt mit Wohnung versehen, desgleichen mit Hausgeräth; er sieht sich an einer guten Tafel und in einer Carrosse. „Gab es jemals einen ehrenwertheren Mann auf der Welt, als den Seligen? einen besseren Menschen?" — Aber da kommt noch ein Codicill, man muß es doch lesen. Dies macht Mävius zum Universalerben; es schickt Titius in seine Vorstadt zurück, ohne

Renten, ohne Titel, und stellt ihn wieder auf die eigenen Füße. Er trocknet seine Thränen, und nun ist es an Mävius, sich zu betrüben.

Schließt das Gesetz, welches einen Menschen zu tödten verbietet, in dieses Verbot nicht zugleich das Eisen, das Gift, das Feuer, den Hinterhalt, die offene Gewaltthätigkeit, kurz alle die Mittel, welche einen Menschen zu tödten dienen, mit ein? Hat das Gesetz, welches den verehelichten Männern und Frauen untersagt, sich gegenseitig zu schenken, nur die direkten und unmittelbaren Wege gekannt, sich etwas zu geben? Hat es ermangelt, die indirecten vorauszusehen? Hat es die Fideicommisse eingeführt, ja duldet es auch nur dieselben? Vermacht man, mit einer Frau, welche uns theuer ist und uns überlebt, sein Gut einem treuen Freunde in Folge eines Gefühls von Erkenntlichkeit gegen ihn, oder vielmehr in Folge eines außergewöhnlichen Vertrauens und der Gewißheit, die man hat, daß er von dem, was man ihm vermacht, einen guten Gebrauch zu machen wissen wird? Giebt man jemandem etwas, von dem man muthmaßen kann, daß er sich nicht verpflichtet fühlen wird, es derjenigen Person zurückzugeben, der man es eigentlich geben will? Bedarf es erst des Besprechens, des Schreibens, ist erst ein Vertrag, sind erst Eide nöthig, um diese geheime Verabredung zu Stande zu bringen? Fühlen die Menschen bei solcher Gelegenheit nicht, was sie von einander erwarten können? Und wenn dagegen das Eigenthumsrecht eines solchen Gutes dem Fideicommißerben heimgefallen ist, warum verliert er seinen guten Ruf, wenn er dasselbe zurückbehält? Worauf gründet man die Satire und die Vaudevilles? Wollte man ihn dem Verwalter vergleichen, welcher das ihm Anvertraute veruntreut, oder einem Diener, welcher das Geld entwendet, womit sein Herr ihn irgend wohin schickt? Man würde Unrecht haben. Ist es eine Niederträchtigkeit, nicht freigebig zu sein und für sich zu behalten, was Einem gehört? Seltsame Verwicklung, abscheulicher Druck, der auf dem Fideicommiß lastet! Wenn man sich, aus Ehrfurcht vor den Gesetzen, das Vermögen aneignet, so kann man nicht mehr den Namen eines ehrlichen Menschen be-

ansprucheu; und kommt man, aus Achtung vor einem verstorbenen Freunde, dessen Absichten nach, indem man es seiner Wittwe zurückgiebt, so ist man heimlicher Pfründenbesitzer, man verletzt das Gesetz. Dieses stimmt also sehr schlecht mit der Ansicht der Menschen überein! Mag es sein, und es ziemt mir hier weder zu sagen: „Das Gesetz sündigt“, noch „Die Menschen betrügen sich“.

Ich höre von Einzelnen oder auch von Gesellschaften sagen: Die und die Körperschaft machen einander den Vorrang streitig; die Sammtmütze (Präsident) und die Pairie, jedes will den Vortritt haben. Ich glaube, daß derjenige von beiden, welcher vermeidet, daß sie sich in den Versammlungen treffen, der nachgebende Theil ist, welcher, indem er seine Schwäche fühlt, selbst zu Gunsten seines Nebenbuhlers urtheilt.

Typhon versieht einen Großen mit Hunden und Pferden: was verschafft er ihm nicht? Seine Protection macht ihn vermessen, er ist in seiner Provinz ungestraft alles, was ihm zu sein beliebt: Meuchelmörder, Meineidiger; er zündet seinen Nachbarn das Haus über dem Kopf an, und er bedarf keines Asyles. Endlich muß der Fürst selbst sich mit seiner Bestrafung befassen.

Ragouts, Liqueure, Entrées, Entremets — lauter Wörter, welche in der französischen Sprache als barbarische und unverständliche betrachtet werden sollten. Und wenn es wahr ist, daß sie im vollen Frieden nicht im Gebrauch sein sollten, wo sie nur dazu dienen, den Luxus und die Leckerhaftigkeit zu unterhalten, wie kann man sie in Kriegszeiten und bei allgemeinem Elend, im Angesichte des Feindes, an dem Vorabende eines Gefechtes, während einer Belagerung hören lassen? Wo wird denn von der Tafel des Scipio oder des Marius berichtet? Habe ich irgendwo gelesen, daß Miltiades, oder Epaminondas, oder Agesilaus ein leckeres Mahl zu sich genommen haben? Ich wünschte, man thäte des feinen Geschmackes, des Sinnes für Zierlichkeit und des Prachtaufwandes der Generale erst dann Erwähnung, wenn man sonst nichts mehr über sie zu sagen weiß und sich über die näheren Umstände einer gewonnenen Schlacht oder einer eroberten Stadt erschöpft hat. Ja, ich würde

es sogar gern sehen, wenn sie auch diese Lobeserhebung entbehren wollten.

Hermipp ist der Sclave dessen, was er seine kleinen Bequemlichkeiten nennt; diesen opfert er den eingeführten Gebrauch, das Gewohnte, Mode und Anstand. Er sucht sie in allen Dingen, giebt eine geringere für eine größere auf; er unterläßt durchaus keine anzuwenden, die nur irgend anwendbar ist; er macht sich ein Studium daraus, und läßt keinen Tag vorübergehen, ohne in dieser Art eine Entdeckung zu machen. Das Diniren und Soupiren überläßt er Andern, er gestattet kaum den Gebrauch dieser Ausdrücke. Er ißt, wenn ihn hungert, und wählt seine Kost nur nach seinem zufälligen Appetite. Er sieht zu, wenn man sein Bett macht: welche Hand könnte geschickt und glücklich genug sein, um ihm einen Schlaf zu bereiten, wie er ihn grade haben will? Selten geht er aus dem Hause, er liebt das Zimmer zu hüten, wo er weder müßig noch thätig ist, wo er kein bestimmtes Geschäft vor hat, sondern hin und her trödelt, und zwar in dem Aufzug eines Menschen, welcher Arznei genommen hat. Andere Leute hängen knechtisch von einem Schlosser oder einem Tischler ab, wenn sie nöthig sind: was ihn anlangt, so hat er Leim bei der Hand, wenn er leimen, eine Säge, wenn er etwas sägen, und eine Zange, wenn er Nägel ausziehen will. Man kann sich kein Werkzeug nur irgend denken, das er nicht besäße, und nach seiner Meinung sogar bessere und bequemere, als die, deren sich die Handwerker bedienen; ja er hat ganz neue und unbekannte, die keinen Namen haben, die eine Erfindung seines Geistes sind, und deren Gebrauch er beinahe vergessen hat. Niemand kann sich ihm darin gleichstellen, wenn es gilt, in kurzer Zeit und ohne große Anstrengung etwas sehr Nutzloses herzustellen. Sonst machte er zehn Schritte, um von seinem Bette nach seiner Garderobe zu gehen; jetzt macht er nur noch neun, infolge der Art, wie er sein Zimmer umzugestalten gewußt hat. Wie viele Schritte erspart er sich dadurch im Laufe seines Lebens! Anderswo dreht man einen Schlüssel im Schloß um, man drückt die Thür auf oder zieht sie an sich, und sie öffnet sich. Welche Umstände! Er weiß sich eine Bewegung, die zu

viel ist, zu ersparen, und wie? Ja, das ist ein Geheimniß, welches er nicht verräth. Er ist, in der That, ein großer Meister im Federwerk und in der Mechanik, in derjenigen wenigstens, die alle Welt gern entbehrt. Hermipp verschafft sich in seinem Zimmer auf andere Weise Licht, als durch das Fenster; er hat das Geheimniß gefunden, in seinem Hause anders auf- und niederzusteigen, als vermittelst der Treppe, und grübelt jetzt dem nach, noch bequemer aus- und einzugehen, als durch die Thür.

Schon von uralten Zeiten her tadelt man die Aerzte und bedient sich ihrer doch. Das Theater und die Satire tasten ihren Ehrensold nicht an. Sie statten ihre Töchter aus, verschaffen ihren Söhnen Stellen in den Gerichtshöfen und in der Prälatur, und die Spötter selbst müssen ihnen das Geld dazu liefern. Diejenigen, welche sich wohl befinden, werden doch krank; sie bedürfen der Leute, deren Beruf es ist, sie dessen zu versichern, daß sie nicht sterben werden. So lange die Menschen sterben können, und so lange sie das Leben lieben, wird der Arzt bespöttelt und — gut bezahlt werden.

Ein guter Arzt ist derjenige, welcher gegen die betreffenden Krankheiten bestimmt wirkende Mittel hat, oder, wenn ihm diese abgehen, denen, welche sie haben, gestattet, seine Kranken zu heilen.

Die freche Unwissenheit der Quacksalber und der traurige Ausgang, welcher deren Folge ist, bringen die Arzneikunde und die Aerzte zur Geltung. Wenn diese sterben lassen, so bringen die Andern um.

Carro-Carri macht sich auf den Weg mit einem Recepte, das er ein schleunig wirkendes Mittel nennt und das bisweilen ein langsam zehrendes Gift ist. Es ist ein Familienschatz, aber unter seinen Händen verbessert. Früher als Specificum gegen die Kolik gebraucht, dient es ihm jetzt dazu, auch das viertägige Fieber, die Brustfellentzündung, die Wassersucht, den Blutschlagfluß, die fallende Sucht zu heilen. Strengt euer Gedächtniß ein wenig an, nennt eine Krankheit, die erste beste, die euch einfällt. — Nun, den Blutfluß! sagt ihr; er

heilt ihn. Es ist wahr, er erweckt niemanden vom Tode, giebt den Leuten nicht das Leben wieder, aber er bringt sie nothwendig zur äußersten Schwäche, und es ist nicht zufällig, daß sein Vater und sein Großvater, die im Besitz des Geheimnisses waren, sehr jung starben. Die Aerzte nehmen für ihre Besuche das, was man ihnen giebt; manche begnügen sich sogar mit einem Danke. Carro-Carri ist der Wirkung, die sein Heilmittel haben muß, so gewiß, daß er kein Bedenken trägt, sich im voraus bezahlen zu lassen. Ist das Uebel unheilbar, um so besser; denn dann ist es seiner Sorgfalt und seines Mittels um so würdiger. Händigt ihm nur gleich vor dem Beginn der Kur einige Tausend-Franken-Beutel ein, schließt einen Leibvertrag mit ihm ab, schenkt ihm eines eurer Güter, sei es auch das kleinste, und ihr braucht euch dann ebenso wenig über eure Heilung zu beunruhigen, als er. Der Drang, ihm nachzueifern, hat die Welt mit Namen auf O und I bevölkert, — verehrungswürdige Namen, die den Kranken wie den Krankheiten imponiren. Eure Aerzte, gesteht es nur, ein Fagon *), sowie die aller Fakultäten, heilen nicht jederzeit, noch sicher. Die dagegen, welche von ihren Vätern die praktische Medicin erlernt haben, und denen die Erfahrung durch Erbschaft zugefallen ist, geben stets das feste Versprechen und betheuern es eidlich, daß man genesen werde. Wie süß ist es den Menschen, in einer tödtlichen Krankheit noch Alles zu hoffen und sich im Todeskampfe selbst noch erträglich zu befinden! Der Tod überrascht auf angenehme Weise und ohne vorher Furcht vor sich zu erwecken; man fühlt ihn eher, als man nur daran gedacht hat, sich vorzubereiten und zum letzten Schritte zu entschließen. O Aesculap Fagon, laß auf der ganzen Erde die China und die Vomitive herrschen; bringe die Kenntniß der einfachen Heilstoffe, die den Menschen dazu verliehen sind, ihr Leben zu verlängern, zur Vollkommenheit; beobachte bei den Kuren mit größerer Genauigkeit und Einsicht, als irgend jemand es bisher gethan hat, das Klima, die Witterungs-

---

*) Fagon, der Leibarzt Louis' XIV.

verhältnisse, die Symptome und die Temperamente; befolge nur ein Heilverfahren, wie es für jeden Kranken paßt; vertreibe aus den Körpern, von deren innerer Einrichtung dir nichts verborgen ist, die verstecktesten und eingewurzeltsten Krankheiten; vergreife dich nicht an denen des Geistes, sie sind unheilbar, und überlasse einer Corinna, einer Lesbia, einer Canidia, einem Trimalcion und Carpus die Leidenschaft oder die rasende Vorliebe für Charlatane.

Man duldet im Staate die Chiromanten und die Wahrsager, die Horoskopsteller und die Kartenleger, diejenigen, welche das Geschehene aus der Bewegung des Siebes erkennen, die, welche in einem Spiegel oder in einem Gefäß mit Wasser die baare Wahrheit erschauen. Und alle diese Leute sind in der That von einigem Nutzen. Sie sagen den Männern voraus, daß sie ihr Glück machen, und den Mädchen, daß sie ihre Geliebten zu Männern bekommen werden; sie trösten die Kinder, deren Väter gar nicht sterben wollen, und besprechen die Ungeduld junger Frauen, die alte Ehemänner haben. Kurz, sie täuschen um geringen Preis diejenigen, welche getäuscht sein wollen.

Was soll man von der Magie und von dem Looswerfen denken? Die Theorie davon ist unverständlich; die Principien unbestimmt, unsicher und gränzen an das Geistersehen. Doch giebt es verwirrende Thatsachen, bestätigt durch würdige Männer, die sie mit angesehen oder von Personen erfahren haben, die an Charakter ihnen gleichen. Sie alle zugeben, oder sie alle leugnen, scheint gleich sehr unzulässig; und ich möchte hierbei, wie bei allen außergewöhnlichen Dingen, die nicht unter die gemeinen Regeln passen, behaupten, daß man hierin einen, zwischen den leichtgläubigen Seelen und den Starkgeistern mitteninne stehenden Standpunkt einnehmen müsse.

Was bestimmt die Menschen in ihrer Art, zu leben und ihre Nahrung einzurichten? die Gesundheit oder die Rücksicht auf ihr Befinden? Das ist zweifelhaft. Eine ganze Nation ißt die Fleischspeisen n a ch den Früchten, eine andere thut das Gegentheil. Einige beginnen ihre Mahlzeiten mit gewissen

Früchten und schließen sie mit anderen. Ist dafür ein Vernunftgrund vorhanden, ist es bloßer Gebrauch? Bekleiden sich die Menschen aus Gesundheitsrücksichten bis zum Kinn und tragen gefältelte oder gesteifte Kragen, sie, die so lange Zeit mit unbedeckter Brust gingen? Geschieht es aus Anstand, zumal in einer Zeit, wo sie das Geheimniß gefunden haben, bei vollständiger Bekleidung nackt zu erscheinen? Und sind nebenbei die Frauen, die doch Brust und Schultern frei tragen, weniger empfindlich als die Männer, oder den Gesetzen des Anstandes weniger unterworfen? Welche Schamhaftigkeit bewegt sie denn, ihre Beine und fast ihre Füße bedeckt zu halten, die ihnen doch gestattet, die Arme bis über den Ellbogen hinauf bloß zu lassen? Wer hat denn den Menschen ehemals eingegeben, daß man sich im Kriege befinde, um sich zu vertheidigen oder um anzugreifen? Wer hat ihnen den Gebrauch der Angriffs- und Vertheidigungswaffen beigebracht? Wer nöthigt sie heute, darauf zu verzichten und, während sie in Stiefeln auf den Ball gehen, sich ohne Rüstung und im bloßen Wams eines Arbeiters dem ganzen Feuer einer Contreescarpe auszusetzen? Unsere Väter, welche dergleichen weder dem Fürsten noch dem Vaterlande für nützlich hielten, waren sie weise oder thöricht? Und wir selbst, welche Helden rühmen wir in unserer Geschichte? Einen Guesclin, einen Clisson, einen Foix, einen Boucicaut, welche alle den Helm mit Visier und den Panzer getragen haben.

Fünfzehntes Kapitel.

Von der Kanzel.

Die christliche Predigt ist zu einem Schauspiel geworden; man nimmt darin nicht mehr jenen dem Evangelium angemessenen Ernst wahr, welcher die Seele derselben ist. An dessen Stelle ist das Zurechtlegen der Miene, die anpassende Biegung der Stimme, die regelrechte Geberde, das Gewählte der Worte und die umständliche Eintheilung der Rede getreten. Man hört das Wort Gottes nicht mehr mit Andacht an; es wird nur unter

die unzähligen andern Unterhaltungen gerechnet; es ist ein Spiel, wobei es Wettstreit und Wetter giebt.

Die weltliche Beredsamkeit ist, so zu sagen, von den Gerichtsschranken, wo Lemaître, Pucelle und Fourcroy deren Herrschaft geltend machten, und wo sie nicht mehr in Gebrauch ist, auf die Kanzel versetzt worden, wo sie nicht hingehört.

Man führt förmliche Redekunst-Wettstreite sogar am Fuße des Altars und in Gegenwart der Religionsmysterien. Der Zuhörer macht sich zum Richter über den, welcher predigt, um ihn zu verwerfen oder ihm Beifall zu schenken, und die Predigt, welche ihm zusagt, übt ebenso wenig Einfluß auf ihn, als die, welche ihm mißbehagt. Den Einen gefällt der Redner, Andern nicht, mit Allen aber trifft er in Einer Sache überein, nämlich daß diese, so wie er sie nicht zu bessern sucht, auch nicht daran denken, sich bessern zu lassen.

Ein Lehrling bemüht sich, die Lehren seines Meisters anzunehmen, er hört ihn aufmerksam an, sucht seine Anweisungen sich zu nutze zu machen und wird endlich selbst Meister. Der Ungelehrige bekrittelt die Rede des Predigers, wie das Buch eines Philosophen, und wird dadurch weder zu christlicher Gesinnung bewogen, noch zur Vernunft gebracht.

Bis wieder ein Mann erscheint, der, bei einem von der heiligen Schrift genährten Vortrage, dem Volke das Wort Gottes einfach und vertraulich auslegt, werden die Schönredner und Declamatoren hinlänglichen Zulauf haben.

Die profanen Anführungen, die frostigen Anspielungen, das falsche Pathos, die Anthitesen, die überspannten Redefiguren haben ihr Ende erreicht; die Schilderungen werden es auch erreichen und einer einfachen Erklärung des Evangeliums, verbunden mit ergreifenden Ermahnungen, welche zu einer Sinnesänderung bewegen, Platz machen.

Der Mann, den ich mit Ungeduld herbeisehnte und doch von unserem Jahrhunderte zu erhoffen mir nicht einfallen ließ, hat sich endlich gefunden *). Die Hofleute, in Folge ihres Geschmacks

*) Pater Seraphin, ein Kapuziner.

und ihres Anstandes, haben ihm ihren Beifall geschenkt; sie haben, unglaublicher Weise, die Kapelle des Königs im Stiche gelassen, um neben dem Volke das durch diesen apostolischen Mann verkündigte Wort Gottes anzuhören. Paris hat der Ansicht des Hofes nicht beigestimmt. Wo er gepredigt hat, sind die den Kirchspielen Zugehörigen abtrünnig geworden, selbst die Kirchenvorsteher sind verschwunden. Die Hirten haben Stand gehalten, aber die Schafe haben sich zerstreut, und die Redner in der Nachbarschaft haben damit ihre Zuhörerschaft vergrößert. Ich hätte dies voraussehen und nicht behaupten sollen, daß ein solcher Mann sich nur zu zeigen brauche, um starken Zulauf zu haben, und nur den Mund aufthun dürfe, um williges Gehör zu finden. Wußte ich denn nicht, wie unbezwingbar die Macht der Gewohnheit der Menschen in allen Dingen ist? Seit dreißig Jahren leiht man den Rhetoren, den Declamatoren, den „Eintheilungsrednern" sein Ohr, läuft man denen nach, welche malen, in Lebensgröße oder en miniature. Es ist noch nicht lange her, daß sie artige Schlüsse und sinnreiche Uebergänge zum besten gaben, mitunter so lebhaft und so zugespitzt, daß sie für Epigramme gelten konnten; jetzt haben sie sie gemildert, das ist wahr, und es sind nur noch Madrigale. Stets haben sie, aus einer unerläßlichen, geometrischen Nothwendigkeit, drei für eure Aufmerksamkeit bewundernswürdige Themate bereit. Sie werden euch eine gewisse Sache in der ersten Abtheilung ihrer Rede darthun, eine andere in der zweiten Abtheilung, und noch eine andere in der dritten. Somit werdet ihr zu Anfange von einer gewissen Wahrheit überzeugt werden, und das ist bei ihnen der erste Theil; dann von einer andern Wahrheit, und das ist ihr zweiter Theil; und hierauf von einer dritten Wahrheit, und das ist ihr dritter Theil: dergestalt, daß die erste euch über einen fundamentalen Grundsatz eurer Religion belehren wird; die zweite über einen andern, der nicht weniger wesentlich ist; und die letzte Betrachtung über einen dritten und letzten Grundsatz, den wichtigsten von allen, der jedoch, aus Mangel an Zeit, auf ein anderes Mal beiseite gelegt wird. Also, um diese Eintheilung wieder aufzunehmen

und kürzer zu fassen, und um einen ordentlichen Plan zu bilden ..... „Noch immer?“ ruft ihr aus, „und alle diese Vorbereitungen zu einer Rede von drei Viertelstunden Zeit, die ihnen dafür noch übrig bleibt?! Je mehr sie den Stoff durchzuarbeiten und aufzuhellen suchen, desto mehr Verwirrung bringen sie hinein!“ — Ich glaube es euch unbedenklich; denn das ist ja die natürlichste Wirkung von diesem ganzen Haufen von Gedanken, die alle auf dasselbe hinauslaufen, und womit sie ohne Erbarmen das Gedächtniß ihrer Zuhörer belasten. Wenn man sieht, wie sie so hartnäckig auf diesem Gebrauch bestehen, so hat es den Anschein, als wenn die Gnade der Sinnesänderung von diesen endlosen Eintheilungen abhinge. Und wie sollte man, trotz alledem, durch solche Apostel bekehrt werden, wenn man nur mit Mühe im Stande ist, ihre Eintheilungen anzuhören, ihnen zu folgen, und sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren? Ich wünschte recht sehr, sie möchten mitten in ihrem stürmischen Redeflusse einige Male Athem schöpfen, sich ein wenig verschnaufen, und ihre Zuhörer zu Athem kommen lassen. — Eitle Redereien! verlorene Worte! Die Zeit der belehrenden Predigten ist vorbei; die Basile, die Chrysostomus selbst würden sie nicht mehr herbeiführen; denn man würde in andere Sprengel gehen, um sich nur außer dem Bereich ihrer Stimme und ihrer prunklosen Belehrungen zu befinden. Die große Masse der Menschen liebt die Phrasen und die Perioden, bewundert, was sie nicht versteht, und hält sich für hinlänglich unterrichtet, schon zufrieden damit, zwischen einem ersten und einem zweiten Theile, oder zwischen der letzten und der vorletzten Predigt unterscheiden zu können.

Es ist noch nicht hundert Jahre her, daß ein französisches Buch aus einer gewissen Anzahl von Seiten mit Latein bestand, worin man einige Zeilen oder einige Worte unserer Sprache wahrnahm. Man blieb nicht bei den schönen Stellen, geistreichen Gedanken und Citaten stehen: Ovid und Catull gaben schließlich bei der Entscheidung über Heirathen und Testamente den Ausschlag und kamen, nebst den Pandecten, den Wittwen und Waisen zu Hilfe. Das Heilige

und das Profane waren nicht getrennt, beides hatte sich sogar in Gemeinschaft auf die Kanzeln eingeschlichen. Der heilige Cyrillus und Horaz, der heilige Cyprian und Lucrez ließen sich da wechselsweise vernehmen; die Poeten waren derselben Ansicht wie der heilige Augustinus und alle die andern Kirchenväter. Man sprach, und zwar eine lange Zeit, vor Frauen und Kirchenältesten Lateinisch, ja man hat sogar Griechisch gesprochen. Es erforderte erschrecklich viel Wissen, um so schlecht zu predigen. Andere Zeiten, andere Sitten. Der Text ist noch lateinisch, die ganze Predigt sonst französisch, und schön französisch, das Evangelium selbst wird nicht citirt. Man braucht heute nur sehr wenig zu wissen, um gut predigen zu können.

Man hat endlich die Scholastik von allen Predigtstühlen der großen Städte verbannt und sie in die Vorstädte und die Dörfer verwiesen zur Belehrung und für das Seelenheil des Landmanns und des Weinbauern.

Es erfordert Geist, um in einer Predigt dem Volke durch einen blumenreichen Vortrag, eine heitere Moral, wiederholt angebrachte Bilder, glänzende Gedanken und lebhafte Schilderungen zu gefallen; aber dergleichen zu besitzen, ist nicht genug. Ein edlerer Geist verschmäht diese äußerlichen Zierden, welche nicht werth sind, dem Evangelium zu dienen: er predigt schlicht, nachdrücklich und im christlichen Sinne.

Mancher Redner entwirft so reizende Bilder von gewissen Ausschweifungen, mischt so verführerische Umstände mit ein, legt so viel Geist, Kunst und Raffinement in denjenigen, welcher sündigt, daß, wenn ich keine Lust verspüre, einem solchen Portrait gleichen zu wollen, ich wenigstens irgend eines andern Apostels bedarf, der mich, durch einen christlicheren Vortrag, von den Lastern abschreckt, wovon man mir ein so verlockendes Gemälde entworfen hat.

Eine schöne Predigt ist eine oratorische Rede, die allen Regeln einer solchen entspricht, dabei gereinigt von allen ihren Fehlern und, den Vorschriften der weltlichen Beredsamkeit gemäß, mit allem Schmucke der Rhetorik versehen ist. Denjenigen, welche ein feines Verständniß dafür haben, geht davon nicht

der geringste Zug, kein einziger Gedanke verloren; sie folgen dem Redner ohne Mühe in allen Abtheilungen, in denen er sich ergeht, wie in jedem Aufschwunge, zu dem er sich erhebt. Nur dem Volke ist alles das ein Räthsel.

Welche gehaltvolle und bewundernswürdige Predigt haben wir soeben vernommen! Die wesentlichsten Punkte der Religion, sowie die dringendsten Beweggründe zur Besserung sind darin abgehandelt worden. Welche gewaltige Wirkung hat sie nicht auf den Geist und auf die Seele aller Zuhörer ausüben müssen! Sie sind gerührt, und so ergriffen davon, daß sie in ihrem Herzen das Urtheil abgeben, diese Predigt Théodors sei noch schöner als die letzte, die er gehalten.

Die nachsichtige und schlaffe Moral verschwindet ohne Wirkung mit dem, welcher sie predigt; sie hat nichts in sich, was erweckte und die Neugierde eines Weltmenschen reizte, welcher sich weniger, als man glaubt, vor einer strengen Lehre fürchtet und der sie sogar an demjenigen liebt, welcher seine Pflicht erfüllt, indem er sie verkündigt. Es scheint also in der Kirche gleichsam zwei Stände zu geben, in welche sie zerfallen soll: einer, welcher die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange, ohne Rücksichten, ohne Bemäntelung verkündet; der andere, welcher begierig, mit Gefallen, mit Bewunderung, mit Beifall zuhört und dennoch weder schlimmer, noch besser handelt.

Man kann dem heroischen Verdienste der Großen den Vorwurf machen, daß es der Beredsamkeit geschadet, oder zum wenigsten den Styl der meisten geistlichen Redner verweichlicht hat. Anstatt nur in Gemeinschaft mit dem Volke dem Himmel für ein so seltenes Geschenk, das ihnen zu Theil wurde, zu danken, sind sie in Verbindung mit den Schriftstellern und Dichtern getreten; und wie diese zu bloßen Lobrednern geworden, haben sie die Dedications-Episteln, die Verse und die Prologe derselben noch überboten; haben das Wort Gottes in ein Gewebe von Lobeserhebungen verkehrt, die an und für sich wohl gerecht, aber am unrechten Orte angebracht und eigennützig sind, die niemand von ihnen verlangt und die mit

ihrer Stellung keineswegs übereinstimmen. Man ist glücklich, wenn sie, bei der Huldigung, die sie dem Helden selbst am Altare darbringen, nur ein Wort über Gott und über das Heilige sagen, welches sie zu predigen verpflichtet sind. Man kennt sogar welche, die das Evangelium, das doch ein gemeinschaftliches Gut sein soll, der Anwesenheit eines einzigen Zuhörers unterthan machen wollten. Da dieser aber durch Zufall anderswo zurückgehalten wurde, so sahen sie sich außer Fassung gebracht, konnten vor Christen eine christliche Predigt, die nicht für diese bestimmt war, nicht halten und mußten sich von andern Rednern vertreten lassen, die grade noch Zeit genug hatten, Gott in einer überhasteten Predigt zu loben *).

Theodul hat weniger Glück gehabt, als einige seiner Zuhörer befürchteten; sie sind mit ihm und seiner Predigt zufrieden. Ihres Erachtens hat er Besseres darin geleistet, als blos den Geist und die Ohren zu kitzeln, das heißt, ihrer Eifersucht zu schmeicheln.

Die Kunst der Beredsamkeit gleicht in Einer Hinsicht der des Krieges; es ist mehr dabei zu befahren, als bei irgend einer andern, aber auch ein glücklicher Erfolg schneller zu erlangen.

Wenn ihr eine gewisse Fähigkeit dazu besitzet und kein anderes Talent habt, als das, frostige Reden zu halten, so prediget, haltet frostige Reden; es giebt kein größeres Hinderniß für das Fortkommen in der Welt, als völlig unbekannt zu sein. Theodat ist für seine schlechten Phrasen und seine langweilige Eintönigkeit gut bezahlt worden.

Große Bischofssitze sind für ein Verdienst auf der Kanzel ertheilt worden, welches gegenwärtig seinem Manne nicht eine schlichte Präbende verschaffen würde.

Der Name jenes Lobredners scheint unter der Wucht der Titel, womit er beladen ist, zu seufzen; die große Anzahl der-

---

*) Dies begegnete dem Abbé de Roquette, welcher, da er einst an einem Gründonnerstage vor dem Könige predigen sollte, eine Rede voll Lobpreisungen für den Herrscher vorbereitet hatte; da aber der König verhindert war, ihr beizuwohnen, so wagte der Abbé nicht, die Kanzel zu besteigen.

selben füllt ungeheure Anschlagzettel, welche in den Häusern vertheilt werden, oder die man in den Straßen in riesigen Lettern liest, und die einem ebenso wenig als ein öffentlicher Platz unbekannt bleiben können. Wenn man nun, nach einem so prächtigen Aushängeschild, mit der Person selbst nur eine Probe angestellt und sie ein wenig angehört hat, so erkennt man, daß bei der Aufzählung ihrer Eigenschaften die eines schlechten Predigers fehlt.

Der Müßiggang der Frauen und die Gewohnheit der Männer, überall, wo jene sich versammeln, hinzugehen, verschaffen frostigen Rednern Zulauf und halten eine Zeit lang diejenigen noch im Rufe, bei denen er schon im Abnehmen ist.

Dürfte es hinreichen, groß und mächtig in der Welt gewesen zu sein, um Lob zu verdienen oder nicht, und vor dem heiligen Altar und auf der Kanzel, wo man Wahrheit predigen soll, bei seinem Leichenbegängniß gepriesen und gefeiert zu werden? Giebt es denn keine andere Größe, als die, welche man aus der Macht oder der Geburt herleitet? Warum ist es nicht eingeführt, öffentlich eine Lobrede über einen Menschen zu halten, der sich in seinem Leben durch Wohlwollen, durch Billigkeit, durch Sanftmuth, Treue und Frömmigkeit ausgezeichnet hat? Was man eine Trauerrede nennt, wird heutzutage von der Mehrheit der Zuhörer nur in dem Maße, als sie sich von der christlichen Rede entfernt, wohl aufgenommen, oder besser gesagt, in dem Maße, als sie sich einer weltlichen Lobrede nähert.

Ein Redner sucht durch seine Predigten ein Bisthum zu erlangen; ein Glaubensbote sucht zu bewirken, daß sich die Menschen bekehren. Dieser verdient zu finden, was der Andere erstrebt.

Man sieht Geistliche aus verschiedenen Provinzen kommen, woselbst sie sich nicht lange aufgehalten haben, eingebildet auf Bekehrungen, die sie schon vollzogen vorgefunden, wie auf andre, die sie nicht haben vollbringen können; sie stellen sich bereits mit den Vincents und den Xaviers auf eine Linie und halten sich für apostolische Männer. So große Bemühungen

und so glücklich vollführte Missionen sollten nach ihrem Bedünken nicht mit einer Abtei abgelohnt werden.

Mancher ergreift plötzlich und ohne am Abende vorher daran gedacht zu haben, Papier und Feder und sagt zu sich selbst: „Ich will ein Buch machen", ohne weiteres Talent zum Schreiben, als weil er fünfzig Pistolen bedarf. Ich rufe ihm vergeblicher Weise zu: „Nehmen Sie eine Säge, Dioscorus, sägen Sie, oder drechseln Sie, oder schnitzen Sie eine Radfelge, und Sie werden Ihren Tagelohn verdienen." — Er hat keines von allen diesen Handwerken gelernt. „Nun so kopiren Sie, schreiben Sie ab, seien Sie, wenn's hoch kommt, Corrector in einer Druckerei, nur schreiben Sie nicht." Er hat es sich aber einmal in den Kopf gesetzt, zu schreiben und drucken zu lassen; und weil man kein leeres Heft zum Drucker zu schicken pflegt, so kritzelt er darauf, was ihm grade in den Kopf kommt. Er schriebe gerne, daß die Seine mitten durch Paris fließt, daß die Woche aus sieben Tagen besteht, daß es jetzt Regenzeit ist. Und da dergleichen Gerede weder etwas gegen die Religion, noch gegen den Staat enthält, und da es in dem Publikum weiter kein Unheil stiftet, als daß es höchstens dessen Geschmack verdirbt und es an fade und abgeschmackte Dinge gewöhnt: so erhält es das Imprimatur, es wird gedruckt und, zur Schande des Jahrhunderts, wie zur Demüthigung guter Schriftsteller, sogar in zweiter Auflage gedruckt. In ähnlicher Weise sagt ein Mensch in seinem Herzen: „Ich will predigen", und er predigt. Und so steht er denn auf der Kanzel ohne anderes Talent, ohne anderen Beruf, als das Verlangen nach einer Pfründe.

Ein weltlich gesinnter oder irreligiöser Geistlicher, wenn er die Kanzel besteigt, ist Declamator.

Dagegen giebt es Männer von heiliger Gesinnung, deren Charakter allein schon überzeugend wirkt; sie brauchen nur aufzutreten, und die sämmtlichen Zuhörer sind schon von ihrer bloßen Erscheinung ergriffen und gleichsam zur Ueberzeugung gebracht: die Predigt, welche zu halten sie im Begriff sind, wird das Uebrige thun.

Der Bischof von Meaux und der Pater Bourdaloue *) erinnern mich an Demosthenes und Cicero. Beide Meister in der Kanzelberedsamkeit, haben sie das Schicksal ihrer großen Vorbilder gehabt: der eine hat schlechte Kritiker hervorgerufen, und der andere schlechte Nachahmer.

Die Kanzelberedsamkeit ist in dem, was von echt Menschlichem und von der Begabung des Redners dabei einfließt, ein Geheimniß, nur von Wenigen gekannt und schwierig in der Ausführung. Welche Kunst erfordert es in dieser Gattung, um zu gefallen, indem man zu überzeugen sucht! Man muß dabei nothwendig schon betretene Wege einschlagen, d. h. sagen, was bereits gesagt worden ist, sowie das, was ihr voraussichtlich dazu sagen werdet. Der Stoff ist umfangreich, aber verbraucht und alltäglich; die Grundsätze sind fest begründet, aber die daraus zu ziehenden Schlüsse übersehen die Zuhörer mit einem einzigen Blicke. Gegenstände werden berührt, die erhaben sind, aber wie schwer ist das Erhabene zu behandeln! Geheimnisse kommen vor, welche erklärt werden sollen, und die sich doch viel besser im Schulunterricht erklären lassen, als in einer oratorischen Predigt. Die Sittenlehre der Kanzel, die einen so ungeheuren und so vermannigfaltigten Stoff umfaßt, als es der Charakter der Menschen ist, bewegt sich auf denselben Angeln, wie die Satire, führt dieselben Bilder vor Augen, und beschränkt sich doch auf weit engere Gränzen als diese. Nach dem gemeinplätzigen Angriff auf die Ehrenstellen, den Reichthum und die Vergnügungssucht bleibt dem Redner fast nichts weiter übrig, als dem Ende zuzueilen und die Versammlung zu entlassen. Wenn man bisweilen bis zu Thränen ergriffen ist, so wird man vielleicht, nachdem man dem Genie und dem Charakter derer, die uns bis zu Thränen bewegen, die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt hat, zu dem Geständniß kommen, daß das der Stoff mit sich bringt, welcher sich von selbst vorträgt, sowie unser inniger Antheil daran, der sich

*) Jacq. Bénigne Bossuet aus Dijon (1627—1704) und Louis Bourdaloue aus Bourges (1632—1704), die größten Kanzelredner damaliger Zeit, welche nur der spätere Jean Baptiste Massillon aus Hières (1665—1742) übertraf.

fühlbar macht; daß es weniger eine wahrhafte Beredsamkeit ist, als die Stärke der Lungen des Bekehrungsboten, die uns erschüttert und diese Gemüthsregungen in uns verursacht. Genug, dem geistlichen Redner kommen nicht, wie den Advocaten, neue Thatsachen, abwechselnde Ereignisse, unerhörte, abenteuerliche Zufälle zu Hilfe; er darf sich nicht auf zweifelhafte Fragen einlassen, nicht gewaltsame und vermessene Behauptungen aufstellen und geltend machen. Gleichwohl sind dies Alles Dinge, welche das Genie zu heben, ihm Nachdruck und Größe zu geben vermögen und der Beredsamkeit weit weniger Zwang anlegen, als sie vielmehr gediegen machen und ihr die bestimmte Richtung geben. Dagegen muß der geistliche Redner seine Predigt aus einer allgemeinen Quelle schöpfen, woraus jedermann schöpft; denn entfernt er sich von diesen Gemeinplätzen, so ist er nicht mehr volksmäßig; er ist abstract oder declamirt, er predigt nicht mehr das Evangelium. Er bedarf nur eine edle Einfachheit, aber er muß sie auch erreichen; eine seltene Gabe, welche die Kräfte der meisten Menschen übersteigt. Was diese an Genie, Einbildungskraft, Gelehrsamkeit und Gedächtniß besitzen, dient ihnen oft nur dazu, sie von jener Eigenschaft zu entfernen.

Die Amtsverrichtung des Advocaten ist peinlich und mühsam und setzt bei dem, welcher sie ausübt, eine Fülle von Wissen und große Hilfsquellen voraus. Sein Aufgabe besteht nicht, wie bei dem Prediger, nur in einer gewissen Anzahl mit Muße abgefaßter, aus dem Gedächtniß mit Würde vorzutragender Reden, in die ihm niemand einspricht, und die, bei mäßiger Abwechselung, ihm öfter als einmal Ehre eintragen: er hält schwierige Vertheidigungsreden vor Richtern, welche ihm Stillschweigen auferlegen können, und wider Gegner, die ihn unterbrechen; er muß auf Widerlegungen gerüstet sein und an einem und demselben Tage in verschiedenen Gerichtshöfen verschiedenartige Angelegenheiten verhandeln. Sein Haus ist für ihn nicht ein Ort der Ruhe und der Abgeschiedenheit, noch eine Zuflucht vor den Processirenden; es steht allen denen offen, die da kommen, um ihn mit ihren Fragen und Zweifeln zu

belästigen. Er legt sich nicht zu Bett, man wischt ihm nicht den Schweiß ab, man bereitet ihm keine Erfrischungen; in seinem Zimmer versammelt sich nicht eine Menge von Leuten aus allen Ständen und Geschlechtern, um ihn wegen der Anmuth und der Feinheit seines Vortrags zu beglückwünschen, sein Gemüth wegen einer Stelle, wo er in Gefahr war, stecken zu bleiben, oder wegen eines Scrupels, der ihn auf seinem Polster quält, daß er nämlich weniger lebhaft als gewöhnlich gesprochen habe, zu beruhigen. Er erholt sich von einer langen Rede durch noch längeres Schreiben; er wechselt nur mit den Arbeiten und Beschwerden ab. Ich möchte sagen: er ist in seiner Art das, was in der ihrigen die ersten apostolischen Männer waren.

Wenn man nun solchergestalt die Beredsamkeit von den Gerichtsschranken, von der Thätigkeit des Anwaltes, und die Beredsamkeit auf der Kanzel von der Amtsverrichtung des Predigers geschieden hat, so glaubt man einzusehen, daß es weit leichter ist, zu predigen als zu plaidiren, aber auch viel schwieriger, gut zu predigen als gut zu plaidiren.

Welchen Vortheil hat nicht eine gesprochene Rede vor dem geschriebenen Werke voraus! Die Menschen lassen sich von dem Geberdenspiel und dem Worte, sowie von der ganzen Zurüstung des Versammlungsortes bethören. Falls sie nur im geringsten zu Gunsten des Sprechenden gesinnt sind, so bewundern sie ihn und suchen ihn sodann zu begreifen. Ehe er noch angefangen hat, geben sie schon zu verstehen, daß er seine Sache gut machen wird, schlafen bald ein, und wenn die Predigt zu Ende ist, so wachen sie auf, um zu sagen, daß er es gut gemacht hat. Für einen Schriftsteller ist man weniger leidenschaftlich eingenommen; man liest sein Werk in der Muße des Landlebens oder in der Stille des Kabinets. Da giebt es keine öffentlichen Zusammenkünfte, um ihm Beifall zu bezeigen, noch weniger finden Ränke statt, um ihm alle seine Nebenbuhler zu opfern und ihn zur Prälatenwürde zu erheben. Man liest sein Buch mit dem Vorsatz, es, so vortrefflich es auch sein mag, mittelmäßig zu finden; man durchblättert es, verhandelt darüber, vergleicht es mit andern. Das sind

keine in der Luft verhallenden Laute, die man vergißt; was einmal gedruckt ist, das bleibt gedruckt. Man lauert manchmal schon einige Tage vor dem Abdruck darauf, um es in Verruf zu bringen, und das kostbarste Vergnügen, das man daraus schöpft, liefert die Kritik, die man darüber anstellt. Man ist darauf gespannt, auf jeder Seite Züge zu finden, die gefallen sollen; man geht oft sogar so weit, daß man fürchtet, davon unterhalten zu werden, und legt das Buch nur beiseite, weil es wirklich gut ist. Nicht jedermann hält sich für einen Redner. Die Wendungen, die bildlichen Ausdrücke, die Gabe des Gedächtnisses, das Gewand und die Verbindlichkeit dessen, der da predigt, das sind nicht Dinge, die man wagte, oder immer gewillt wäre, sich anzueignen. Dagegen glaubt jeder richtig zu denken und das, was er gedacht hat, noch besser schreiben zu können; er ist daher dem weniger günstig, welcher ebenso gut denkt und schreibt, als er. Mit einem Worte: der Sittenprediger wird weit eher Bischof, als der gediegenste Schriftsteller mit einer einfachen Priorei sich bekleidet sieht; und bei Ertheilungen von Gnaden werden jenem stets neue bewilligt, während der gewiegte Autor sich glücklich schätzt, das Uebriggelassene zu erhalten.

Wenn es euch begegnet, daß die Schlechtgesinnten euch hassen und verfolgen, so rathen euch die Redlichen, euch vor Gott zu demüthigen, um euch gegen die Eitelkeit zu schützen, die euch soeben an Leuten jenes Schlages könnte mißfallen haben. Demüthiget euch ebenso, wenn gewisse Leute, die es an sich haben, sich über die Mittelmäßigkeit zu beschweren, ein Werk, das ihr geschrieben, oder eine Rede, die ihr soeben an der Barre oder auf der Kanzel, oder irgend wo anders gehalten habt, mißbilligen; man kann kaum einer empfindlicheren und naheliegenderen Versuchung des Stolzes ausgesetzt sein.

Es scheint mir, ein Prediger sollte für jede seiner Reden eine einzige, aber das Wesen berührende, abschreckende oder belehrende Wahrheit wählen; sie gründlich und erschöpfend behandeln; alle jene so gesuchten, so oft hin und her gewendeten, wieder und wieder vorgebrachten, künstlich unterschiedenen

Eintheilungen aufgeben; keine falschen Voraussetzungen machen, (z. B. daß die große oder die schöne Welt etwas von ihrer Religion und ihren Pflichten kenne), und sich nicht scheuen, diesen so aufgeweckten Köpfen oder so ausgewitzten Geistern gute Lehren zu geben. Er sollte jene so lange Zeit, welche man auf Abfassung eines langen Werkes verwenden muß, dazu anwenden, sich dergestalt Herr seines Stoffes zu machen, daß die Form sowohl, wie die Art des Ausdrucks während des Vortrags entständen und aus erster Quelle flössen; sich, nach einer hinlänglichen Vorbereitung, seinem Genie und der Begeisterung überlassen, welche ein großer Gegenstand einzuflößen vermag. Endlich könnte er sich auch jene gewaltigen Anstrengungen des Einübens ersparen, welche eher einer Wette gleichsehen, als einer ernsten Angelegenheit, und welche die Geberde verderben und das Gesicht entstellen. Im Gegentheil möge er durch einen edle Begeisterung Ueberzeugung in die Seelen und Reue in die Herzen schleudern und seine Zuhörer zu einer ganz andern Furcht bewegen als der, ihn stecken bleiben zu sehen.

Wer sich noch nicht genug vervollkommnet hat, um sich selbst in der Ausübung des Wortes Gottes zu vergessen, der lasse sich durch die strengen Regeln, die ihm vorgeschrieben sind, nicht entmuthigen, als benähmen sie ihm die Mittel, zu zeigen, daß er Geist habe, und zu den Würden emporzusteigen, nach denen er strebt. Welch herrlicheres Talent giebt es, als das, in apostolischer Weise zu predigen, und welches andere verdient in höherem Grade ein Bisthum? War Fénélon *) dessen nicht würdig? Hätte er der Wahl des Fürsten anders entgehen können, als dadurch, daß er selbst eine andere Wahl getroffen hätte?

---

*) Franç. de Salignac de la Motte Fénélon, aus der Provinz Perigord (geb 1651, gest. 1715), Erzbischof von Cambray, Verfasser des Télémaque (Erste Ausgabe, Par. 1699, unterdrückt).

Sechszehntes Kapitel.

Von den Starkgeistern.

Wissen denn die Starkgeister, daß man sie nur aus Ironie so nennt? Welche größere Schwäche kann es geben, als darüber in Ungewißheit zu sein, was der Urgrund und das Ziel seines Daseins, seines Lebens, seiner Sinne, seines Erkennens ist? Welche größere Entmuthigung, als daran zu zweifeln, daß seine Seele nicht bloßer Stoff sei, wie der Stein oder der Wurm, und nicht zerstörbar, wie jene untergeordneten Kreaturen? Liegt nicht mehr Kraft und Größe darin, die Idee eines Wesens aller Wesen in sich aufzunehmen, welches der Schöpfer aller ist und auf welches sich alle beziehen müssen; eines über alle Begriffe vollkommenen und reinen Wesens ohne Anfang und ohne Ende, von welchem unsere Seele ein Abbild und, als Geist und als unsterblich, ein Theil ist?

Der Gelehrige und der Schwache nehmen Eindrücke in sich auf; der Eine gute, der Andere schlechte; das heißt, der Erstere läßt sich überzeugen und wird gläubig, der Letztere verschließt sich hartnäckig dagegen und wird verderbt. Solcher Weise gestattet der gelehrige Geist der wahren Religion bei sich Zugang, der schwache Geist entweder gar nicht, oder nur einer falschen. Nun, der Starkgeist hat entweder gar keine Religion, oder er macht sich selbst eine: folglich ist der Starkgeist ein schwacher Geist.

Ich pflege als weltlich, irdisch oder materiell Gesinnte diejenigen zu bezeichnen, deren Geist und Herz an einem kleinen Theile dieses Balls, welchen sie bewohnen, und den man Erde nennt, hängen; welche nichts schätzen oder lieben, was darüber hinausliegt: Leute, ebenso beschränkt als ihre Beschäftigungen oder ihr Besitzthum, das man messen, dessen Flächenraum man berechnen, dessen Gränzen man zeigen kann. Ich wundere mich gar nicht, daß Leute, die auf ein solches Erdtheilchen ihr ganzes Vertrauen setzen, bei dem geringsten Ansatze zur Erforschung der Wahrheit ins Schwanken gerathen; wenn sie, bei so kurzsichtigem Blicke, nicht über den Himmel und die Gestirne

hinaus bis zu Gott selbst dringen; wenn sie, von der Vortrefflichkeit dessen, was man Geist nennt, oder von der Würde der Seele nichts wissend, noch weniger ahnen, wie schwer diese zu befriedigen ist, wie weit sie alles, was Erde ist, unter sich sieht, wie nothwendig es ihr wird, an ein höchstes, vollkommenstes Wesen zu glauben, welches Gott ist, und wie unerläßlich ihr das Bedürfniß einer Religion ist, die ihr denselben verkündigt, und die ihr eine sichere Bürgschaft gewährt. Ich begreife im Gegentheil sehr leicht, wie sehr es in der Natur solcher Geister liegt, in Ungläubigkeit und Gleichgültigkeit zu verfallen, und Gott und die Religion der Politik dienstbar zu machen, nämlich um diese Welt in Ordnung zu erhalten und sie auszuschmücken — nach ihrer Ansicht das Einzige, woran zu denken der Mühe lohnt.

Manche richten sich vollends durch langes Umherreisen zu Grunde und verlieren dabei den kleinen Rest von Religion, der ihnen noch übrig blieb. Sie sehen jeden Tag einen neuen Kultus mit an, ganz verschiedene Sitten, verschiedene Ceremonien. Sie gleichen Leuten, welche in Waarenlager eintreten, noch unentschieden über die Wahl der Stoffe, die sie kaufen wollen; die große Anzahl, die man ihnen davon vorlegt, macht sie noch unentschiedener; jeder derselben hat seine Annehmlichkeit und das, was ihnen wohl anzustehen scheint; aber sie können sich nicht bestimmen und gehen ohne einen Einkauf zu machen hinweg.

Es giebt Menschen, die mit Schmerzen darauf warten, daß alle Welt sich für gottlos und freidenkerisch erkläre, um fromm und religiös werden zu können; denn Jenes wäre dann etwas Gemeines, und sie würden es somit aufgeben. Es gefällt ihnen das Besondere bei einer so ernsten und tiefen Materie. Sie folgen der Mode und dem allgemeinen Zuge nur bei kleinen Dingen, und die von keinem weiteren Belang sind. Wer weiß denn selbst, ob sie nicht schon eine Art von Bravour und Unerschrockenheit darein gesetzt haben, das zukünftige Leben ganz in die Schanze zu schlagen? In einer gewissen Sphäre der Gesellschaft, bei einiger Weite des Geistes und gewissen

Lebensansichten hat man überdies nicht nöthig, sich zu dem Glauben der Gelehrten und des Volkes zu bequemen.

Bei voller Gesundheit zweifelt man an der Existenz Gottes ebenso, wie man daran zweifelt, daß der verbotene Umgang mit einer ledigen Person sündlich sei. Wird man aber krank und hat sich die Wassersucht angesetzt, dann läßt man seine Concubine im Stich und man glaubt an Gott.

Man sollte sich sehr ernstlich prüfen und erforschen, ehe man sich entschließt, Stark- oder Freigeist zu werden, damit man wenigstens, seinen Principien gemäß, so ende, wie man gelebt hat, oder, wenn man nicht die Kraft in sich fühlt, so weit zu gehen, sich entschließe, so zu leben, wie man zu sterben wünscht.

Jedes Scherzwort bei einem Sterbenden ist übel angebracht; ja, wenn es sich auf gewisse Themate erstreckt, traurig. Es ist sehr jämmerlich, denen, die man zurückläßt, auf seine Kosten das Vergnügen eines Witzwortes zu gewähren.

Welche vorgefaßte Meinung man auch über das, was nach dem Tod erfolgt, hegen mag, so ist das Sterben doch eine sehr ernste Sache. Dann steht das Scherzen gar nicht wohl an, sondern die Standhaftigkeit.

Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, die einen auf das Schöne gerichteten Geist und angenehme literarische Kenntnisse besaßen und Sclaven der Großen waren, deren Freidenkerei sie huldigten, und deren Joch sie gegen ihre eigenen, besseren Einsichten, wie gegen ihr Gewissen, getragen haben. Diese Menschen haben nur immer für andere Menschen gelebt und scheinen diese als ihren höchsten Zweck angesehen zu haben. Sie haben sich Angesichts dieser geschämt, ihre Seele zu retten, als solche zu erscheinen, wie sie vielleicht ihrem Herzen nach waren, und sind aus Augendienerei und Schwäche dem Verderben anheimgefallen. Giebt es denn auf Erden Große, die groß genug, und Mächtige, die mächtig genug sind, um zu verdienen, daß wir nach ihrem Wunsch und Willen, nach ihrem Geschmack und ihren Launen glauben und leben, ja die Gefälligkeit noch weiter treiben, nämlich nicht in der Weise zu

sterben, die uns die meiste Sicherheit darbietet, sondern in derjenigen, die ihnen besser gefällt?

Von denen, die ihren Weg dem allgemeinen Zug und den Grundregeln entgegen nehmen, möchte ich verlangen, daß sie mehr Bildung als die Uebrigen besäßen, daß sie klare Einsichten hätten und Beweisgründe, welche Ueberzeugung mit sich führen.

Ich möchte einen nüchternen, maßvollen, keuschen, billigen Menschen sehen, der es laut ausspräche, daß es keinen Gott gebe; dieser würde wenigstens ohne Eigennutz reden. Aber ein solcher Mensch ist nicht zu finden.

Ich wäre außerordentlich begierig, denjenigen zu sehen, welcher die Ueberzeugung hätte, daß es keinen Gott gebe: er würde mir wenigstens den unwiderleglichen Grund angeben können, der ihn zu überzeugen vermochte.

Die Unmöglichkeit, worin ich mich befinde, zu beweisen, daß es keinen Gott gebe, thut mir eben seine Existenz dar.

Gott verdammt und bestraft diejenigen, welche ihn beleidigen, er richtet allein in seiner eigenen Sache. Dies würde sich widersprechen, wenn er nicht die Gerechtigkeit und Wahrheit selbst wäre, das heißt, wenn er nicht eben Gott wäre.

Ich fühle, daß es einen Gott giebt; aber ich habe nicht das Gefühl, daß es keinen geben könnte. Das genügt mir; alles Vernünfteln der Welt ist mir unnütz: ich für mich schließe, daß ein Gott ist. Dieser Schluß liegt in meiner Natur: ich habe die Grundlagen dafür zu ungezwungen während meiner Kindheit in mich aufgenommen, und habe sie seitdem bei vorgeschrittnerem Alter zu naturgemäß bewahrt, um den Verdacht zu hegen, daß sie falsch wären. „Aber es giebt Geister, die sich dieser Grundlagen entledigen.“ Es ist noch die große Frage, ob man dergleichen findet; und sollte es der Fall sein, so beweist dies nur, daß es Ungeheuer giebt.

Es giebt keine Gottesleugner. Die Großen, die man als solche zumeist beargwöhnt, sind zu trägen Geistes, um für sich zu entscheiden, daß es keinen Gott giebt. Ihre Lässigkeit geht so weit, daß sie kalt und gleichgültig werden gegen diesen Haupt-

artikel, wie gegen die Beschaffenheit ihrer Seele und gegen die hohe Bedeutung einer wahren Religion. Sie leugnen weder diese Dinge, noch gestehen sie dieselben zu; sie denken gar nicht darüber nach.

Um an die Menschen und an die geringste Angelegenheit zu denken, haben wir all unsere Gesundheit, all unsere Kräfte und all unsern Verstand nöthig. Dagegen scheint es, als wenn der Anstand und die Sitte von uns verlangten, daß wir an Gott erst dann denken, wenn wir uns in einem Zustande befinden, in welchem uns grade noch so viel Vernunft übrig bleibt, als nöthig ist, um nicht zu sagen, daß es keinen gebe.

Ein Großer glaubt in Ohnmacht zu fallen, und er stirbt; ein anderer verfällt nach und nach und büßt jeden Tag etwas von seinem Selbst ein, ehe er ganz erlischt. Furchtbare Lehren, die aber nutzlos bleiben! So in die Augen fallende und so merklich verschiedene Umstände bleiben unbeachtet, scheinen gar niemanden zu berühren. Die Menschen schenken ihnen nicht größere Aufmerksamkeit, als einer welkenden Blume oder einem fallenden Blatte. Sie sehen mit Scheelsucht auf die Plätze, welche erledigt stehen, oder suchen zu erfahren, ob sie besetzt sind und durch wen.

Sind die Menschen hinreichend gut, treu, billig gesinnt, um unser ganzes Zutrauen zu verdienen und nicht wenigstens den Wunsch in uns zu erregen, daß es einen Gott geben möchte, auf den wir uns bei ihren Urtheilen berufen, und zu dem wir unsere Zuflucht nehmen könnten, wenn wir verfolgt oder verrathen werden?

Wenn die Größe und die Erhabenheit der Religion die Starkgeister blendet und verwirrt, so sind sie keine starken Geister mehr, sondern Schwachgeister und beschränkte Köpfe. Ist es dagegen die Demuth und die Einfalt, die sie muthlos macht, so sind sie in Wahrheit starke Geister, und zwar stärker als so viele große, so aufgeklärte, so erhabene, und nichtsdestoweniger so gläubige Männer wie die Leos und die Basile, die Hieronymus und die Augustine.

„Kirchenvater! Kirchenlehrer! welche Namen! welch trüb-

seliges Wesen, welche Trockenheit in ihren Schriften, welche frostige und vielleicht welche scholastische Frömmigkeit!" rufen Diejenigen aus, die sie niemals gelesen haben. Aber wie groß vielmehr würde das Erstaunen aller Derer sein, welche sich von den Kirchenvätern eine von der Wahrheit so entfernte Vorstellung gemacht haben, wenn sie in ihren Werken mehr Redeschwung und Gewandtheit, mehr Feinheit und Geist, größeren Reichthum des Ausdruckes und größere Kraft des Urtheils, lebhaftere Züge und natürlichere Anmuth fänden, als in den meisten Büchern dieser Zeit, die mit Begierde gelesen werden und die ihren Verfassern Ruhm und einen großen Namen verschaffen, wahrzunehmen ist! Welches Vergnügen gewährt es, die Religion zu lieben, ihre Ausbreitung zu gewahren, sie aufrecht erhalten und erklärt zu sehen durch so vortreffliche Genien, so gediegene Geister, hauptsächlich wenn man erkannt hat, daß es in Rücksicht auf den Umfang der Erkenntniß, auf Tiefe und Scharfsinn, auf die Grundsätze der reinen Philosophie und deren Anwendung und Entwicklung, auf die Richtigkeit der Schlüsse, die Würde des Vortrags, die Schönheit der Sittenlehre und der Lebensansichten, nichts giebt, was man z. B. mit dem heiligen Augustinus vergleichen könnte, als Plato und Cicero!

Der Mensch kommt mit dem Hange zur Lüge auf die Welt: die Wahrheit ist einfach und ohne Verstellung; er aber strebt nach dem Scheine und nach dem Schmuckvollen. Sie ist ihm nicht eigenthümlich; sie kommt, so zu sagen, ganz fertig und in all ihrer Vollkommenheit vom Himmel herab; der Mensch aber liebt nur sein eigenes Werk, die Erdichtung und die Fabel. Betrachtet das Volk, es erfindet, es macht Zusätze, es übertreibt aus Plumpheit und Unwissenheit. Fragt selbst den redlichsten Menschen, ob er stets in seinen Reden wahr sei, ob er sich nicht manchmal auf Bemäntelungen ertappe, worein sich Eitelkeit und Leichtsinn nothwendigerweise verhüllen; ob es ihm, um eine Erzählung auszuschmücken, nicht oft unwillkürlich begegne, daß er zu einer Thatsache, die er mittheilt, einen Umstand hinzufüge, welcher nicht dabei stattfand. Es ereignet sich heut etwas und fast unter unsern Augen: hundert Personen,

die Zeugen davon waren, erzählen sie in hundert verschiedenen Gestalten wieder. Und wenn man noch Einen anhört, so wird auch dieser sie auf ganz neue Art mittheilen. Welchen Glauben könnte ich also Thatsachen zollen, die längst vergangen und durch mehrere Jahrhunderte von uns getrennt sind? Welches Vertrauen darf ich in die gewichtigsten Geschichtschreiber setzen? Was wird aus der Geschichte? Ist Cäsar wirklich im Senat ermordet worden? Hat es einen Cäsar gegeben? Was für eine Schlußfolgerung! sagt ihr zu mir; welche Zweifel! welche Frage! Ihr lacht, ihr haltet mich keiner Antwort werth, und ich glaube selbst, daß ihr Recht habt. Ich setze nun aber den Fall, daß das Buch, welches des Cäsar Erwähnung thut, kein profanes Buch sei, das von Menschenhand, die täuschen will, geschrieben und durch Zufall in den Bibliotheken gefunden wurde unter andern Handschriften, welche wahre oder apokryphische Geschichten enthalten; nein, daß es eine vom göttlichen Geiste inspirirte, heilige Schrift sei; daß es Merkmale davon an sich trage; daß es sich seit beinahe zweitausend Jahren unter einer zahlreichen Gesellschaft in Umlauf befinde, welche während dieser Zeit nicht die geringste Veränderung daran gestattet, ja sich eine Art von Religion daraus gemacht hat, es in seiner vollen Unverletztheit zu bewahren; daß man es sogar als eine gewissenhafte und unerläßliche Verpflichtung angesehen hat, allen in diesem Buche, worin von Cäsar und seiner Dictatur die Rede ist, enthaltenen Thatsachen Glauben zu schenken: gestehen Sie es, Lucilius, Sie würden alsdann zweifeln, daß es einen Cäsar gegeben habe.

Alle Musik ist nicht erhaben genug, um Gottes Lob auszudrücken und im Heiligthume zu ertönen; alle Philosophie spricht nicht würdig genug von Gott, seiner Macht, den Gründen seines Wirkens und seiner Mysterien. Je scharfsinniger und idealer diese Philosophie ist, desto eitler und unnützer ist sie, um Dinge zu erklären, die von dem Menschen nur einen graden Sinn verlangen, um bis auf einen gewissen Punkt von ihnen erkannt zu werden, jenseits dessen sie unerklärlich sind. Sich Rechenschaft von Gott, seinen Vollkommenheiten und, wenn

ich so sagen darf, von seinen Handlungen geben wollen, heißt weiter gehen, als die alten Philosophen, die Apostel, die ersten Kirchenlehrer gegangen sind. Das heißt nicht, die richtige Fährte treffen; das heißt, lange und tief nachgraben, ohne die Quellen der Wahrheit zu finden. Sobald man die Ausdrücke Güte, Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Allmacht, welche von Gott so hohe und so liebenswerthe Vorstellungen gewähren, aufgegeben hat, so gelangt man nothwendig, wie sehr man auch die Einbildungskraft anstrengen mag, zu trockenen, unfruchtbaren, sinnleeren Bezeichnungen; muß auf hohle, den großen Begriffen fernliegende, oder mindestens auf spitzfindige und künstliche Gedanken verfallen und in dem Maße, als man eine neue Metaphysik eröffnet, ein wenig von seiner Religion einbüßen.

Wohin gelangen nicht die Menschen durch das Interesse an der Religion, von der sie doch so wenig überzeugt sind, und welche sie schlecht ausüben!

Eben dieselbe Religion, welche die Menschen mit Wärme und Eifer gegen diejenigen vertheidigen, welche eine ganz entgegengesetzte haben, ändern sie selbst in ihrem Geiste durch individuelle Ansichten und Gefühle um; sie fügen hinzu, scheiden tausend Dinge, oft wesentliche, davon aus, je nachdem es ihnen paßt, und verharren fest und unerschütterlich bei dieser Form, die sie ihr gegeben haben. So kann man, um gemeinverständlich zu reden, von einer einzigen Nation sagen, daß sie einen und denselben Kultus hat und sich nur zu einer gemeinsamen Religion bekennt; und doch — will man genau sprechen — ist es wahr, daß sie deren verschiedene hat und fast ein Jeder eine, die nur ihm eigen ist.

An den Höfen stehen zweierlei Arten von Leuten in Blüthe und herrschen dort zu verschiedenen Zeiten: die Freigeisterischen und die Scheinheiligen. Jene stellen sich heiter, offen, ohne List und Verstellung dar; diese sind verschlagen, hinterlistig, Ränke schmiedend. Auf Glückjägerei hundertmal mehr versessen als die Ersteren, sind sie aufs äußerste eifersüchtig auf diese; sie wollen das Glück beherrschen, es allein in Besitz nehmen, es unter sich theilen und davon jeden Anderen aus-

schließen. Würden, Aemter, Stellen, Beneficien, Pensionen, Ehren: Alles ist für sie geeignet, und zwar nur für sie. Alle Andern sind dessen unwürdig; sie können gar nicht begreifen, daß man, ohne ihre Genehmigung, die Unverschämtheit haben kann, sich Rechnung darauf zu machen. — Eine Schaar von Masken tritt in einen Ballsaal ein. Haben sie die Vorhand, so tanzen sie und fordern sich gegenseitig auf; sie tanzen noch, sie tanzen immerfort; sie überlassen die ergriffene Vorhand niemandem in der Versammlung wieder, wie sehr er auch ihre Aufmerksamkeit verdiene. Man wartet, man vergeht vor Ungeduld, sie tanzen zu sehen und selbst nicht tanzen zu können; einige fangen an zu murren, die Klügsten fassen einen raschen Entschluß und gehen davon.

Es giebt zweierlei Arten von Freigeistern: die wirklichen Freigeister, die wenigstens, welche es zu sein glauben, und die Scheinheiligen oder Frömmler, d. h. diejenigen, welche nicht für Freigeister gelten wollen. Die Letzteren von dieser Gattung sind die vollendeteren.

Der Frömmler glaubt entweder nicht an Gott, oder er spottet Gottes. Wenn wir gelind von ihm reden wollen, so sagen wir: er glaubt nicht an Gott.

Wenn alle Religion in der Ehrfurcht vor der Gottheit besteht: was soll man dann von Denen denken, die sie in deren lebendigstem Abbilde, dem Fürsten, zu verletzen wagen?

Wenn man uns versicherte, daß der geheime Beweggrund der Siamesischen Gesandtschaft gewesen wäre, den allerchristlichsten König zu bewegen, daß er dem Christenthum entsage und den Talapoinen den Eintritt in sein Königreich gestatte, ihnen, welche in unsere Häuser eingedrungen wären, um unsere Frauen, unsere Kinder und uns selbst vermittelst ihrer Bücher und ihrer Unterhaltungen zu ihrer Religion hinüberzuziehen; welche mitten in den Städten Pagoden errichtet und in diesen metallene Figuren zur andächtigen Verehrung aufgestellt hätten: mit welchem Gelächter und welcher seltsamen Geringschätzung würden wir nicht dergleichen ungereimte Dinge vernehmen! Wir indessen machen dreitausend Meilen zur See, um die

Indier, die Einwohner der Königreiche Siam, China und Japan zu bekehren, d. h. um in vollem Ernste allen diesen Völkern Vorschläge zu thun, welche ihnen höchst thöricht und lächerlich erscheinen müssen. Dessen ungeachtet dulden sie unsere Ordensgeistlichen und unsere Priester; hören sie mitunter an, lassen sie ihre Kirchen bauen und ihre Missionen verrichten. Wodurch wird dies in ihnen und in uns bewirkt? Sollte dies nicht die Macht der Wahrheit thun?

Nicht für jedermann paßt es, den großen Almosengeber zu spielen und alle Armen der Stadt vor seiner Thüre zu versammeln, damit sie dort ihr Theil in Empfang nehmen. Wer kennt aber nicht verborgnes Elend genug, das er an Ort und Stelle durch seine Hilfe, oder wenigstens durch seine Vermittlung zu lindern unternehmen kann? Desgleichen ist es nicht Allen gegeben, die Kanzel zu besteigen und dort, als Missionär oder als Katechet, das Wort Gottes zu lehren. Wer aber hat es nicht bisweilen in der Gewalt, einen Freigeist zu bekehren und ihn durch sanfte und gewinnende Gespräche dahin zu bringen, daß er sich vor Gott demüthigt? Und wenn man während seines Lebens der Glaubensbote nur für einen einzigen Menschen wäre, so hieße das, nicht umsonst auf der Erde gelebt haben, noch eine unnütze Last derselben gewesen sein.

Es giebt zwei Welten: eine, worin man nur kurze Zeit verweilt und welche man verlassen muß, ohne jemals wieder dahin zurückzukehren; eine andre, in die man eintreten muß, um sie niemals wieder zu verlassen. Gunst, Ansehn, Freunde, hoher Ruf, Reichthum nützen uns nur in der ersteren; in der zweiten die Verachtung aller dieser Dinge. Es handelt sich darum, zu wählen.

Wer einen einzigen Tag gelebt hat, hat ein Jahrhundert gelebt: dieselbe Sonne, dieselbe Erde, dieselbe Welt, dieselben Eindrücke; nichts gleicht sich mehr, als dem Heute das Morgen. Dies möchte ein gewisses Verlangen in uns erregen, zu sterben, d. h. nicht mehr ein Körper, sondern blos Geist zu sein. Indessen ist der Mensch, sonst so begierig nach Neuem, in Bezug auf diesen einzigen Punkt durchaus nicht neugierig. Mit einer

unruhigen Seele geboren, die sich bei Allem langweilt, macht es ihm doch gar keine Langweile, zu leben; er wäre es vielleicht zufrieden, ewig zu leben. Das, was er an dem Tode wahrnimmt, berührt ihn heftiger, als das, was er davon weiß; das Kranksein, die Schmerzen, der Leichenzustand schrecken ihn von der Kenntnißnahme des Jenseits ab: es bedarf allen Ernstes der Religion, um ihn dazu zu bringen.

Wenn Gott die Wahl frei gestellt hätte, entweder zu sterben, oder ewig zu leben, dann würde man, nachdem man reiflich darüber nachgesonnen hätte, was das heiße: der Krankheit, der Armuth, der Abhängigkeit, der Uebersättigung kein Ende zu sehen, oder Reichthümer, hohe Stellung, Vergnügen und Gesundheit nur eben kosten, um sie durch den Umsturz der Zeitverhältnisse unwiderruflich in ihr Gegentheil umschlagen zu sehen und auf diese Weise der Spielball der Glückszufälle und der Leiden zu sein, kaum wissen, wozu man sich entschließen solle Die Natur entscheidet über uns und entzieht uns dadurch der Verlegenheit eigener Wahl, und der Tod, den sie uns zur Nothwendigkeit macht, wird noch durch die Religion versüßt.

Wäre meine Religion eine falsche, so muß ich gestehen, daß sie die bestgestellte Falle wäre, die man sich denken könnte. Es wäre unvermeidlich, nicht gradezu hinein zu gehen und darin gefangen zu werden. Welche Majestät! welche Pracht der Mysterien! welche Folge und welche Verkettung der gesammten Doctrin! welche außerordentliche Vernünftigkeit darin, und welche Reinheit, welche Unschuld der Sitten! welche unwiderlegliche und überwältigende Kraft der Zeugnisse, die nach und nach, im Laufe dreier Jahrhunderte, von Millionen Menschen abgelegt wurden, und zwar von den weisesten und gemäßigtesten, die auf der Erde lebten und welche das Gefühl einer und derselben Wahrheit in der Verbannung, in Ketten, gegen den Anblick des Todes und in den äußersten Martern stärkte! Nehmt die Geschichte zur Hand, schlagt sie auf, geht bis auf den Anfang der Welt, bis zum Vorabende ihrer Entstehung zurück: hat es zu irgend einer Zeit etwas Aehnliches gegeben? Konnte Gott selbst jemals etwas Vortrefflicheres

ersinnen, um mich zu verlocken? Wohin könnte ich entfliehen? wohin mich begeben? worein mich stürzen? nicht etwa um etwas Besseres zu finden, sondern nur irgend etwas, was dem nahe käme? Wenn ich zu Grunde gehen soll, so will ich auf diesem Wege zu Grunde gehen. Es würde mir leichter fallen, Gott zu leugnen, als in einen so überzeugenden, so vollkommenen Betrug einzuwilligen. Aber ich habe es ergründet; ich vermag es nicht, Atheist zu sein; ich bin also zu meiner Religion zurückgeführt und unwiderstehlich für sie gewonnen; das ist abgemacht.

Die Religion ist entweder wahr, oder sie ist falsch. Ist sie nur eine leere Erdichtung — nun, so ist das, wenn man will, für den redlichen Mann, für den Karthäuser oder den Einsiedler ein Verlust von sechszig Jahren; eine schlimmere Gefahr laufen sie nicht. Ist aber die Religion auf die Wahrheit selbst gegründet, dann ist es ein erschreckliches Unglück für den Lasterhaften. Schon die bloße Vorstellung von den Leiden, die er sich zuzieht, verwirrt mir die Einbildungskraft; der Gedanke ist zu schwach, um sie zu fassen, und die Worte sind zu machtlos, um sie auszudrücken. Fürwahr, selbst wenn man in der Welt weniger Gewißheit über die Wahrheit der Religion voraussetzt, als sich in der That darin findet: der Mensch könnte doch keine bessere Wahl treffen, als die Tugend.

Ich weiß nicht, ob diejenigen, welche Gott zu leugnen wagen, es werth sind, daß man sich damit abmüht, ihnen denselben zu beweisen, und daß man sie ernster behandelt, als es in dem Bisherigen geschehen ist. Die Unwissenheit, die ihren Charakter bildet, macht sie unfähig, die klarsten Grundsätze und die folgerichtigsten Beweise zu fassen. Mögen sie dessenungeachtet Nachfolgendes lesen, wenn sie sich dabei nur nicht überreden, das sei Alles, was man über eine so einleuchtende Wahrheit vorzubringen im Stande ist.

Vor vierzig Jahren war ich noch nicht, und es lag nicht in meiner Gewalt, jemals ins Leben treten zu können, wie es nicht von mir abhängt, nun ich einmal da bin, nicht vorhanden zu sein. Ich habe also einen Anfang gehabt und bestehe durch ein Etwas fort, was außer mir liegt, was nach mir fortbesteht,

und was höher und mächtiger ist als ich. Wenn dieses Etwas nicht Gott ist, dann sage man mir doch, was es sonst ist.

Möglich, daß ich so, wie ich da bin, nur durch die Macht einer allgemeinen Naturkraft bestehe, die immer dieselbe gewesen ist, wie wir sie sehen, mögen wir auch noch so tief in die Unendlichkeit der Zeit zurückgreifen. Aber diese Naturkraft ist entweder nur Geist, und dann ist sie Gott; oder sie ist Materie und kann somit nicht meinen Geist geschaffen haben; oder sie ist ein aus Geist und Materie Bestehendes, und dann nenne ich das, was Geist in der Natur ist, Gott.

Möglich auch, daß das, was ich meinen Geist nenne, nur ein Theilchen der Materie ist, welche durch die allgemeine Naturkraft besteht, die ebenfalls Materie ist, immer dagewesen ist und ewig in der Art bestehen wird, wie sie uns erscheint, und die nicht Gott ist. Nun muß man aber doch wenigstens zugestehen, daß das, was ich meinen Geist nenne, was es auch sein mag, etwas ist, was denkt, und daß, wenn es Stoff ist, es nothwendigerweise ein Stoff ist, welcher denkt. Denn man wird mich nicht überreden, daß in mir, während ich diesen Schluß mache, nicht etwas vorhanden sei, was denkt. Nun, dieses denkende Etwas in mir, wenn es sein Dasein und sein Bestehen einer allgemeinen Naturkraft verdankt, die von jeher dagewesen ist und in Ewigkeit da sein wird, und welche es als seinen Grund erkennt, muß unwiderleglich ein Theil von einer allgemeinen Naturkraft sein, die entweder denkt, oder welche edler und vollkommener ist als das, was denkt; und wenn diese so beschaffene Natur Materie ist, so darf man daraus folgern, daß es eine allgemeine Materie giebt, welche denkt, oder welche edler und vollkommener ist als das, was denkt.

Ich sage ferner: wenn diese Materie nun, wie wir sie eben vorausgesetzt haben, nicht ein Hirngespinnst, sondern etwas Wirkliches ist, so ist sie auch nicht für alle Sinne unwahrnehmbar; und wenn sie sich nicht an und für sich kundgiebt, so erkennt man sie wenigstens aus der mannigfachen Anordnung ihrer Theile, aus welcher die Körper bestehen, und welche

deren Verschiedenheit begründet. Sie selbst also macht alle diese verschiedenen Körper aus; und da sie, nach der Voraussetzung, eine Materie ist, welche denkt, oder die besser ist, als das, was denkt: so folgt daraus, daß sie wenigstens nach einigen dieser Körper eine solche ist, und durch eine nothwendige Folge, nach allen diesen Körpern; das heißt, daß sie in den Steinen, in den Metallen, in den Gewässern, in der Erde, in mir selbst, der ich ja nur ein Körper bin, wie in allen übrigen Theilen, aus denen sie besteht, denkt. Folglich verdanke ich der Vereinigung dieser so irdischen, so groben, so körperlichen Theile, welche alle zusammen die allgemeine Materie, oder was wir die sichtbare Welt nennen, ausmachen, das Etwas in mir, was denkt, und was ich meinen Geist nenne. Das ist aber widersinnig.

Wenn dagegen diese allgemeine Natur, was sie auch sein mag, nicht aus allen diesen Körpern, noch aus irgend einem derselben bestehen kann: so folgt daraus, daß sie nicht Materie, noch durch irgend einen der Sinne wahrnehmbar ist. Wenn sie indessen denkt, oder wenn sie vollkommener ist als das, was denkt, so mache ich den Schluß, daß sie Geist ist, oder ein höheres und vollkommeneres Wesen als das, was Geist ist. Wenn überdies dem, was in mir denkt, und was ich meinen Geist nenne, nichts weiter bleibt, als diese allgemeine Natur, auf welche er sich zuletzt als auf seinen Urgrund und einzigen Ursprung zurückbeziehen kann, weil er seinen Urquell nicht in sich findet und noch weniger in der Materie, wie es oben dargethan worden ist: dann wollen wir nicht erst weiter über Namen streiten, sondern ich nenne jene Urquelle alles Geistes, die selbst Geist ist und vortrefflicher als aller Geist — Gott.

Genug, ich denke; — folglich ist Gott vorhanden. Denn das, was in mir denkt, verdanke ich nicht mir selbst, weil es ebenso wenig von mir abgehangen hat, es mir ursprünglich zu geben, als es noch von mir abhängt, es mir auch nur einen einzigen Augenblick zu erhalten. Ich verdanke es keinem unter mir stehenden materiellen Wesen, weil das Stoffliche unmöglich über dem, was denkt, stehen kann; ich verdanke es also einem

Wesen, das über mir ist und das keine Materie ist — und dieses ist Gott.

Daraus, daß eine allgemeine Naturkraft, welche denkt, im Allgemeinen alles, was stofflich ist, von sich ausschließt, folgt nothwendiger Weise, daß ein einzelnes denkfähiges Wesen ebenso wenig das geringste Materielle in sich zugestehen kann. Denn obgleich ein allgemeines, denkendes Wesen in seinem Begriff unendlich mehr Größe, Macht, Unabhängigkeit und Umfassendheit in sich einschließt als ein einzelnes, denkendes Wesen: so trägt dieses nichtsdestoweniger eine verhältnißmäßig größere Ausschließung des Stofflichen in sich, weil diese Ausschließung in beiden Wesen so groß, als sie nur irgend sein kann, und gleichsam unendlich ist; und weil es nun ebenso unmöglich ist, daß das, was in mir denkt, Materie sei, als es unbegreiflich ist, daß Gott Materie sei: so ist auch, ebenso wie Gott Geist ist, meine Seele ein geistiges Wesen.

Ob ein Hund nach Urtheil wählt, ob er sich erinnert, liebt, fürchtet, sich etwas einzubilden vermag, ob er denkt, das weiß ich nicht. Wenn man mir also sagt, daß alle diese Dinge bei ihm weder Leidenschaften, noch Gefühle sind, sondern die natürliche und nothwendige Wirkung der Beschaffenheit seiner durch die verschiedenartige Anordnung der Theile der Materie eingerichteten Maschine: so kann ich mich zum wenigsten bei dieser Ansicht beruhigen. Ich aber denke und bin dessen gewiß, daß ich denke. Nun, welches Verhältniß einer oder der andern Anordnung der Theile der Materie, d. h. einer Ausdehnung nach allen ihren Richtungen, als Länge, Höhe und Tiefe, und welche nach allen diesen Beziehungen theilbar ist, findet denn bei dem statt, was in mir denkt?

Wenn Alles Materie ist, und wenn das Denken, sowohl in mir, wie in allen übrigen Menschen, nur eine Wirkung der Anordnung der Theile der Materie ist: wer hat denn in die Welt jeden andern Gedanken, als den der materiellen Dinge gelegt? Ist denn in der Materie ein so reiner, so einfacher, so stofffreier Gedanke vorhanden, als der des Geistes? Wie kann sie also die Grundlage dessen sein, was sie leugnet und sie von

seinem eigenen Wesen ausschließt? wie kann sie im Menschen das sein, was denkt, d. h. was dem Menschen selbst einen Beweis liefert, daß er durchaus nicht bloße Materie ist?

Es giebt Wesen, welche nur kurz dauern, weil sie aus sehr Verschiedenem, das sich gegenseitig beeinträchtigt, zusammengesetzt sind; andere giebt es, die länger dauern, weil sie einfacher sind; aber sie vergehen, weil sie nicht ohne Theilchen sind, nach denen sie getrennt werden können. Das, was in mir denkt, muß sehr dauernd sein, weil es ein reines, von jeder Mischung und Zusammensetzung freies Wesen ist, und es giebt keinen Grund dafür, daß es untergehen müsse: denn wer ist im Stande, ein Wesen, welches einfach ist und aus keinen Theilen besteht, zu trennen und zu vernichten?

Die Seele nimmt die Farbe durch das Organ des Auges wahr und vernimmt die Töne durch das Organ des Ohres; sie kann aber aufhören, zu sehen und zu hören, wenn diese Sinne oder diese Gegenstände ihm mangeln, ohne daß deswegen sie selbst zu sein aufhört, weil die Seele nicht an und für sich das ist, was die Farbe sieht oder die Töne vernimmt: sie ist nur das, was denkt. Wie könnte sie nun, als solche, zu sein aufhören? Weder durch den Mangel eines Organs, weil es bewiesen ist, daß sie nichts Materielles ist; noch durch den Mangel eines Gegenstandes, so lange es einen Gott und ewige Wahrheiten giebt. Sie ist also unzerstörbar.

Ich begreife nicht, wie eine Seele, welche Gott mit der Idee seines unendlichen und über Alles vollkommenen Wesens zu erfüllen gewürdigt hat, vernichtet werden sollte.

Betrachten Sie hier, Lucilius, dieses Grundstück, das sich sauberer und zierlicher darstellt, als die angrenzenden Ländereien. Sie sehen hier Felder, untermischt mit stehenden und fließenden Gewässern; dort endlose Baumgänge in Heckenwänden, welche vor den Nordwinden schützen; an der einen Seite ein dichtes Gehölz, das die Sonnenstrahlen abwehrt, an einer andern eine reizende Aussicht; tiefer unten einen Graben oder einen Bach, der verborgen zwischen Weiden und Pappeln dahin-

fließt und schließlich zu einem verdeckten Kanale wird. Anderswo verlieren sich lange, schattengebende Alleen in das weite Gefilde und kündigen das herrschaftliche Gebäude an, das von Gewässern umgeben ist. Werden Sie etwa ausrufen: „Was für ein Spiel glücklichen Zufalls! Wie viel Schönes hat sich hier unerwartet zusammengefunden!" Unzweifelhaft werden Sie dies nicht; Sie werden vielmehr sagen: „Das ist Alles wohl ausgedacht und wohl angeordnet; es herrscht hierin ein guter Geschmack und große Einsicht." Und ich werde Ihnen beistimmen und hinzufügen, daß dies der Aufenthalt eines jener Vornehmen sein muß, zu welchen ein Le Nôtre kommt, um von dem Tag an, wo sie miteinander zur Stelle sind, zu zeichnen und Linien abzustecken. Und doch — was will dieses kleine, so schön eingerichtete Stückchen Erde, zu dessen Verschönerung alle Kunst eines geschickten Meisters aufgeboten worden ist, besagen, wenn die ganze Erde selbst nur ein in der Luft schwebendes Atom ist, und wenn Sie hören, was ich Ihnen sagen will.

Sie, Lucilius, sind auf irgend ein Fleckchen dieses Atoms hingesetzt; nothwendig müssen Sie darauf als etwas sehr Geringfügiges erscheinen, denn Sie nehmen sehr wenig Raum ein. Dennoch haben Sie Augen, die zwei unmerkliche Punkte sind: unterlassen Sie nicht, sie zum Himmel aufzuschlagen. Was werden Sie bisweilen dort gewahr? Den Mond im Zustande des Vollseins! Er ist dann schön und recht leuchtend, wenn auch sein Licht nur der Widerschein des Sonnenlichts ist. Er scheint so groß wie die Sonne zu sein, größer als die übrigen Planeten und als irgend einer der Sterne. Aber lassen Sie sich durch den Anschein nicht täuschen; es giebt nichts so Kleines am Himmel, als den Mond. Seine Oberfläche ist dreizehnmal kleiner, als die der Erde; seine Dichtigkeit achtundvierzigmal, und sein Durchmesser von 750 französischen Meilen beträgt nur den vierten Theil des Erddurchmessers. So ist denn auch nur seine nahe Stellung zur Erde die Ursache davon, daß er uns so groß erscheint, weil er nur um den dreißigfachen Durchmesser derselben von uns entfernt ist, oder sein Abstand nur 100,000 Lieues

beträgt*). Er selbst hat, im Vergleich mit der ungeheuren Bahn, welche die Sonne in den Räumen des Himmels beschreibt, fast gar keinen Weg zu machen; denn man weiß es für gewiß, daß er in einem Tage nur 540,000 Lieues zurücklegt: das beträgt in der Stunde nur 22,500 Lieues und 375 Lieues in der Minute. Nichtsdestoweniger muß er, um diesen Lauf zu Stande zu bringen, 5600mal schneller eilen als ein Postpferd, welches etwa vier Lieues in der Stunde zurücklegt, achtzigmal schneller als der Ton, z. B. der Schall einer Kanone oder des Donners, welcher in einer Stunde 277 Lieues durchmißt.

Aber welches Verhältniß findet gar in Bezug auf Größe, auf Entfernung, auf Schnelligkeit des Laufes zwischen Mond und Sonne statt! Sie werden sehen, daß es gar nicht auszudrücken ist. Erinnern Sie sich blos des Durchmessers der Erde: er beträgt dreitausend Lieues; der der Sonne aber ist hundertmal so groß, das macht 300,000 Lieues. Wenn dies ihre Breite nach jeder Richtung hin ist, wie groß mag ihre ganze Oberfläche sein! wie groß ihre Dichtigkeit! Begreifen Sie wohl eine solche Ausdehnung, und daß eine Million Erden, wie die unsere, zusammengenommen keinen größeren Ball bilden würden, als die Sonne? Wie groß muß also, werden Sie sagen, ihre Entfernung von uns sein, wenn man darauf nach ihrem Aussehen schließt. Sie haben Recht, sie ist ungeheuer. Es ist bewiesen, daß es von der Erde bis zur Sonne nicht weniger als zehntausend Erddurchmesser, oder nicht weniger als dreißig Millionen Lieues sein kann: vielleicht ist es noch vier-, sechs-, ja zehnmal weiter; man hat gar keine Methode, um diese Entfernung zu bestimmen **).

---

*) Alle diese, wie im Folgenden enthaltenen, astronomischen Zahlenbestimmungen sind nach jeder beliebigen neueren Astronomie zu rectificiren.

**) Ueber die bis zum 18. Jahrhundert gemachten Conjecturen in Betreff dieser Entfernungen s. man L'Astronomie populaire d'Arago, tome III. —

Als Parallele zu Obigem stehe hier ein Wort Pascals: „Der Mensch betrachte also die ganze Natur in ihrer erhabenen und vollen Majestät; er bleibe nicht dabei stehen, blos die niedern Gegenstände um ihn her anzuschauen; er betrachte jenes strahlende Licht, das als eine ewige Lampe an den Himmel gesetzt ist, um das Weltall zu erleuchten; er sehe die Erde als einen Punkt an, im Vergleiche mit dem

Um Ihrer Einbildungskraft zu Hilfe zu kommen, damit Sie sich das Verhältniß einigermaßen vorzustellen vermögen, wollen wir einmal annehmen, es fiele ein Mühlstein von der Sonne auf die Erde; lassen Sie uns ihm die größtmögliche Schnelligkeit geben, deren er nur fähig ist, eine solche, die sogar diejenige sehr hoch herabfallender Körper übertrifft; setzen wir noch voraus, daß er stets dieselbe Schnelligkeit beibehält, ohne sie zu beschleunigen, noch zu verzögern; daß er fünfzehn Toisen in jeder Sekunde Zeit durchmißt, was so viel ist, als die halbe Höhe der höchsten Thürme, und demnach neunhundert Toisen in einer Minute; lassen wir ihn, zu größerer Bequemlichkeit, die runde Summe von tausend Toisen durchlaufen; tausend Toisen machen eine gemeine halbe Lieue aus: folglich wird der Mühlstein in zwei Minuten eine Lieue zurücklegen, in einer Stunde dreißig, und in einem Tage 720 Lieues. Nun hat er aber dreißig Millionen Lieues zu durchfliegen, ehe er bis auf die Erde gelangt; er braucht also 41,676 Tage, was mehr als 114 Jahre betragen würde, um diese Reise zu machen. Erschrecken Sie nicht, Lucilius, hören Sie mich ruhig an. Die Entfernung von der Erde bis zum Saturn beträgt zum mindesten das Zehnfache derjenigen von der Erde bis zur Sonne, das heißt so viel als: sie kann nicht weniger betragen, als 300 Millionen Lieues, und derselbe Stein würde folglich mehr als 1140 Jahre brauchen, um von dem Saturn auf die Erde zu fallen.

Wenn Sie es vermögen, so erheben Sie mit diesem so fernen Schwunge des Saturn zugleich Ihre Einbildungskraft, um zu begreifen, welch ein ungeheurer Weg es sein muß, den er jeden Tag über unsern Köpfen hinweg durchläuft. Der Kreis, den der Saturn beschreibt, hat mehr als 600 Millionen Lieues

---

ungeheuren Umlauf, den dieses Gestirn beschreibt; er staune darüber, daß dieser weite Umkreis selbst nur ein sehr feiner Punkt ist, im Vergleich zu dem, welchen die Sterne, die in dem Firmament dahinrollen, umschreiben. Aber da, wo unser Blick aufhört, gehe die Einbildungskraft weiter; sie wird eher zu fassen erlahmen, als die Natur, hervorzubringen. Diese ganze sichtbare Welt ist nur ein fast unmerklicher Federzug auf dem Riesenblatte der Natur. Kein Gedanke reicht dafür aus. Mögen wir unser Denken auch noch so sehr anstrengen: wir bringen damit nur Atome hervor, im Vergleich zu der Wirklichkeit der Dinge." (Pascal, Pensées, Art. I, 1.)

Durchmesser und folglich mehr als 1800 Millionen im Umfange; ein englischer Renner, welcher zehn Lieues in der Stunde zurücklegte, würde nur 20,548 Jahre zu laufen haben, um diese Tour zu vollenden.

Ich habe noch nicht Alles erwähnt, Lucilius, in Rücksicht des Wunderwürdigen dieser sichtbaren Welt, oder, wie Sie zuweilen sagen, in Rücksicht der Wunder des Zufalls, den Sie als alleinige Grundursache aller Dinge anerkennen. Er ist ein noch viel wunderwürdigerer Werkmeister, als Sie denken. Lernen Sie Ihren Zufall ganz kennen; lassen Sie sich von der ganzen Macht ihres Gottes unterrichten. So wissen Sie denn, daß diese Entfernung von 30 Millionen Lieues, die es von der Erde bis zur Sonne ist, wie die von 300 Millionen von der Erde bis zum Saturn, im Vergleich zu der Entfernung von der Erde bis zu den Fixsternen, so wenig zu bedeuten haben, daß es nicht einmal richtig gesprochen ist, wenn man sich in Betreff solcher Entfernungen des Ausdrucks Vergleich bedient. Welches Verhältniß kann in der That zwischen dem, was sich messen läßt, so groß es auch sein mag, und dem, was sich nicht messen läßt, stattfinden? Man kennt die Entfernung eines Sterns gar nicht; sie ist, gradezu gesagt, unmeßbar; denn es giebt weder Winkel, noch Sinus, noch Parallaxen, womit man sich helfen könnte. Wenn jemand in Paris einen Fixstern, und ein Anderer denselben von Japan aus beobachtete, so würden die beiden graden Linien, die man sich als von Beider Augen bis zu diesem Sterne reichend dächte, noch keinen Winkel bilden, sondern vielmehr zu einer und derselben Linie zusammenfallen — so wenig Ausdehnung nimmt die ganze Erde in Bezug auf eine solche Entfernung ein. Aber die Sterne stehen im gleichen Verhältniß zum Saturn und zur Sonne; ja man muß hierin noch weiter gehen. Wenn zwei Beobachter, wovon der eine sich auf der Erde, der andere auf der Sonne befände, zu gleicher Zeit einen Stern beobachteten, so würden die Sehstrahlen dieser beiden Beobachter noch keinen merklichen Winkel bilden. Kurz, um die Sache anders zu fassen, wenn jemand sich auf einem Stern befände, so würden ihm unsere Sonne, unsere Erde und die

30 Millionen Lieues Zwischenraum zwischen beiden immer nur Einen Punkt bilden. Das ist bewiesen.

Ebenso wenig weiß man die Entfernung eines Sternes von einem andern, so nahe stehend sie uns auch erscheinen mögen. Unserer Wahrnehmung nach zu urtheilen, berühren sich die Plejaden beinahe. Unter den Sternen, welche den Schwanz des großen Bären bilden, scheint ein Stern einen andern fast zu bedecken: kaum ist der Blick im Stande, das Pünktchen Himmel zu unterscheiden, welches sie trennt; sie machen gleichsam einen Doppelstern aus. Wenn nun aber alle Kunst der Astronomen nicht hinreicht, um ihre Entfernung anzugeben: was soll man erst von der Entfernung zweier Sterne urtheilen, welche sichtlich weit von einander entfernt erscheinen und mit bestem Fug die beiden Polarsterne genannt werden? Wie unermeßlich ist also die Linie, welche von einem Polarstern zum andern reicht? und wie groß muß erst der Kreis sein, von welchem diese Linie der Durchmesser ist? Giebt es aber vollends etwas Größeres, als die Tiefen des Raums zu ergründen und sich den räumlichen Umfang der Kugel vorzustellen, von welcher jener Kreis nur eine Durchschnittsebene bildet? Werden wir noch erstaunt sein, daß diese selben, in ihrer Größe so über alles Maß hinausgehenden Sterne uns dessenungeachtet nur als Funken erscheinen? Werden wir uns nicht vielmehr wundern, daß sie bei einer so ungeheuren Entfernung noch einen gewissen Schein von sich geben und sich nicht ganz und gar unserem Anblick entziehen? Es übersteigt ebenso alle Vorstellung, wie viel uns deren entgehen. Man giebt wohl die Zahl der Sterne an; ja, doch nur die Zahl derer, die uns deutlich genug erscheinen; wie soll man aber diejenigen zählen, welche man nicht deutlich wahrnimmt, z. B. die, welche die Milchstraße bilden, jenen schimmernden Streif, den man bei heiterer Nacht sich von Norden nach Süden am Himmel hinziehen sieht, und dessen Sterne, weil sie bei der außerordentlichen Entfernung mit ihrem Licht nicht bis zu unsern Augen vordringen können, um als einzelne erkannt zu werden, jenen Strich des Himmels, den sie einnehmen, kaum weißlich erhellen?

Da leben wir denn also auf der Erde, wie auf einem Sandkorn, welches mit nichts zusammenhängt und mitten in dem Aether schwebt. Eine fast unendliche Anzahl feuriger Kugeln von unausdrückbarer Größe, welche die Einbildungskraft verwirrt, von einer Entfernung, die unsere Fassungskraft übersteigt, drehen und rollen sich um dieses Sandkorn*), und durchziehen tagtäglich seit mehr als sechstausend Jahren die weiten, ungeheuren Räume des Himmels. Wollen Sie eine andere Welteinrichtung kennen lernen, die um nichts weniger wunderbar ist? Die Erde selbst wird dahingetragen mit einer unfaßbaren Geschwindigkeit um die Sonne, das Centrum des Weltalls. Ich stelle mir sie vor, diese sämmtlichen Globen, diese zum Erschrecken großen Körper, wie sie in Bewegung sind; keiner kommt dem andern in den Weg, sie stoßen nicht aneinander, sie bringen sich nicht aus dem angeordneten Geleise. Wenn es dem kleinsten unter ihnen allen einfallen sollte, dem zuwider zu handeln und gegen die Erde anzurennen: was würde aus dieser werden? Alle sind vielmehr an ihrem Platze, verbleiben in der Ordnung, die ihnen vorgeschrieben ist, folgen dem vorgezeichneten Laufe, und zwar, in Rücksicht auf uns, so friedlich, daß niemandes Gehör fein genug ist, von ihrem Gange etwas zu vernehmen, und der große Haufe gar nicht merkt, ob sie in der Welt vorhanden sind. O wunderbare Zweckmäßigkeit des Zufalls! Könnte die höchste Einsicht selbst ihre Zwecke besser erreichen? Etwas allein, Lucilius, erregt mir Bedenken. Jene großen Weltkörper sind so genau und so stetig in ihrem Gange, in ihrem Umrollen, in allen ihren Beziehungen zu einander, daß ein kleines, auf ein unmerkbares Fleckchen dieses ungeheuren Raumes, den man die Welt nennt, verbanntes Wesen, nachdem es sie beobachtet hat,

*) La Bruyère bequemt sich hier (wie schon früher S. 400) der volksmäßigen Vorstellung an, wie sie der Augenschein giebt, daß die Erde still stehe, indem er das System des Copernicus zu verleugnen scheint, welches weder Galilei hatte triumphiren lassen können, noch Descartes öffentlich anzuerkennen gewagt hatte. Aber bald darauf spricht er sich im Sinne dessen aus, welches Fontenelle in seinen „Unterhaltungen über die Mehrheit der Welten" (herausgeg. Paris 1686; deutsch von Bode, Berlin 1780) ausführlich auseinandersetzte. Man erwäge, daß La Bruyère's „Charaktere" i. J. 1686 herauskamen.

zu einer untrüglichen Methode gelangt ist, vorauszusagen, an welchem Punkte ihres Laufes alle diese Gestirne von heute an in zwei, in vier oder in zwanzigtausend Jahren sich befinden werden. Das nämlich ist mein Bedenken, Lucilius: wenn dies Wirkung des Zufalls ist, was Sie als so unveränderliche Gesetze wahrnehmen, was ist dann Ordnung? was ist Gesetz?

Ich möchte Sie sogar fragen, was denn der Zufall sei. Ist er ein Körper? ist er Geist? ist er ein von andern verschiedenes Wesen, das sein besonderes Dasein hat, das sich irgendwo befindet? oder ist er nicht vielmehr nur eine bestimmte Art und Weise des Seins? Wenn eine Kugel an einen Stein trifft, so sagt man: das ist ein Zufall. Ist dies aber etwas Anderes, als zwei Körper, welche von ungefähr aneinander stoßen? Wenn die Kugel in Folge dieses Ungefährs oder dieses Zusammentreffens nicht mehr gradeaus, sondern schief geht; wenn ihre Bewegung nicht mehr rechtläufig ist, sondern von ihrer Richtung ablenkt; wenn sie nicht mehr um ihre Axe rollt, sondern wirbelt und sich einseitig dreht, werde ich dann schließen, daß die Kugel überhaupt durch diesen Zufall in Bewegung gesetzt worden ist? Werde ich nicht weit lieber annehmen, daß sie sich entweder von selbst oder durch den Antrieb des Armes, der sie geworfen hat, bewegt? Und weil die Räder einer Wanduhr einander zu einer kreisenden Bewegung von einer gewissen Geschwindigkeit antreiben, werde ich deswegen weniger neugierig nachforschen, was die Grundursache aller ihrer Bewegungen sein kann, ob sie dies aus sich selbst thun, oder vermöge der bewegenden Kraft eines Gewichtes, welches sie mit sich fortreißt? Aber weder diese Räder, noch jene Kugel haben sich die Bewegung aus sich selbst ertheilen können, oder sie liegt ihrer Natur nach nicht in ihnen, wenn sie dieselbe, ohne ihre Natur zu verändern, verlieren können. Es ist also die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie von anderswoher bewegt werden; mithin durch eine Kraft, die ihnen nicht angehört. Und wenn nun die himmlischen Körper ihre Bewegung verlieren sollten, würden sie ihre Natur verändern? würden sie weniger Körper sein? Ich kann mir das nicht vorstellen; sie bewegen sich jedoch, und es geschieht nicht aus ihnen selbst

und in Kraft ihrer Natur. Man müßte also nachforschen, Lucilius, ob es nicht außer ihnen eine Urkraft giebt, welche ihre Bewegung veranlaßt; und welche Sie auch immer auffinden möchten, ich nenne sie Gott.

Wenn wir voraussetzten, daß diese großen Körper ohne Bewegung seien, so würde man nicht mehr nach dem Urgrunde fragen, der sie in Bewegung setzt, sondern man würde sich stets dazu aufgefordert fühlen, zu fragen, wer diese Körper geschaffen habe, wie man sich unterrichten läßt, wer jene Räder, jene Kugel gemacht hat; und nähme man an, daß jeder dieser großen Körper ein zufällig entstandener Haufe von Atomen wäre, die sich vermöge der Gestalt und der Bildung ihrer Theile verbunden und ineinandergefügt hätten: so würde ich eines dieser Atome nehmen und würde fragen: Wer hat dieses Atom geschaffen? Ist es Materie? Ist es Intelligenz? Hat es irgend eine Vorstellung von sich selbst gehabt, ehe es sich selbst machte? Es war also schon einen Moment vor seinem Dasein; es war und war zugleich auch nicht; und wenn es Urheber seines Daseins und seiner Art zu sein ist, warum ist es lieber Körper als Geist geworden? Noch mehr: hat dieses Atom nicht einen Anfang gehabt? ist es ewig? ist es unendlich? — Wollen Sie dieses Atom zu einem Gott machen?

Eine Milbe hat zwei Augen; sie geht, wenn sie auf Gegenstände stößt, die ihr schaden könnten, diesen aus dem Wege. Wenn man sie auf Ebenholz setzt, um sie besser beobachten zu können; wenn man ihr, während sie nach einer Seite ihren Weg nimmt, den geringsten Strohsplitter vorhält, so ändert sie die Richtung. Ist ihre Krystallinse, ihre Netzhaut, ihr optischer Nerv nur ein Spiel des Zufalls?

In einem Tropfen Wasser, welches der Pfeffer, den man zum Einweichen darein legte, verändert hat, sieht man eine fast zahllose Menge kleiner Thierchen, deren Gestalt uns das Mikroskop erkennen läßt, und die sich, gleich ebenso vielen Ungeheuern in einem großen Meere, mit unglaublicher Schnelligkeit herumbewegen. Jedes dieser Thierchen ist mehrere tausend Male kleiner als eine Milbe, und dennoch ist es ein lebender Körper,

der sich nährt, der wächst, der Muskeln und den Adern, Nerven und Arterien entsprechende Gefäße, der ein Gehirn haben muß, um die Lebensgeister zu vertheilen.

Ein Fleckchen Schimmel, von der Größe eines Sandkorns, erscheint unter dem Mikroskop als ein Haufe der verschiedenartigsten Pflanzen, von denen einige Blüthen, andere Früchte haben; es giebt auch welche darunter mit nur halb geöffneten Knospen; andere wiederum sind verwelkt. Von wie wunderbarer Kleinheit müssen die Wurzeln und die Sauggefäße sein, welche die Nahrungsmittel dieser kleinen Pflanzen ausscheiden! Und wenn man gesehen hat, daß diese Pflanzen ihre Samenkörner haben, wie die Eichen und die Fichten, sowie daß jene kleinen Wesen, von denen ich vorher gesprochen habe, sich auf dem Wege der Zeugung vermehren, wie die Elefanten und die Walfische: wohin führt uns dies nicht? — Wer hat so zarte, so feine Werke, die dem Blicke der Menschen entschlüpfen und an das Unendliche reichen wie der Himmel, nur in der entgegengesetzten Richtung, auszuführen vermocht? Sollte es nicht Der sein, der den Himmel, die Gestirne, diese ungeheuren, durch ihre Größe, ihre Entfernung, ihre Geschwindigkeit und den Umfang ihres Laufes in Staunen setzenden Massen geschaffen hat, und dem es ein Spiel ist, sie in Bewegung zu setzen?

Eine Thatsache ist es, daß der Mensch sich der Sonne, der Gestirne, des Himmels und seiner Einflüsse erfreut, wie er sich der Luft erfreut, die er athmet, und der Erde, auf welcher er wandelt, und die ihn trägt. Und wenn es nöthig wäre, der Gewißheit einer Thatsache noch die Angemessenheit oder die Wahrscheinlichkeit hinzuzufügen, so ist diese ganz und gar in jener enthalten. Denn der Himmelsraum, mit Allem, was er in sich begreift, kann, was den Adel und die Würde anbelangt, nicht mit dem geringsten der Menschen, welche auf der Erde leben, in Vergleich kommen, und das Verhältniß, in welchem sich jener zu diesem befindet, ist dasjenige der Materie, welche unfähig der Empfindung und nur eine Ausdehnung nach drei Richtungen ist, zu dem, was Geist, Vernunft oder Intelligenz ist. Wenn man sagt, daß sich der Mensch zu seiner Erhaltung hätte mit

weniger behelfen können, so erwiedre ich, daß Gott nicht weniger thun konnte, um seine Macht, seine Güte und seine Herrlichkeit zu entfalten, weil er, was wir auch immer von seinen Schöpfungswerken sahen, noch unendlich mehr hätte schaffen können.

Wenn die ganze Welt um des Menschen willen geschaffen worden ist, so ist sie, buchstäblich genommen, das Geringste, was Gott für den Menschen gethan hat; den Beweis dafür kann man aus der Tiefe der Religion schöpfen. Es ist daher weder Eitelkeit, noch Anmaßung, wenn sich der Mensch, kraft der ewigen Wahrheit, seinen Vortheil zunutze macht; er müßte blödsinnig, ja blind sein, wenn er sich durch die Kette der Beweise, deren sich die Religion bedient, um ihn seine Vorrechte, seine Hilfsquellen und seine Hoffnungen erkennen zu lassen, und ihn darüber zu belehren, was er ist und was er werden kann, nicht überzeugen ließe. Aber der Mond ist ja auch bewohnt; es ist wenigstens nicht unmöglich, daß er es ist. Was meinen Sie vom Monde, Lucilius, und worauf läuft es hinaus? Wenn Sie Gott voraussetzen, was ist da in der That unmöglich? Sie fragen vielleicht, ob wir denn die Einzigen sind im Weltall, welche Gott so bevorzugt hat? ob Gott nicht auch im Monde entweder andere Menschen, oder andere Kreaturen ebenso günstig gestellt habe? Eitle Neugier! leichtfertige Frage! Die Erde, Lucilius, ist bewohnt; wir bewohnen sie und wissen, daß wir sie bewohnen; wir haben unsere Beweise, unsere Gewißheit, unsere Ueberzeugungen über alles das, was wir von Gott und uns selbst zu denken verpflichtet sind. Mögen diejenigen, welche die Himmelskörper bevölkern, seien sie, welcher Art sie wollen, für sich selbst bedacht sein; sie haben ihre Sorgen, und wir die unsrigen. Sie haben den Mond beobachtet, Lucilius; Sie haben seine Flecken, seine Abgründe, seine Unebenheiten, seine Entfernung, seine Größe, seine Bahn, seine Verfinsterungen kennen gelernt; alle Astronomen haben es nicht weiter gebracht. Denken Sie sich nun neue Instrumente, beobachten Sie ihn mit größerer Genauigkeit: sehen Sie, daß er bevölkert ist? und mit welcherlei Wesen? Gleichen diese den Menschen? sind es Menschen? Lassen Sie sie mich nachher auch betrachten, und wenn wir beide davon

überzeugt sind, daß Menschen den Mond bewohnen, dann lassen Sie uns untersuchen, ob sie Christen sind, und ob Gott seine Gnaden unter sie und uns getheilt hat.

Alles in der Natur ist erhaben und bewundernswürdig; man erblickt darin nichts, was nicht den Stempel des Werkmeisters an sich trüge. Das Unregelmäßige und Unvollkommene, das man hin und wieder wahrnimmt, setzt doch Regel und Vollkommenheit voraus. Eitle und vermessene Menschen! Macht einmal ein Würmchen, das ihr unter die Füße tretet, das ihr verachtet! Ihr äußert Abscheu vor der Kröte; bringet einmal eine Kröte hervor, wenn ihr es im Stande seid. Welcher vortreffliche Werkmeister muß das sein, der die Werke schafft, die von den Menschen, ich will nicht sagen bewundert, die aber wenigstens von ihnen gefürchtet werden! Ich verlange gar nicht von euch, daß ihr euch in eure Werkstatt setzen sollt, um einen begeisteten Menschen hervorzubringen, einen wohlgebauten Mann, ein schönes Weib; das Unternehmen wäre zu schwierig und ginge über eure Kräfte; versuchet nur einen Buckligen, einen Thoren, eine Mißgestalt zu Stande zu bringen, und ich werde damit zufrieden sein.

Könige, Monarchen, Potentaten, geheiligte Majestäten — habe ich euch bei allen euren stolzen Titeln genannt? Große der Erde, sehr Hohe, sehr Mächtige und vielleicht bald allmächtige Gebieter! Wir andern Erdensöhne haben für unsere Ernten ein wenig Regen nöthig, so wenig es auch sein möge, und ein wenig Thau. Macht uns doch Thau, sendet doch einen Tropfen Wasser herab auf die Erde!

Die Ordnung, die Schönheit, die Wirkungen der Natur sind allgemein bekannt; nicht so die Ursachen, die Elementarkräfte. Fraget ein Frauenzimmer, wie sich ein schönes Auge öffnen muß, um zu sehen; fraget einen Gelehrten.

Mehrere Millionen Jahre, mehrere hundert Millionen von Jahren, kurz, alle Zeiten zusammen sind nur ein Augenblick, verglichen mit der Zeitdauer Gottes, welche eine ewige ist. Alle Welträume zusammengenommen sind nur ein Punkt, nur ein leichtes Atom, verglichen mit seiner Unermeßlichkeit. Wenn es

sich so verhält, wie ich hier behaupte — denn welches Verhältniß kann zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen stattfinden? — dann frage ich, was hat die Lebensdauer eines Menschen zu bedeuten? was ein Staubkorn, welches man Erde nennt? was ein kleiner Theil dieser Erde, welchen der Mensch besitzt und bewohnt? — Die Schlechten befinden sich während ihres Lebens im Wohlstande. — Ja, einige Schlechte; ich gebe das zu. — Die Tugend lebt unterdrückt, und das Verbrechen unbestraft auf Erden. — Bisweilen; ich gestehe das ein. — Das ist eine Ungerechtigkeit. — Ganz und gar nicht. Man müßte, um diesen Schluß zu ziehen, den Beweis haben, daß die Bösen durchweg glücklich wären, daß die Tugend es nicht wäre, und das Verbrechen stets unbestraft bliebe. Die geringe Zeit, daß die Guten leiden und die Schlechten des Wohlstandes genießen, müßte wenigstens eine gewisse Dauer haben, und das, was wir Wohlergehn und Glück nennen, dürfte nicht ein falscher Schein und ein leerer Schatten sein, welcher schwindet; diese Erde, dies Atom, auf welchem der Tugend und dem Verbrechen, wie es den Anschein hat, so selten der verdiente Lohn zu Theil wird, müßte die einzige Stelle des Schauplatzes sein, auf welcher Bestrafung und Belohnung vor sich gehen sollen.

Daraus, daß ich denke, folgt ebenso wenig klar der Schluß, daß ich Geist bin, als ich aus dem, was ich thue oder unterlasse, den Schluß ziehen kann, daß ich frei bin. Freiheit ist Wahl, oder, anders ausgedrückt, eine freiwillige Entscheidung zum Guten oder Bösen, und folglich eine gute oder schlechte Handlung und das, was man Tugend oder Verbrechen nennt. Bliebe das Verbrechen durchaus unbestraft, so wäre das Ungerechtigkeit, es ist wahr; fände dies auf der Erde statt, so wäre es ein Geheimniß. Aber nehmen wir einmal mit dem Atheisten an, daß es Ungerechtigkeit wäre. Jede Ungerechtigkeit ist eine Verneinung oder Entziehung der Gerechtigkeit; folglich setzt jede Ungerechtigkeit Gerechtigkeit voraus. Jede Gerechtigkeit ist eine Uebereinstimmung mit einer unfehlbaren Vernunft. Ich frage also: wann ist es nicht vernünftig gewesen, daß das Verbrechen bestraft wurde? — außer etwa in einer Zeit, wo man sagte,

daß das Dreieck weniger als drei Winkel habe. Nun aber ist jede Uebereinstimmung mit der Vernunft eine Wahrheit; diese Wahrheit hat aber, wie soeben gesagt worden ist, zu allen Zeiten bestanden; sie ist also eine von denjenigen, welche man ewige Wahrheiten nennt. Eine solche Wahrheit giebt es außerdem entweder gar nicht und kann es nicht geben, oder sie ist der Gegenstand einer Erkenntniß. Diese Erkenntniß ist also eine Ewigkeit her bestehende — es ist Gott.

Die Entwicklungen, welche die geheimsten Verbrechen an den Tag bringen, bei denen die Schuldigen die größte Vorsicht angewendet haben, um sie den Augen der Menschen zu entziehen, erscheinen als so einfach und so leicht, daß es den Anschein hat, als könne nur Gott allein der Urheber davon sein; und es werden außerdem so viele Thatsachen darüber mitgetheilt, daß wenn es Einem einfiele, sie dem bloßen Zufalle zuzuschreiben, so müßte er auch behaupten, daß der Zufall von jeher ein Gewohnheitsrecht ausgeübt hat.

Wenn Sie die Voraussetzung machen, daß von allen Menschen, welche die Erde bevölkern, jeder ohne Ausnahme sich im Ueberfluß befinde und ihnen nichts mangle, so folgere ich meinerseits daraus, daß keiner auf der Erde im Ueberfluß lebt und daß ihm Alles mangelt. Es giebt nur zwei Arten von Reichthümern, auf welche die andern sich zurückführen lassen: Geld und Landbesitz. Wenn Alle reich sind, wer wird da den Acker bestellen, wer in den Bergwerken graben? Die, welche von den Minen entfernt leben, werden sie nicht bearbeiten; und diejenigen, welche unbebaute und mineralhaltige Landstücke bewohnen, werden keinen Nutzen daraus ziehen können. Man nimmt an, daß sie zum Handel greifen werden. Aber wenn die Menschen Ueberfluß an Gütern besitzen und niemand sich in der Nothwendigkeit befindet, von seiner Arbeit zu leben, wer wird dann die Barren oder die Tauschwaaren aus einer Gegend in die andere befördern? Wer wird Schiffe auf das Meer ausschicken? wer sich damit befassen, sie zu führen? Wer wird Karavanen ausrüsten? Man wird dann des Nothwendigen und des Nützlichen ermangeln. Wenn es keine Bedürfnisse mehr giebt, so

giebt es auch keine Künste, keine Wissenschaften, keine Erfindungen, keine Mechanik mehr. Außerdem würde diese Gleichheit des Besitzes und der Reichthümer eine andere, nämlich die der Stände, herbeiführen, jede Unterordnung verbannen und die Menschen dazu nöthigen, sich alle Dienste selbst zu leisten, und aller gegenseitige Beistand wäre aufgehoben. Die Gesetze würden kraftlos und nutzlos werden; es würde eine allgemeine Anarchie eintreten, welche Gewaltthaten, Beleidigungen, Todtschlag und Straflosigkeit in ihrem Gefolge hätte.

Nehmen Sie dagegen an, daß alle Menschen arm seien: vergebens erhebt sich dann für sie die Sonne am Horizont, vergebens erwärmt sie die Erde und macht sie fruchtbar, vergebens strömt der Himmel seinen Einfluß über sie aus, vergebens bewässern sie die Flüsse und verbreiten in den verschiedenen Gegenden Fruchtbarkeit und Ueberfluß; nutzlos gestattet das Meer, in seine tiefen Abgründe das Senkblei hinabzulassen, nutzlos schließen sich die Felsen und die Gebirge auf, daß man in ihrem Schoße wühlen und alle Schätze, welche sie in sich bergen, daraus an das Tageslicht ziehen dürfe. — Stellen Sie aber fest, daß von allen auf der Erde verbreiteten Menschen die Einen reich, die Andern hingegen arm und bedürftig seien, dann bewirken Sie, daß das Bedürfniß die Menschen einander näher bringt, sie verbindet, sie gegenseitig aussöhnt. Die Einen dienen, gehorchen, erfinden, arbeiten, bebauen, vervollkommnen; die Andern genießen, ernähren, leisten Hilfe, gewähren Schutz, regieren: Alles ist festbestimmte Ordnung, und Gott offenbart sich.

Leget das Ansehn, das Vergnügen und die Muße auf die eine Seite; die Abhängigkeit, die Sorgen und das Elend auf die andere, und diese Dinge werden durch die Bösartigkeit der Menschen verschoben werden, oder Gott ist nicht Gott.

Eine gewisse Ungleichheit in Hinsicht der Glücksumstände, welche die Ordnung oder die Unterordnung aufrecht erhält, ist das Werk Gottes, oder setzt ein göttliches Gesetz voraus; ein zu großes Mißverhältniß, und zwar ein solches, wie es sich unter

den Menschen bemerklich macht, ist deren Werk, oder das Gesetz der Stärkern.

Die äußersten Gegensätze zeugen von Mängeln und haben ihre Quelle in dem Menschen; jede Ausgleichung ist gerecht und hat Gott zum Urheber.

Wenn man an diesen Charakteren keinen Geschmack findet, so werde ich mich darüber wundern; und findet man Geschmack daran, werde ich mich ebenso wundern.

Nachträgliche Bemerkung.

Die S. 25 erwähnte deutsche Uebersetzung dieses Werkes ist, wie uns inzwischen mitgetheilt worden, vor einhundert und dreißig Jahren erschienen und führt den Titel:

„Des Herrn Jean de la Bruyère vernünftige und sinnreiche Gedanken von Gott und der Religion wider die sogenannten Esprits forts oder starken Geister ꝛc., übersetzt und durchgehends mit Anmerkungen versehen von Joh. Joachim Gottlob von Ende [damals Diakonus in Gräfenhaynichen, später Superintendent in Dresden]. Danzig, 1739."

Man ersieht aus diesem Titel, daß sie nur eine Uebersetzung des letzten Kapitels der „Charaktere" La Bruyère's ist und rein theologischen Zwecken dient. Sie soll „mit reichen Anmerkungen und einer langen einleitenden Vorrede versehen sein, hervorgegangen aus den von der Wolff'schen Philosophie angeregten Streitigkeiten".

K. E.

Inhalt.

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.